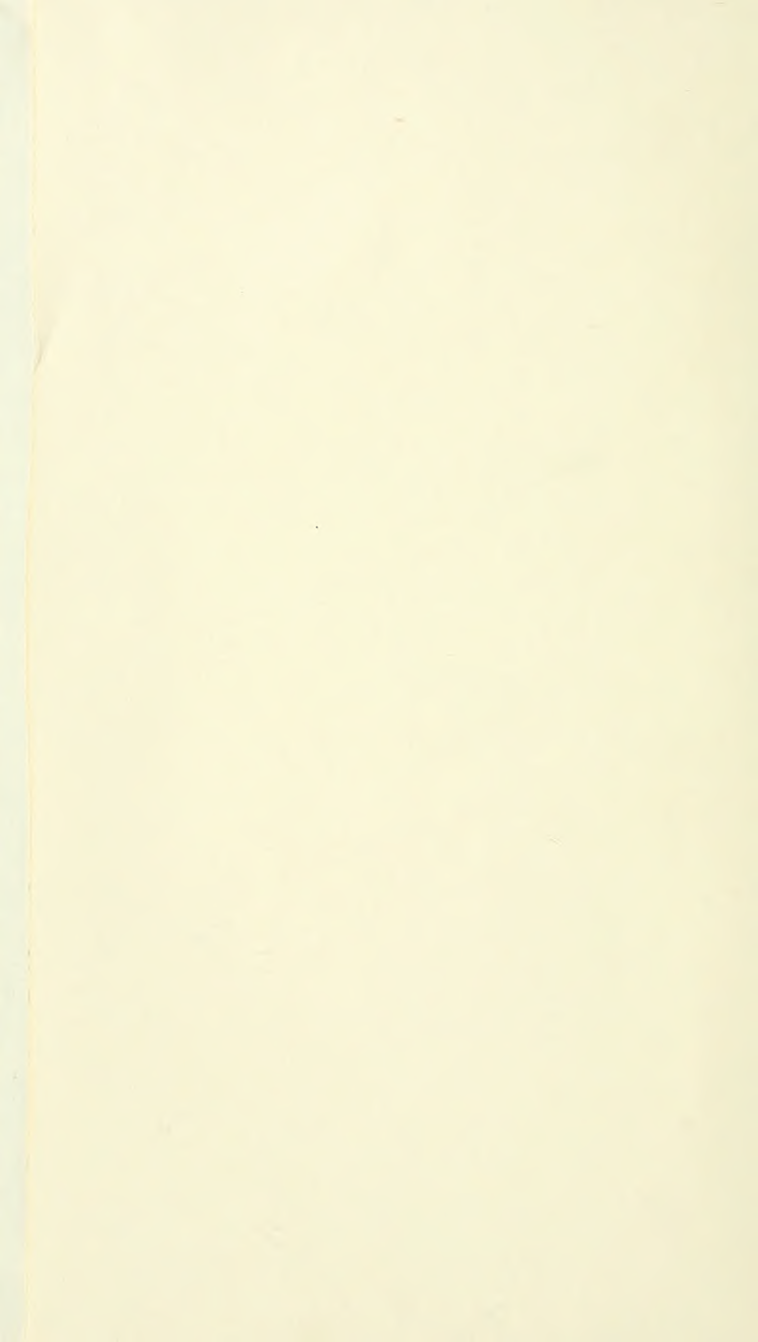








Historische Werke

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,
Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.



Erster Theil.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.

Vermischte
historische Schriften

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,
Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Erster Theil.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.

Vorrede.

Wenn es dem Verfasser noch vergönnt ist, bey seinen Lebzeiten eine Sammlung seiner sämmtlichen historischen Schriften zu veranstalten, so verdankt er dieses der nachsichtsvollen Aufnahme, die sie bisher bey dem Publicum gefunden haben. Der Wunsch, seinen dereinstigen litterarischen Nachlaß — vorausgesetzt, daß es wirklich ein Nachlaß wird — der Welt in der ihm möglichsten Vollendung zu übergeben, ist ein zu natürlicher Wunsch des Schriftstellers, als daß er irgend einer Mißdeutung ausgesetzt seyn könnte. Er darf aber auch zugleich hoffen, den Wünschen seiner Leser entgegen zu kommen, die ein solches Unternehmen lieber durch ihn selbst, als dereinst, wenn er nicht mehr seyn wird, durch Andere veranstaltet sehen werden.

Eine Sammlung der historischen Schriften des Verfassers ist gleichbedeutend mit einer Sammlung seiner deutschen Schriften, denn sie alle ohne Ausnahme haben historische Beziehungen, auch wenn sie nicht rein historisch sind. Seine lateinischen Werke, die Ausgabe der Eclogen des Stobaeus, des Menander Rhetor, die Abhandlungen für die Societät der Wissenschaften, bleiben davon ausgeschlossen; von den deutschen aber soll Nichts fehlen, was irgend für das Publicum von Erheblichkeit seyn kann.

Die Sammlung wird in sechs Lieferungen, jede zu drey Theilen, den Theil zu 400-500 Seiten bestehend, erscheinen. Die erste Lieferung Theil I-III. enthält unter dem Titel: Vermischte historische Schriften die sämmtlichen historischen Abhandlungen und Aufsätze, die sowohl in den drey Theilen der kleinen historischen Schriften, als auch in Zeitschriften und andern Sammlungen zerstreut sind; und zwar die beyden ersten Theile alle diejenigen, die sich auf mittlere und neuere Geschichte, der dritte alle, die sich auf das Alterthum beziehen. Die zweyte Lieferung,

Theil IV-VI., umfaßt in den beyden ersten Theilen die Geschichte der classischen Litteratur im Mittelalter; in dem letzten Biographieen und Darstellungen von Heyne, Müller, Spittler u. s. w. Die dritte Lieferung, Theil VII-IX., enthält in dem ersten Theil das Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums; in den beyden letzten das Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien seit der Entdeckung beyder Indien. Die drey übrigen Lieferungen, Theil X-XVIII., umfassen die Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt mit ihrer Fortsetzung. Ein letzter Theil wird die nothwendigen Register über die sämmtlichen Werke, und, wenn es gewünscht werden sollte, eine Auswahl von Recensionen enthalten. Alle zu der Sammlung gehörenden Werke erscheinen unter dem doppelten, sowohl dem allgemeinen, als dem speciellen Titel; und werden zur Bequemlichkeit der Leser auch einzeln verkauft. Sollte, worüber der Verfasser nichts im voraus zu bestimmen vermag, noch ein neues historisches Werk aus

seiner Feder kommen, so wird es mit gleicher Schrift und in gleichem Format als Fortsetzung der Sammlung erscheinen.

Es wird nicht erst der Versicherung bedürfen, daß der Verfasser diese Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, Verbesserungen zu machen, wo er diese für nöthig hält; und Fortsetzungen zu liefern, wo diese bisher fehlten. Die beyden letzten Abhandlungen des ersten Theils werden davon schon sofort die Beweise geben; von denen die zweyte über das Brittische Continental-Interesse jetzt bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt ist; und die dritte einen bedeutenden, hoffentlich nicht unwichtigen, Zusatz erhalten hat. Gänzliche Umarbeitungen wird man bey Werken, die fast alle schon durch mehrere Auflagen, stets verbessert, und zum Theil selbst schon umgearbeitet, gegangen sind, nicht erwarten. Der Gesichtskreis des einzelnen Mannes hat einmal seine Grenzen; und nicht jede Umarbeitung ist Verbesserung.

Was über die einzelnen Werke zu bemerken wäre, enthalten die Vorreden zu diesen; auf welche wir daher verweisen. Der

Verfasser würde also von seinen Lesern Abschied nehmen können, wenn ihm nicht noch Etwas übrig wäre; wenn er nicht — von sich selber ihnen einige Rechenschaft schuldig zu seyn glaubte. Seine Schriften sind einmal sämmtlich von der Art, daß sie nicht blos trockene Resultate von Forschungen enthalten; an allen hat vielmehr nicht blos der Kopf, sondern auch das Gemüth den wesentlichsten Antheil gehabt. Die Leser würden ihn daher nur sehr unvollkommen beurtheilen, wenn sie nicht den ganzen Gang seiner Bildung, und die Veranlassungen und Zwecke, welche ihn zum Schriftsteller machten, zugleich kennten. Eine eigentliche Biographie von sich zu schreiben, fühlt er sich jedoch nicht berufen; und da er überhaupt bisher so wenig gewohnt war, von sich selber zum Publicum zu sprechen, so mag ein Schreiben an einen Freund, dem er vor kurzem veranlaßt wurde, die Aufschlüsse über sich selbst zu geben, die hier gewünscht werden könnten, dieser Vorrede folgen. Glücklich würde er sich schätzen, wenn ihm viele Leser zu Theil werden sollten, die ähnliche Ansichten und Gesinnungen mit ihm

hegten; von denen, wo dieß nicht der Fall ist, hofft er wenigstens diejenige Nachsicht erwarten zu dürfen, die auch sie wieder von Andern zu fordern berechtigt, und vielleicht benöthigt sind. Was er den Einen und den Andern versprechen darf, ist, daß sie in keiner seiner Schriften etwas anders als das Resultat seiner innigsten Ueberzeugung, und dieses jedesmal so klar und deutlich dargelegt finden werden, als es ihm zu geben irgend möglich war.

den 22. April 1821.

Schreiben an einen Freund,
biographische Nachrichten enthaltend.

Sie verlangen von mir, W. Fr., einige Nachrichten über den Gang meiner Studien und meiner litterarischen Ausbildung. Sie glauben dadurch den besten Commentar zu meinen Schriften zu erhalten, und haben darin nicht Unrecht; allein Sie haben es sich selber zuzuschreiben, wenn Sie mich dadurch in etwas zum Geschwätzigen machen. Wie einfach auch größtentheils meine Zeit verflossen ist, so war bey mir das litterarische Leben doch nie ganz abgesondert von dem menschlichen; und ich würde nicht im Stande seyn, Ihnen das erste zu erzählen, wenn Sie mir nicht verstatten wollten, auch etwas von dem letztern einzumischen. Fürchten Sie indeß nicht, daß dessen zu viel werden wird; ich habe das Schicksal der meisten Gelehrten gehabt, daß mein Leben desto einfacher ward, je weiter ich darin fortrückte; wenn ich

Ihnen daher mehr von meiner Jugend als von dem Alter spreche, so werden Sie dieß nicht unpassend finden. Ist denn die Jugend nicht auch die Zeit unserer Bildung?

Zwey große Vortheile, die allein mich zum Dank gegen die Vorsehung verpflichten würden, wenn sie mir auch keine andre geschenkt hätte, wurden mir gleich bey meiner Geburt zu Theil. Der eine, daß ich durch sie zu jener glücklichen Mittelklasse gehörte, die, gleich weit von der Dürftigkeit und dem Ueberflusse entfernt, den Druck des Mangels nicht kennen lernt; der andere, daß mir eine Gesundheit gewährt wurde, die bis jetzt zum 61sten Jahre kaum ein paarmal durch bald vorübergehende Krankheiten unterbrochen ward. Meine Eltern stammten beyde aus der Stadt Bremen; mein Vater war der Enkel eines dortigen Bürgers und Kaufmanns, und der Sohn eines Predigers an derselben Kirche, an der er selbst nachmals in gleicher Stelle stand; die Mutter, eine geborne Wolters, die älteste Tochter aus einem wohlhabenden, seitdem erloschenen, Kaufmannshause. Geboren ward ich jedoch nicht in der Stadt, sondern in einem benachbarten, eine kleine Meile entfernten Dorfe, Arbergen, am 25. Oct. 1760, wohin mein Vater, nachdem er, seit seiner Rückkehr von der Universität, einige Jahre Lehrer an der Bremischen Domschule und am Athenaeum gewe-

sen war, wenige Monathe vor meiner Geburt als Prediger versetzt ward; in demselben Orte, und in demselben Hause, wo drey Jahre früher mein berühmter Freund, der Entdecker der Pallas und Vesta, Doctor Olbers, geboren wurde; dessen Vater dort Vorgänger des meinigen war. So hatte ich das Glück, meine Knabenjahre meist auf dem Lande, wenn auch selten in ländlicher Einsamkeit, zuzubringen, welche die Nähe der Stadt und die Familienverbindungen darin wenig gestatteten. Bereits im Jahr 1775 aber ward mein Vater als Prediger an der dortigen Domkirche wieder nach Bremen versetzt; wo er die letzte Hälfte seines langen Lebens, das erst im 84sten Jahre 1811 endete, nun ununterbrochen zubrachte. Das dankbare Andenken an den frommen Greis, den niemals jemand eines Unrechten hat zeihen können, ist dort bey seiner großen Gemeine noch nicht erloschen; und kann es nicht leicht, da seine geistlichen Lieder, die aus dem dortigen Gesangbuch auch in viele auswärtige, wenn auch ohne seinen Nahmen, aufgenommen sind, es erhalten. Sein häusliches Glück ward früh, schon in meinem zehnten Jahre, durch den Tod meiner Mutter gestört; einer durch Gellert's Schriften gebildeten Frau; ein Verlust, den mein Vater nicht glaubte durch eine zweyte Ehe ersetzen zu können. Von den vier Kindern, die sie ihm hinterließ, war

Ich der älteste. Außer mir lebt nur noch der jüngste Bruder in glücklichen Familienverhältnissen als Kaufmann in Hamburg; die einzige geliebte Schwester, Gattin eines der angesehensten Kaufleute in unserer Vaterstadt, die treueste Freundin meines Lebens von Kindheit an, raubte mir der Tod in demselben Jahre mit dem Vater. Wer, wie Sie, aus eigner Erfahrung weiß, was die innigste Geschwisterliebe für das Leben ist, wird ihre Erwähnung nicht überflüssig finden.

Den ersten Unterricht, und zwar im Latein und in der Geometrie, gab mir mein Vater. Er konnte es; er hatte sich nicht blos durch theologische, sondern auch humanistische und mathematische Studien in Jena und Göttingen gebildet; und konnte noch bey seinem 50jährigen Amtsjubileo im 78sten Jahr eine lateinische Rede halten und drucken lassen, deren sich kein Humanist zu schämen brauchte. Dennoch glaubte er sich bald dem Unterricht nicht gewachsen; und vertraute ihn Hauslehrern an. Die beyden ersten kann ich mit Stillschweigen übergehen; den dritten, einen H. Hasselmann, von dem hiesigen Doctor und Professor Miller meinem Vater empfohlen, darf ich nicht unerwähnt lassen; mit ihm begann meine Ausbildung zum Gelehrten.

Er war ein guter Lateiner; und suchte mich auch dazu zu machen. Licht's syntactische Schul-

übungen wurden von Anfang bis zu Ende von mir übersetzt, in der süßen Hoffnung (lachen Sie nicht!) mein Werk dereinst gedruckt zu sehen! Doch wichtiger ward er für mich, weil er, wenn auch ohne daran zu denken, den Sinn für Geschichte bey mir zuerst aufregte. Mit der Aeneide verband er das Vorlesen der Römischen Urgeschichte aus der allgemeinen Welthistorie, die wohl einen Knaben fesseln kann. Mit dem Cornelius ward ich weidlich geplagt, aber Curtius ward mein Liebling. Vom Griechischen war nicht weiter die Rede, als daß ich die Paradigmata lernte, und den Cebes übersetzte. Freylich, als es mir gelang, den Robinson Crusoe zu erhaschen, wäre fast Alles andre darüber vergessen; hätte nicht Zachariä's Uebersetzung des verlohrnen Paradieses, die Gefechte der guten und bösen Engel, vor Allen aber Satans Reise durch das unendliche Leere meiner Phantasie einen höhern Schwung gegeben. Dichtung und Wahrheit waren mir natürlich gleich; aber was sich mir nicht in der historischen Form darstellte, hat nie bey mir Eingang finden können.

An jenem Unterricht auf dem Lande und im väterlichen Hause nahm noch ein Mitschüler Antheil, der auf anderem Wege zum berühmten und hochverdienten Mann reifen sollte; mein Freund Göschen in Leipzig. Er war in Arbergen in Pension, war, wenn auch um einige Jahre älter, mein Gespiele;

und besuchte die Stunden in unserm Hause. Noch vor Kurzem haben wir in seiner friedlichen Wohnung bey Grimma unsere Jugendfreundschaft erneuert. Sie sehen, es bedurfte nicht erst meiner, um das Dorf Arbergen am Himmel und auf Erden zu verherrlichen. Und doch glänzt es noch in keiner Geographie!

Uebrigens war meine Erziehung sehr fromm; und ich hielt mich auch selber dafür. Der Religionsunterricht, in der Kirche wie im Hause, nahm einen nicht geringen Theil meiner Zeit weg. Ich hatte gelernt, daß die Gebete der Frommen nicht unerhört bleiben. Eine Ueberschwemmung der Weser drohte die Deiche zu durchbrechen, ich betete knieend, daß es nicht geschehen möge; und sie hielten. Konnte ich zweifeln, daß mein Gebet die Ursache sey? Dies war unschädlich, denn zur religiösen Eitelkeit war ich noch zu jung; aber ich weiß auch aus Erfahrung, wie vorsichtig Eltern und Lehrer beym Religionsunterricht seyn müssen. Die Worte, die man vor meiner Confirmation mich lesen ließ: "wer da unwürdig isset und trinket 2c." stürzten mich in Zweifel, die mich fürchterlich quälten.

Als ich gerade dem Knabenalter entwuchs, wurde mein Vater, auf den ausdrücklichen Wunsch der Dom-Gemeine, wieder in die Stadt versetzt. Hier ward natürlich vieles anders. Der häusliche Unterricht hörte auf; mit dem Anfange des Jahrs 1776

kam

kam ich auf die Bremische Domschule, und zwar sofort in die erste Classe. Von meinen damaligen Lehrern lebt dort nur noch Einer, nachmaliger College meines Vaters an der dortigen Domkirche, im hohen Greisesalter, H. D. Nicolai. Von meinen damaligen Mitschülern glaubte ich auch nur noch Einen am Leben; ein Zweyter, der neben mir auf derselben Bank saß, von dem ich aber nie etwas wieder gehört hatte, ließ mich im letzten Kriege als Russischer Artillerie-General begrüßen. Er hatte, wie ich erfuhr, meist an der Persischen Grenze gestanden.

Auf der Schule machte ich in den gewöhnlichen Lectionen keine solche Fortschritte, wie ich gesollt hätte; zum Theil mit, zum Theil ohne meine Schuld. Im Latein blieb ich ungefähr auf der Stuffe, auf der ich war. Im Griechischen ward anfangs nur Plutarch de puerorum educatione gelesen, dem ich schlechterdings keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dann wurde die Iliade angefangen; aber ich war zu wenig vorbereitet. Am schlimmsten ging es mit dem Hebräischen. Meine Mitschüler waren alle weiter; ich hingegen wußte davon noch gar nichts; gleichwohl ward es nach der Grammatik von Danz gelehrt, die von jedem Punct und Accent Rechenschaft ablegt. Ich konnte mir davon schlechterdings keine deutliche Idee machen; und mußte also wohl ein großer Stümper bleiben.

Dennoch wurde mir auf andre Weise der Besuch der öffentlichen Schule sehr nützlich. Jeden Sonnabend Morgen war zwey Stunden hindurch lateinisches Disputatorium. Das war mein Feld. Bald als Opponent, bald als Respondent war ich auf dem Platze; und brachte es bald dahin, daß nur Wenige es wagten, mit mir — den Sie wohl den Friedliebenden zu nennen pflegen — anzubinden. Auch nachmals auf der Universität wurden diese Uebungen ununterbrochen fortgesetzt. Ist Klarheit in meine Ideen, ist Fluß in meine Rede gekommen; so verdanke ich es vorzüglich ihnen; und segne die Stunden, die ich darauf verwandt habe.

Außer der Schule war ich so gut wie gänzlich mir selber überlassen; da die vielen Amtsgeschäfte den Vater hinderten, auf mich zu achten, wenn er es auch gewollt hätte. Indeß hatte ich Zutritt in ein paar reichen Häusern; deren Besitzer sich dem Handel entzogen hatten, und in der Beschäftigung mit Kunst und Litteratur ihre Erholung suchten. Sie fanden, selbst kinderlos, Gefallen an dem jungen Menschen; und zogen mich nicht blos in ihre Gesellschaften, sondern nahmen mich auch wohl mit auf ihre Landsitze. Dies belebte mein Ehrgefühl; und hielt mich von schlechten Vergnügungen zurück, wozu sich sonst leicht die Gelegenheit gefunden hätte.

Wie konnte es aber anders seyn, als daß das Leben in einer freyen Handelsstadt, die eben damals in vollem Aufblühen war, auf meinen Geist und meine ganze Denkungsart einwirkte. Es war die Zeit des Amerikanischen Krieges, während dessen der bisher nur beschränkte Handel meiner Vaterstadt anfing, sich zum Welthandel zu erheben. Ich sah das Alles nicht blos aus der Ferne, sondern in der Nähe; in dem Kreise meiner nächsten Umgebungen, meiner eignen Verwandten außer dem väterlichen Hause. Die Unternehmungen nach Amerika, nach Westindien, bald auch nach Ostindien, wurden die täglichen Gespräche. Ohne es mir einfallen zu lassen, daß ich je über den Handel schreiben würde, faßte ich doch einen hohen Begriff davon; und erhielt manche anschauliche Kenntnisse. Dazu kamen die bürgerlichen Verhältnisse. Sprach man auch noch nicht von Freyheit und Gleichheit, so hatte man sie doch, so weit man sie haben wollte. Man bekommt von einem freyen Gemeinwesen keinen anschaulichen Begriff, wenn man nicht darin gelebt hat; und wie hätten jene Jugendeindrücke wieder verschwinden, jene Bilder wieder verlöschen können? Brauche ich es Ihnen zu sagen, wie unschätzbar mir dieses für meine spätern historischen Studien geworden ist? Habe ich in meinen Darstellungen den Geist der verschiedenen Verfassungen einigermaßen getroffen, so ist dies nicht

blos aus den Büchern, sondern großentheils aus dem Leben hervorgegangen. Auch für Wissenschaft und Litteratur war man nicht unthätig. Mein Vater war der Mitgründer einer noch bestehenden, reich und blühend gewordenen, Anstalt, des Musei. Ein kleiner Kreis von gebildeten Männern war zusammengetreten, den Grund zu einer Sammlung zu legen, und durch Vorlesungen sich zu unterrichten. Mein Vater nahm mich mit in die ersten Zusammenkünfte dieser Gesellschaft; auch dies konnte nicht ohne Gewinn für den Jüngling seyn.

So waren die Umgebungen und Verhältnisse, unter denen ich aufwuchs, bis der Zeitpunkt kam, wo ich auf die Universität gehen sollte. Mein Vater hatte mich für die Theologie bestimmt; mit dem Vorsatz, mich ihr zu widmen, kam ich Michaelis 1779 nach Göttingen. Wie beschränkt meine Kenntnisse waren, etwa das Latein abgerechnet, werden Sie aus dem Obigen haben abnehmen können. Das Griechische reichte nicht über das N. Testament hinaus; im Hebräischen suchte ich mich durch ein Fundamentale etwas fest zu setzen, das auch wenig fruchtete. Die Logik bey dem ehrwürdigen Feder, dem ich so viel anderes verdanke, konnte einen jungen Menschen nicht viel weiter bringen, der einmal nicht für die philosophische Speculation gemacht war; die Kirchengeschichte bey dem alten Walch war ganz

ohne Nutzen. So sehen Sie mich in Gefahr, mein erstes halbes Jahr auf der Universität fast so gut wie umsonst zuzubringen; wäre mir nicht der Zufall zu Hülfe gekommen. Als ich, schon ein paar Wochen nach dem Anfang der Collegien, müssig auf der Straße herumwandelte, begegneten mir ein Paar meiner Bekannten, die, zu Heyne in die griechischen Alterthümer gehend, mich beredeten, dort zu hospitiren; und — da ein fleißiger Student doch nicht weniger als fünf Collegia haben dürfe — sie noch zu belegen. So kam ich zuerst in die Nähe, wenn auch noch nicht in die Bekanntschaft des Mannes, der unter Allen auf mein künftiges Leben in jeder Rücksicht den größten Einfluß haben sollte. In jenen Vorlesungen ging mir zuerst eine neue Welt auf, weil ich sah, daß es einst eine andre Welt gegeben hatte. In Manches konnte ich mich freylich nicht finden; aber dessen, was ich verstand, war genug um mich zu fesseln.

Diese Vorlesungen waren es, die zuerst meinem Geist eine andre Richtung zu geben anfingen. Ich sah so viel ein, daß ich mit der Theologie allein nicht ausreichen würde. Doch blieb ich ihr, etwa ein Jahr hindurch, noch treu; hörte Dogmatik und theologische Litterärgeschichte bey Miller, zu dem ich, auf den Wunsch meines Vaters, ins Haus zog; Dogmengeschichte bey Spittler, der ich, mit

zu wenigen Vorkenntnissen versehen, nicht folgen konnte; und die Erklärung der Evangelien bey Koppe. Aber ich fühlte mich nirgend einheimisch; und wie konnte ich auch bey so beschränkten Sprachkenntnissen einheimisch werden? Die platten Späße und langweiligen Erörterungen bey Michaelis verleideten mir vollends die Exegese; ohnehin war bey ihm im alten Testament, ohne das Arabische, nicht viel zu lernen. So waren meine beyden ersten Universitätsjahre fast für mich verloren. Ich sah endlich ein, daß ohne gründliches Studium der griechischen Sprache und Litteratur nicht fortzukommen sey; und die wahrscheinliche Aussicht, dereinst in Bremen beym Gymnasium angestellt zu werden, die sich mir bey einer Reise zu Hause um Michaelis 1781 eröffnete, überzeugte mich davon völlig. Mit diesem Zeitpunkt fing mein eigentliches planmäßiges Studiren an. Ich warf Alles andere weg, und trieb diesen Winter nichts als Griechisch. Mein Hauptcollegium war die Odyssee bey Heyne. An ihn hatte ich mich gewandt, und er wurde mein Rathgeber. Schon in den ersten Wochen fühlte ich, daß ich weiter kam. Die ersten Gesänge wurden streng grammatisch erklärt; das war es gerade, was mir fehlte. Ich bereitete mich auf das sorgfältigste zu jeder Stunde vor; und kam bald so weit, daß ich mir selber helfen konnte. Damit verband ich für mich das Lesen einiger kleinen Stücke

von Plato und von Plutarch. An der einen Seite das Wörterbuch, an der andern die Grammatik, ging ich Schritt vor Schritt, und ruhte durchaus nicht eher, bis ich über jede mir aufstoßende Sprachschwierigkeit mir Rechenschaft geben konnte. Die ersten zwey bis drey Monathe war dies eine peinliche Uebung; aber sie belohnte sich bald durch das Gefühl meiner Fortschritte. Zugleich nahm ich, nur als Hospitant, an den Uebungen im Heyneschen Seminar Theil; und erhielt nicht lange vor Ostern die Erlaubniß zu interpretiren. Es war aus einem Chor des Tragikers Seneca; ich bereitete mich vor, wie Sie denken können. Heyne ließ mich gewähren, und machte in der ganzen Stunde nur eine einzige Erinnerung; aber nach der Stunde mußte ich zu ihm herauf kommen; und nun erfolgte der ermunternde Zuruf, dessen Sie sich vielleicht aus seiner Biographie erinnern: "Nun das kann was werden!"

Von dieser Zeit an lebte ich im Gebiet der classischen Litteratur; und würde wohl ganz darin gelebt haben, wäre nicht eben damals meine genauere Bekanntschaft mit Spittler entstanden. Nächst Heyne ist Er der Mann, dem ich bey meinen Studien das Meiste verdanke. Sein Umgang und seine Vorlesungen über politische Geschichte, — ich habe zwey derselben, über die Geschichte der Friedensschlüsse, und die Geschichte der Deutschen Staaten bey ihm ge-

hört — waren mir gleich lehrreich. Sie werden mir leicht glauben, daß es nicht die Geschichte selber ist, die ich bey ihm gelernt habe; aber Methode und Behandlung der Geschichte! Ich bedurfte ein Vorbild; nicht um es nachzubilden, woran in so mancher Rücksicht nicht zu denken war, wenn ich es auch gewollt hätte; aber um meine Begriffe über Ansichten der Geschichte im Großen, über historisches Raisonnement, und über historischen Vertrag aufzuklären. Dies verdankte ich Spittler'n; (andere Lehrer der Geschichte habe ich nicht gehört;) und weit entfernt von der elenden Eitelkeit, Alles aus mir selber genommen zu haben, gestehe ich gern, daß ich es ihm verdankte. Von dem Mann selber sage ich Ihnen nicht mehr, da ich in einem eignen Aufsatze von ihm gesprochen habe.

Neben ihm muß ich noch den ehrwürdigen Feder nennen, dessen Vorlesungen ich wiederholt besuchte. Kein Philosoph auf der Welt hätte mich freylich selbst zum Philosophen bilden können, weil ich keine Anlagen dazu hatte. Aber sein Umgang, der Umgang des wahren practischen Weisen, nutzte mir mehr als seine Vorlesungen, und dazu kam — sein, jedes Semester gehaltene, lateinische Disputatorium. Diese Uebungen hörten bey mir nicht auf. Sie wurden durch das Seminarium bey Heyne verdoppelt; ja in einem halben Jahre, wo ich auch noch eins bey

Meiners nahm, verdreyfacht. Vielen mag dies gegenwärtig übertrieben scheinen. Aber kann man in der Entwickelung und dem mündlichen Ausdruck seiner Gedanken sich zu viel üben? Daß diese Uebungen fast gänzlich verschwunden sind, ist nicht genug zu beklagen!

Unterdeß nahmen meine humanistischen Studien eine historische Wendung. Die Sprache zog mich bey ihnen immer weniger als die Sachen an. So ging ich daran, die alte Geschichte aus ihren Quellen zu studieren. Für jede Periode wurde der Hauptschriftsteller zum Grunde gelegt, und chronologisch excerpirt. Daneben wurden zugleich die andern Schriftsteller gelesen, und das Abweichende in Nebencolumnen bemerkt. Ich glaube noch jetzt, daß diese Methode für den Anfang die zweckmäßigste ist.

Die Vorlesungen und Uebungen bey Heyne fesselten mich indeß zugleich an die Dichterwelt, in der er selber am meisten lebte. Im Winter 1782 hörte ich bey ihm über Pindar, seinen Liebling. Welcher Reichthum von Bemerkungen über Sprache und Sachen, über lyrische Poesie und Griechisches Alterthum! Die Uebungen im Seminar, an denen ich Theil nahm, betrafen meist die Tragiker. Es fehlte also nicht an Gelegenheit, mit der Griechischen Dichtersprache vertraut zu werden. Heyne traute mir indeß für das Alles mehr Anlagen zu, als ich hatte. Es war

eine seiner Lieblingsideen, eine Sammlung und Bearbeitung der Bruchstücke der griechischen Lyriker zu veranstalten; er glaubte mich dazu geschickt. Mit dem Sammeln mußte angefangen werden; dieß führte mich in die abgelegenen Regionen der Griechischen Litteratur. Jene Bruchstücke sind, wie Sie wissen, meist in den Schriften der Grammatiker, Scholiasten und Rhetoren, zerstreut. Diese Alle, den Eusttathius mit eingerechnet, mußten durchgelesen werden; eine Arbeit, die mich wohl ein Jahr hindurch beschäftigt hat. So entstand freylich eine, vielleicht ziemlich vollständige, Sammlung. Aber über das Sammeln bin ich auch nicht hinausgekommen. Mein gutes Geschick hielt mich von einem Unternehmen zurück, das weder meinen Kenntnissen noch meinem Geschmack entsprach. Die Metrik allein hätte mich unter die Erde gebracht!

Unterdessen näherte sich das Ende meiner academischen Jahre; und ein Entschluß mußte für die Zukunft gefaßt werden. Mein wohlwollender Lehrer und Freund Feder bot mir eine Hofmeisterstelle in der Italienischen Schweiz an, mit allen den Vortheilen, die einen jungen Mann einladen können; einem guten Gehalt, Reisen, einer künftigen Pension. Ich war bereits entschlossen zu folgen, und hatte so gut wie mein Wort gegeben. Aber das Schicksal wollte es anders. Die ersten Bedenklichkeiten erregte ein Brief

meiner Schwester. "Was willst Du, schrieb sie mir, nach Deinem Hofmeisterleben machen? Wie willst Du Dich wieder an die einfache Lebensart gewöhnen, wenn Du Jahre lang in dem großen Hause gelebt hast?" Den Ausschlag gab Heyne, der überhaupt einen Widerwillen gegen das Hofmeisterleben hatte. "Lassen Sie das seyn, sagte er mir, es führt am Ende zu Nichts. Blicken Sie doch um sich; kann es denn hier Ihnen fehlen?" Das entschied, mein guter Genius half mir auch diesmal, wie öfter. Ich glaube einmal an seine Winke in entscheidenden Augenblicken des Lebens; es kommt nur darauf an, sie zu verstehen.

So war es beschlossen, daß ich mich der Academischen Laufbahn widmen wollte. Ich fühlte, was ich noch zu lernen hatte, und verdoppelte meinen Fleiß. Um als Lehrer künftig auftreten zu können, war es nöthig zu promoviren. Es geschah am 29. May 1784. Meine Disputation handelte: de Chori Graecorum Tragici natura et indole, ratione argumenti habita. Heyne hatte mich darauf gebracht; die alte Litteratur hätte nicht viel dabey verloren, wenn sie auch ungedruckt geblieben wäre. Meine noch lebenden Opponenten waren der Russische Collegienrath Prof. Buhle, jetzt in Braunschweig; und Professor Grobdek in Wilna. Auch Heyne selbst hatte die Güte, mir zu opponiren. Meine Creation

hatte sich außer der Ordnung mein Freund und Landsmann Professor D. Kulenkamp vom Decan erbeten; den ich noch bald wieder werde nennen müssen.

So war ich also Doctor und Magister der Philosophie und freyen Künste, und Privatdocent. Meine humanistischen Studien hatten einen nicht unbedeutenden Umfang erhalten; aber das Gefühl, daß ich den eigentlichen Sprachstudien schwerlich mein Leben würde widmen können, hatte sich bey der oben bemerkten Arbeit schon bey mir angefangen zu regen. Indeß sollte ich doch zunächst von dieser Seite mich dem Publicum zeigen; also etwa einen alten Schriftsteller bearbeiten. Aber einen Schriftsteller zu bearbeiten, den schon vor mir größere Meister bearbeitet hatten, ist mir von jeher ein ganz unerträglicher Gedanke gewesen; theils aus Mißtrauen in meine eignen Kräfte, theils weil ich zu wenig Gewinn dabey sah. Nun war ich aber, als ich bey dem Fragmenten-Sammeln die Rhetoren von Aldus durchlas, auf die Schrift eines griechischen Rhetors Menander über die Lobreden gestoßen, die noch die Hand keines Kritikers berührt hatte, und die außerdem mit der Schrift eines andern Rhetors Alexander fälschlich zusammengewachsen war. Einige gelungene Verbesserungen des höchst verderbten Textes erzeugten nun den Vorsatz in mir, jene Schrift des Menander herauszugeben. Ich machte mich also an die Arbeit; jede neue Emendation

ward auch ein neuer Sporn, das Jahr 1784 ward meist damit ausgefüllt. Die Frage war nun: wo einen Verleger finden? Ich ging mit meinem Manuscript zu dem verstorbenen Dieterich, der zum erstenmal in seinem Leben etwas von dem Rheter Menander hörte. "Kind! das lieset kein Mensch!" war die Antwort, als ich ihm mein Anliegen explicirt hatte. Da ich jedoch kein Honorar verlangte, und wir sonst gute Freunde waren, nahm er es hin. So erschien mein MENANDER Rhetor de Encomiis, ex recensione etc. 1785. Es war, ohne Hülfe von Handschriften, die erste critische Arbeit eines jungen Humanisten; also gewiß sehr unvollkommen. Indeß war es doch Etwas; und der gute Menander mochte immer von Glück sagen, daß er auch nur einen solchen Sospitator gefunden hatte; denn große Ansprüche konnte er wahrlich nicht darauf machen.

Um diese Zeit fing meine Gesundheit sehr an zu leiden; die des Geistes noch mehr als des Körpers. Es war eine sehr natürliche Folge meiner damaligen Lebensart. Meine ersten academischen Jahre hatte ich in einer heitern Stimmung verbracht. Mein Umgang beschränkte sich meist auf den Kreis meiner Landsleute und Jugendfreunde; fast Alle Söhne aus guten Häusern, und von anständiger Erziehung; wozu noch einige Hamburger und Seminaristen kamen. An unsern bestimmten Gesellschaften in einem öffent-

lichen Gasthause (von den nachmals sogenannten Lands-mannschaften, als geheimen Verbindungen, wußte man damals noch nichts), nahmen auf unsere Einladung nicht selten einzelne unserer Lehrer Antheil; ja einer derselben, der oben erwähnte Professor D. Kulenkamp, Prediger an der Reformirten Kirche, der bey vieler Jovialität doch nie etwas seinem Amte und seiner Würde vergab, war, als geborner Bremer, unser gewöhnliches Mitglied. Er war ein auf Holländischem Fuß gebildeter Philolog; und ich muß ihn noch besonders wegen seiner trefflichen classischen Bibliothek erwähnen, deren Gebrauch mir offen stand. Allmählig gingen aber meine genauern Freunde weg; Bekanntschaften mit jüngern knüpfen sich nicht so leicht an; ich lebte immer einsamer, zuletzt so gut wie völlig einsam; wozu meine etwas abgelegene Wohnung am Ende des obern Masch, (dasselbe Zimmer, was ich jedoch erst lange nachher von ihm selbst erfuhr, was mehrere Jahre früher Johannes Müller, und nach ihm der Verfasser des Siegwart, ein Neffe des Besitzers D. Miller, bewohnt hatte;) auch das ihrige beytrug. Daß mit einer großen Lebendigkeit des Geistes, auch da wo sie ohne Ueberspannung ist, dennoch ein Hang zur stillen Schwermuth verbunden seyn kann, ist eine nicht seltene Erscheinung; und nicht leicht war eine Lage mehr dazu gemacht, dieser Nahrung zu geben, als damals die meinige. Sie

fing an, sich der Melancholie zu nähern; und ich fühlte das dringende Bedürfniß einer Veränderung, die mir nur eine längere Reise gewähren konnte. Kaum konnte ich jedoch meinem guten Vater, wie bereitwillig er auch war, mir zu helfen, die Kosten derselben zumuthen; aber auch hier half mir wiederum mein gutes Geschick. Ein mäßiges Vermächtniß aus der Verlassenschaft eines reichen Großoheims, der um eben diese Zeit als Leibarzt des letzten Königs von Polen in Warschau starb, den er nach seiner gewaltsamen Wegführung von seiner Wunde geheilt hatte, (er hieß Regemann aus einer Bremischen Familie), ward mir zu Theil; das Uebrige durfte ich von meinem Vater erwarten. Sofort war auch mein Entschluß gefaßt, vor Allem Italien und Rom zu sehen, wohin die Reisen damals in Deutschland noch zu den Seltenheiten gehörten. Doch hatte ich noch keinen festen Plan, als mir ein zweytes Ereigniß zu Statten kam. Um jene Zeit war mein Freund und College Tychsen aus Spanien zurückgekehrt; und hatte aus dem Escurial die Vergleichung einer Handschrift der Eclogen des Johannes Stobaeus mitgebracht; die er so gütig war mir zu überlassen. Dies Geschenk ward für mich von der größten Wichtigkeit. Wir haben, wie Sie wissen, von Johannes Stobaeus zwey Sammlungen von Bruchstücken alter, meist verloren gegangener, Schriftsteller. Sein Florilegium,

das mehrmals herausgegeben, und allgemein verbreitet ist. Dann aber die Ecloge, die nur aus einer höchst verderbten und mangelhaften Handschrift 1575 bekannt gemacht sind, welche Ausgabe 1609 blos nachgedruckt ist. Beyde Abdrücke gehören aber zu den großen Seltenheiten; und finden sich nur in wenigen öffentlichen Bibliotheken. Meine Collation zeigte mir sogleich eine der reichsten Erndten von Zusätzen und Verbesserungen; und wenn Sie sich des oben Gesagten bey der Ausgabe des Menander erinnern, werden Sie leicht glauben, daß diese Arbeit nach meinem Geschmack war. Nun hatte ich, ein großer Gewinn! einen festen Zweck meiner Reise, nach dem sie eingerichtet wurde: die Vergleichung der Handschriften, und demnächst die Herausgabe der Eclogen des J. Stobaeus; womit sich alle andern Zwecke zu meiner Ausbildung überhaupt, deren Bedürfniß ich von so vielen Seiten fühlte, ehe ich es wagen durfte, als öffentlicher Lehrer aufzutreten, vortrefflich vereinigen ließen. Nur sechs bis sieben Handschriften jenes Werks sind, so viel man bisher weiß, vorhanden; die aber außer der in Spanien, deren Vergleichung ich besaß, in Deutschland, Italien, Frankreich, und, wie ich damals noch glaubte, auch Holland zerstreut sind; alle diese Länder mußte also mein Reiseplan umfassen.

Am

Am 17. Juli 1785 verließ ich Göttingen. Mein erstes Ziel war Augsburg; wo ich wußte, daß die öffentliche Bibliothek eine Handschrift der Eclogen enthalte. In Erlangen, wo ich ein paar Tage blieb, kam ich in die Bekanntschaft von Meusel, Harles, Hufnagel, und andern verdienten Gelehrten. Die wohlthätigen Folgen der Reise für meine Gesundheit fühlte ich schon in den ersten Wochen. Der Trübsinn verschwand; die jugendliche Heiterkeit kehrte zurück; ich fing an die Welt mit anderen Augen zu betrachten, je mehr ich von ihr sah. In Augsburg bewies mir der Bibliothekar Rector Mertens das Zutrauen, mir die Handschrift in den Gasthof zu geben; so konnte ich von Morgen früh bis gegen Abend arbeiten; und in ein paar Wochen erhielt ich eine Collation, die meine Erwartungen vollkommen befriedigte. Mit dem Gefühl, nicht umsonst zu reisen, ging ich nun nach München. Wie ganz anders war das damalige München, als das, welches ich vor sechs Jahren wieder sah! Es war damals die Zeit des Illuminaten-Sturms, der noch nicht ganz ausgetobt hatte; selbst an den Wirthstafeln war täglich die Rede davon. Auf der dortigen Bibliothek behandelte man mich sehr liberal. Der Aufseher der Manuscriptensammlung, ein geistlicher Rath, dessen Nahme mir entfallen ist, ließ mich allein; ich konnte vergleichen und abschreiben was ich wollte.

Für meinen Hauptzweck fand ich dort zwar nichts; aber doch einige andere interessante Sachen. Von München ging ich die Donau hinunter nach Wien. Ein Aufenthalt von sechs Wochen reichte hin, mich die Stadt mit ihren Kunstschätzen, so wie die herrliche Umgegend, kennen zu lehren. Auf der Bibliothek kam ich bald in Bekanntschaft mit ihrem Vorsteher, dem bekannten Abbé und Exjesuiten Denis; so wie mit Alxinger, Fock, v. Born, und andern ausgezeichneten Männern. Auch hier war keine Handschrift der Eclogen; wohl aber des Florilegiums, woraus ich Einiges verglich.

Bisher war ich allein gereist. In Wien führte mir das Glück einen Reisegefährten zu. Als ich eines Abends ins Theater gegangen war, klopfte man mir auf die Schulter; und als ich mich umwandte, stand mein Universitätsfreund, Bartels aus Hamburg, jetziger Bürgermeister in seiner Vaterstadt, vor mir. Er wollte nach Italien; ich auch. So wurden wir bald eins, in Triest uns wieder zu treffen; und von da zusammen zu reisen. So geschah es. Unsre Freundschaft ward bald zur Vertraulichkeit; und jeder Genuß verdoppelte sich, da wir ihn mit einander theilten.

Der Aufenthalt in Triest, (ich wohnte in dem Wirthshause, wo Winkelmann seinen Tod fand;) war, wenn nicht in litterarischer, doch in andrer Rücksicht

eben so angenehm als lehrreich. Der Anblick dieser mehr Italienischen als Deutschen Stadt; des Adriatischen Meers mit seinen Buchten und Küsten; des mit Schiffen, meist aus der Levante, angefüllten Hafens; die durch so Manches sich ankündigende Nähe Griechenlands und überhaupt der südlichen Welt, hat einen magischen Reiz für den, der dies Alles zum erstenmal sieht! Auch fehlte es nicht an interessanten Bekanntschaften, zu denen selbst ein Bruder Klopstock's gehörte. Unsere Absicht, zur See nach Venedig zu gehen, ward durch widrige Winde vereitelt; so mußten wir den Weg zu Lande über Sacile und Conegliano nehmen; die Ueberreste des alten Aquileja waren das Merkwürdigste, was wir hier sahen. Es war schon Abend, als wir von Mestre aus zu Wasser zu Venedig ankamen; erst am folgenden Morgen eröffnete sich uns der Anblick dieser Wunderstadt; der anfangs zum Erstaunen hinreißt, aber doch bald sättigt. Ich sah also noch die veraltete Republik; denn das Alter sprach sich in Allem aus; und durch nichts mehr als durch die Vergleichung mit dem jugendlich aufblühenden Triest. Die Gefälligkeit eines jungen, nur zu früh verstorbenen, Deutschen Gelehrten, Siebenkees, im Hause des Banquiers Hrn. Reck, an das wir addressirt waren, erleichterte uns sehr die Bekanntschaft mit den Merkwürdigkeiten Venedigs. Unter den Italienischen Gelehrten war der

würdige Morelli, der Vorsteher der St. Marcus-Bibliothek, gegen mich sehr gefällig; wiewohl sie für meinen litterarischen Hauptzweck mir nichts darbot.

Es ward schon Winter, als wir über Padua, Verona und Mantua die Reise fortsetzten. Ich erkrankte, und erwartete schon das, den Nordländern so gefährliche Fieber. Doch meine gesunde Constitution siegte; und bereits wiederhergestellt langte ich, zu Ende des Jahrs, in Florenz an. Die Gallerie und die Mediceische Bibliothek beschäftigten mich am meisten; aber eine noch fortdauernde Schwäche, und eine einfallende strenge Kälte, wogegen man in Italien am wenigsten geschützt ist, hinderten mich damals Florenz so zu genießen, als es sonst geschehen seyn würde. Unter den dortigen Gelehrten fand ich keine, die mich sehr angezogen hätten; Bandini und Bracci waren die wichtigsten. Meine Sehnsucht war außerdem auf Rom gerichtet.

Es war am 10. Febr. 1786, als ich in der alten Hauptstadt der Welt anlangte. Ich bin nie gewohnt, oder im Stande gewesen, meine Empfindungen hinaufzuschrauben; auch trägt die lange Erwartung dazu bey, die Gefühle abzustumpfen; ich gestehe Ihnen daher frey, daß der erste Eintritt in Rom nicht vermochte, mich in Begeisterung zu versetzen. Die Piazza del popolo ist, den Obelisk abgerechnet, dazu wenig geschickt. Aber Rom hat einen Zau-

der eigner Art. Die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit des Großen und Schönen, das es einschließt, entwickelt sich dem Zuschauer erst allmählig. Mit jedem Tage fesselt es ihn dann mehr und mehr; dazu kommt, daß der Fremde wohl nirgend als Fremder mehr geachtet ist, als hier; er fängt an hier gleichsam einheimisch zu werden, oder doch sich zu fühlen; und wer noch so gleichgültig in Rom anlangt, kann es bald nicht anders als tief gerührt verlassen.

Rom war in jeder Rücksicht das Hauptziel meiner Reise. Die Vaticana sollte mir die wichtigste Handschrift für den Stobaeus liefern; und ein längerer Aufenthalt mich mit den Werken der alten Kunst vertraut machen. Dies waren meine Zwecke. Sie werden keine neue Beschreibung der so oft beschriebenen Gegenstände erwarten; ich beschränke mich auf das, was mir persönlich war. Meine erste Bekanntschaft war Zoëga. Sie kennen den merkwürdigen Mann aus seinen Briefen und seinem Leben von Welker. Er wurde bald mein Freund, mein Begleiter auf meinen antiquarischen Wanderungen, und mein fast täglicher Gesellschafter. Was konnte ihn bewegen, einem Fremden, von dem er keine Vortheile weiter zu erwarten hatte, seine kostbare Zeit aufzuopfern, als die Hoffnung, zu seiner Bildung beyzutragen? Wie viel verdankte ich ihm schon dadurch; und doch sollte ich ihm noch mehr verdanken; denn Er

war es, der nach wenigen Tagen mich bey dem Cardinal, damals noch Monsignore, Borgia einführte.

Sie haben gewiß schon die Bemerkung gemacht, daß die Zahl der Männer, die wesentlich auf meine Bildung einwirkten, beschränkt war. Zu ihnen gehört Borgia. Nie habe ich einen Mann gesehen, der eine solche Milde der Gesinnung, jedoch gepaart mit einem leichten satyrischen Humor, ein so zartes Gefühl für Freundschaft, und, wo diese einmal entstanden war, eine so feste Anhänglichkeit hatte. Ich kam zu ihm ohne Empfehlung; er fand allmählig Gefallen an dem jungen Fremdling, und wurde nicht sowohl mein Gönner, als mein väterlicher Freund; denn in der That, mein Vater selbst hätte nicht viel mehr für mich sorgen können. So war es weder seine Gelehrsamkeit noch sein Museum, sondern sein Charakter, durch den er auf mich wirkte. Ich glaubte in ihm ein Ideal, oder doch mein Ideal der reinsten Humanität zu erblicken; was sich mir in seinen spätern Unglücksfällen, als er, des Seinigen beraubt und deportirt, in der Religion und den Wissenschaften seinen Trost suchte und fand, so herrlich bestätigte. Wer hätte ich seyn müssen, wenn das Wohlwollen eines solchen Mannes mich gleichgültig gelassen hätte? — Ich hatte bald zu jeder Zeit Zutritt zu ihm, und brachte nicht selten meine Stunden, während er schrieb,

auf seinen Zimmern in der Propaganda zu, wo er als ihr Secretair seine Wohnung hatte. Seine Puppe, wenn ich mich so ausdrücken darf, war sein Museum, oder Sammlung wissenschaftlicher Alterthümer, das, als dem Hause angehörend, dem größern Theile nach nicht in Rom, sondern in dem Familiensitze zu Velletri war, wo sein Bruder, der Cavaliere, wohnte. An einem andern Orte spreche ich mehr davon. Mehrmals begleitete ich ihn dahin; wohin denn auch Zoëga und andre Freunde kamen; und brachte hier auf classischem Boden in dem edelsten Familienkreise manche meiner glücklichsten Tage zu.

Die Zeit des Carnevals nöthigte mich, meine Arbeiten auf der Vaticana, weil alle Bibliotheken alsdann feyern, aufzuschieben. Dafür besuchte ich desto fleißiger das Vaticanische Museum; meist in Begleitung von Zoëga. Außer den Statuen waren es besonders die herrlichen Sarcophage mit den Reliefs, die mich anzogen. Unter denselben besonders Einer, den Winkelmann in den Monumenti, wie ich mich bald überzeugte, unrichtig, durch die Ermordung des Agamemnons, statt der des Aegisth's und der Clytaemnestra durch den Orest und Pylades, erklärt hat. Da ich von Göttingen her den Kopf noch voll von den Tragikern hatte, war die Bemerkung leicht gemacht; und der weitere Vergleich mit Aeschylus zeigte klar, daß der Künstler diesen beynahe

völlig copirt hatte. So faßte ich den Entschluß, und führte ihn aus, eine Abhandlung über dieses Kunstwerk in Rom drucken zu lassen (Commentatio in opus caelatum Musei Pio-Clementini, Romae 1786.), die aus dem Latein, worin sie geschrieben ward, in der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst nachmals von mir deutsch bearbeitet ist. Sie ward mit vieler Nachsicht aufgenommen; und bahnte mir bald den Weg zu einer Menge nützlicher und ehrenvoller Bekanntschaften; auf Borgia's Veranstaltung durfte ich sie selbst Pius VI. überreichen. Die Richtigkeit der Erklärung ist nachmals von Visconti in dem Museo Pio-Clementino anerkannt. Dieser folgte bald eine zweyte Abhandlung über das Bruchstück einer mit kleinen Reliefs und Inschriften gezierten Marmortafel, nach Art der tabula Iliaca, gleichfalls lateinisch, und gleichfalls nachmals von mir in der eben erwähnten Bibliothek deutsch herausgegeben. Es war stets eine Freude für Borgia, ein Stück aus seinem Museo gelehrt erläutert zu sehen; woraus eine Reihe nicht blos gelehrter Abhandlungen, sondern classischer Werke, wie die von Zoëga und Adler, hervorgegangen sind. Seine Feinde haben ihm auch dies zur Eitelkeit angerechnet. Wollte Gott, daß nur viele Menschen eine solche Eitelkeit hätten!

Indeß nahte der Zeitpunct, wo meine Arbeiten auf der Vaticana anfangen sollten; welche, wie mir bekannt war, die Haupthandschrift der Eclogen des Stobaeus enthielt. Man hatte mir bange gemacht, daß der damalige Aufseher, Monsignore Reggio, mich nicht aufs beste empfangen würde. Ich fürchtete weniger dies, als die Schwierigkeit des Auffindens, da die Vaticana keinen allgemeinen, sondern nur specielle Catalogen einzelner Sammlungen hat, aus denen sie erwachsen ist. Es fehlte mir nicht an gewichtigen Empfehlungen, mir die Schränke der Bibliothek zu öffnen; unter denen die des Cardinals Garampi oben an stand. Ich war an diesen feinen, in diplomatischen Geschäften viel gebrauchten Mann empfohlen, war aufs beste von ihm aufgenommen; und hatte ihm meine erste Abhandlung dedicirt. Am Morgen des 5ten Aprils ging ich, mit seiner Empfehlung versehen, auf die Vaticana, mein Heil bey Monsignor Reggio zu versuchen. Ein höflich-kaltes: Sarà servita; Signore Abbate dategli il codice! war die Antwort. Mehr brauchte ich aber auch nicht; die Frage war jetzt nur, wo der Codex sich finde? Einer der Catalogen ward mir zur Einsicht gegeben; und — stellen Sie sich meine Freude vor! — in kaum zehn Minuten fand ich meine Handschrift! Nun ward mir ein Platz im Arbeitszimmer angewiesen; ich konnte jeden Tag, die vielen Festtage abgerechnet, von etwa 9

bis 1 Uhr arbeiten. Sogleich am nächsten Tage den 6. April fing ich an; und endete meine Collation (sie war 43 Bogen stark geworden) am 13. Juni; wo kurz darauf die Bibliothek, weil die großen Ferien anfangen, geschlossen bleibt. Wie reich meine Mühe belohnt ward, welchen Schatz von Zusätzen und bessern Lesearten ich mit mir davon trug, hat meine nachmalige Ausgabe gelehrt. Das immer lebhaftere Gefühl, nicht umsonst zu reisen, und meine Zwecke zu erreichen, hatte meine Thätigkeit angefacht, wenn sie zuweilen ermatten wollte.

Diese gelehrten Arbeiten hatten indeß meinen geselligen Verhältnissen keinen Eintrag gethan. Theils lebte ich in einem muntern Kreise deutscher Freunde, zu denen außer meinem Reisegefährten vorzüglich Münter, jetzt Bischof von Seeland, Hirt, jetzt Hofrath in Berlin, und Wilhelm Tischbein gehörten. Außerdem hatte ich durch meine erste Abhandlung, in der ich ihn wegen des Denkmals, das er Winkelmann im Pantheon hatte setzen lassen, ehrenvoll erwähnte, die Gunst des Raths Reiffenstein erworben, der vom Russischen und andern Höfen pensionirt, um ihre Kunstaufträge zu besorgen, in großer Wohlhabenheit in Rom lebte. Er wollte mich selbst bereden, ganz in Rom zu bleiben; es würde mir so wenig fehlen können wie ihm; wie er sagte. Die Abende wurden gewöhnlich in

Italiänischen Häusern, zum Theil in solchen, wo ich die ausgesuchteste Musik (mein größter Genuß!) hörte, zugebracht. Urtheilen Sie selbst, ob ich unter solchen Verhältnissen, zugleich gesund und ohne Sorgen, in Rom mich glücklich fühlte? Da ich für die Mahlerey zu wenig Kenntnisse hatte, so beschränkten sich meine Kunststudien fast blos auf die Antike, besonders die Reliefs. Doch hat die große Architectur, und wo sieht man diese wie in Rom? immer auf mich den stärksten Eindruck gemacht. Das Colosseum mit seinen gigantischen Schatten im Mondlicht; das Innere des Pantheons, wenn über die offene Kuppel leichte Gewölke wegfliegen, sind Anblicke, die man nicht vergessen kann; und die selbst die magische Erleuchtung der St. Peterskirche mit dem schwebenden Kreuz am heiligen Abend nicht zu verdunkeln vermag. Keinen Tag ließ ich ungenußt vorbeygehen, so lange Kunst und Natur mir neue Herrlichkeiten darboten; daß auch die umliegenden Gegenden von Tivoli, Frascati, und selbst das entfernte Terni mit seinem Wasserfall nicht vernachlässigt wurden, verstand sich von selbst.

Die sieben Monate meines Aufenthalts in Rom waren mir wie so viele Wochen vergangen. Am 16ten September verließ ich es, um auf einige Zeit nach Neapel zu gehen. Mein Reisege-

führte, den ich dort wieder erwarten wollte, war mir vorausgegangen, um auch Calabrien und Sicilien zu sehen. Den Wunsch, ihn auch dahin zu begleiten, mußte ich meiner litterarischen Arbeiten wegen in Rom aufgeben. Es ist ein großes Opfer, das ich meinem Hauptzweck gebracht habe. Ich kam nach Neapel gerade in der Jahrszeit, wo dieß Wunderland in seiner ganzen Schönheit und Ueppigkeit sich zeigt; die Weinstöcke trugen kaum die Last der Trauben; wiederholt warf über ihnen der Vesuv seine Feuersäulen und Lavaströme aus. Erst hier ist es, wo die Erde in ihrer ganzen Herrlichkeit sich zeigt; alle frühern Bilder schwinden dagegen hin! Ich war gekommen, die Natur hier zu genießen, und genoß sie; aber auch in litterarischer und in gesellschaftlicher Rücksicht wurden meine Erwartungen übertroffen. Auf der Bibliothek al capo di Monte fand ich zwey Handschriften der Eclogen; wovon die eine die älteste der bekannten ist. Sie ganz zu vergleichen war wegen der Entfernung nicht möglich, aber auch nicht nöthig; denn ich sah bald, daß sie zu derselben Recension wie die Vaticanische gehörte; und verglich daher nur die verdorbensten Stellen. Günstige Zufälle und Verhältnisse führten mich in die Bekanntschaft des berühmten Filangieri und seiner Freunde. Noch nicht 30 Jahr alt, hatte er bereits damals sein Werk über die

Gesetzgebung geschrieben. Zurückgezogen vom Hofe lebte er auf seinem Landgute, dem reizenden la Cava, wo ich bey meiner Reise nach Paestum mit meinem Freunde Münter einige glückliche Tage bey ihm und in der Mitte seiner Familie zubrachte. Zwey Jahre später raffte den schönen blühenden Mann der Tod in seiner vollen Kraft dahin; wahrscheinlich für ihn zu rechter Zeit; denn bald nachher kamen die meisten seiner Freunde, von denen mehrere auch die meinigen waren, in den furchtbaren Staatsumwälzungen um; und schwerlich hätte ihn ein besseres Loos getroffen.

Nach der Rückkehr meines Freundes aus Sicilien verließen wir am 1. November Neapel und kehrten nach Rom zurück, um uns zu unserer gänzlichen Abreise vorzubereiten. In den zwey Wochen, die ich noch in Rom war, hatte ich das Glück, Göthe und Moriz kennen zu lernen; ich traf sie bey Reiffenstein; und nahm Theil an der Landpartie nach Frascati, die auch Göthe in seinem Leben erwähnt. Am 19. November verließen wir Rom; mit welchen Empfindungen! Noch spät am Abend kam Borgia zu mir; als das gemischte Gefühl des Danks und der Gewißheit, ihn zum leztenmal zu sehen, mich in einen Thränenstrom ausbrechen machte, schloß er mich in die Arme; mit den Worten Heeren mio che fai? wandte er sich

gerührt von mir los. Die Trennung hat seiner Freundschaft keinen Eintrag gethan. Noch am Tage seiner Abreise aus Rom im Jahr 1804, als er Pius VII. nach Paris zur Kayserkrönung begleitete, aber auf der Reise zu Lyon starb, erhielt ich den letzten Brief von ihm; und noch nach seinem Tode langte ein Packet mit Kupfern und Schriften bey mir an, das er früher abgeschickt hatte. Ave sancta Anima!

Wir nahmen unsern Rückweg über Perugia, Florenz und Livorno durch die Lombarden nach Mailand (wo ich in der Ambrosianischen Bibliothek einige Bruchstücke des Stobaeus fand); von da auf Genua, Turin über den Mont Cenis nach Genf; dann über Lyon auf Paris. Da diese Reise in der Mitte des Winters gemacht wurde, so konnte die Natur uns wenig mehr als die beschneyten Alpen zeigen; und zu litterarischen Untersuchungen war keine Zeit. Ich sage daher nichts weiter davon. Es war am 18. Febr. 1787, als wir in Paris anlangten.

Die zwey Monate, die ich hier zubrachte, reichten wohl hin, mir die Herrlichkeiten von Paris zu zeigen; aber freylich nicht, mich Paris kennen zu lehren; (nur ein langer Aufenthalt macht es möglich, hier gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, die mehr als blos vorübergehend sind). Es war also

nicht zu verwundern, wenn ich mich in Paris nicht wie in Rom einheimisch fühlen konnte. Die Französischen Gelehrten, an die ich Adressen hatte, Villoison und Belin de Ballu, waren abwesend; andere wie Barthelemy, Larcher, Anquetil Duperron, Vauvilliers, nahmen mich auch ohne Adresse mit der Höflichkeit auf, die ich als Fremder irgend erwarten konnte. Auf der königl. Bibliothek, wo ich eine Handschrift des Stobaeus, und die einiger Grammatiker untersuchte, ward ich von dem Aufseher der Manuscripte, dem Abbé Bejot, auf das zuvorkommendste behandelt. Alle diese Männer sind nicht mehr; die jetzt berühmt gewordenen, mit denen ich die Ehre habe in nähere Verbindung gekommen zu seyn, waren es damals noch nicht. Erwarten Sie also von mir nicht mehr über Paris; und lassen Sie mich Ihnen nur noch sagen, daß ich im April nach Holland ging, wo besonders der Aufenthalt in Leiden, auch ohne dort, wie ich geglaubt hatte, eine Handschrift der Eclogen zu finden, durch die Freundschaft des biedern Ruhnkenius, und des geistvollen Luzac mir höchst angenehm ward. Wie hätte ich mir damals es einfallen lassen, daß ich dereinst nach fast dreyßig Jahren als Nachfolger des letztern würde berufen werden!

So kam ich nach fast zweyjähriger Abwesenheit im Junius 1787 wieder nach Göttingen zurück; und ging mit der Aussicht, hier meine künftige Bestimmung zu erhalten, indem ich von meinem Reisegefährten mich hier trennte, vors erste in meine Vaterstadt, wo mein Vater und die Meinigen meiner warteten. Ich bedurfte der Ruhe, sowohl für den Körper als den Geist, um mich zu sammeln; und wo konnte ich diese besser finden, als in dem väterlichen Hause? Doch weilte ich dort nur wenige Wochen; bereits im August ging ich wieder nach Göttingen zurück; und unter dem 27. desselben Monats erhielt ich von Hannover meine Bestallung als außerordentlicher Professor der Philosophie; drey Wochen vor der Feyer des funfzigjährigen Jubileums der Universität, die am 17. September statt fand. Ich war der letzte öffentliche Lehrer aus dieser ihrer ersten Periode. Bald nach jener Feyer, am 20. Oct., hielt ich meine Antrittsrede, zu der ich durch ein Programm de Codicibus manuscriptis Eclogarum Joannis Stobaei einlud; das in den ersten Theil meiner Ausgabe nachmals eingerückt ist.

Mit diesem Zeitpunct beginnt die zweyte Periode meines Lebens; ich war auf den Platz gestellt, auf dem ich als öffentlicher Lehrer wirken sollte. Indeß ich stand doch nur am Eingange einer Laufbahn, deren große Schwierigkeiten ich mir nicht

verheh-

verhehlen konnte. Es ist wahr, ich kam mehr ge=bildet, und durch manche Kenntnisse bereichert, zu=rück; aber sie waren wenig geordnet; es fehlte am Zusammenhange; alles war voller Lücken; und den=noch sollte ich sofort als Lehrer auftreten. Aber noch größer waren die äußern Schwierigkeiten. Gerade die Fächer, in denen ich mir etwas zutrauen konnte, das humanistische und historische, waren besetzt, und zwar so besetzt, wie sie es selten auf einer Academie gewesen sind. Das erste füllte Heyne aus; mit dem ich weder rivalisiren wollte, noch konnte; in dem historischen standen Gatterer, Schlözer, Spitt=ler neben einander, alle damals in der Blüthe ih=res Ruhms, zu denen noch kurz vor meiner An=setzung Grellmann gekommen war. Welche Hoff=nung konnte ein unbekannter junger Mann haben, sich so leicht neben ihnen zu heben? Und dieß auf einer Academie, wo es keinesweges Sitte ist, dem Neuen nachzulaufen; sondern der angehende Lehrer sich erst allmählig seinen Kreis bilden muß. Ich mußte suchen, nur etwas Platz für mich zu gewin=nen. Vorträge über die Geschichte der schönen Wis=senschaften (die mir selbst sehr nützlich wurden, da sie mir eine klare historische Uebersicht dieses Fachs verschafften); über Römische Alterthümer; dann über Tacitus und Sallust füllten, wenn auch nur vor ei=nem kleinen Kreise von Zuhörern, meine beyden er=

sten academischen Lehrjahre aus. Eine andere als historische Richtung konnte ich nie meinen Vorlesungen geben; und wie ungünstig auch die Aussichten waren, so fühlte ich mich doch immer mehr zu der politischen Geschichte hingezogen. Im Herbst 1790 fing ich zuerst meine Vorlesungen über die alte Geschichte an, die seit diesem Zeitpunct ununterbrochen jedes Semester fortgesetzt sind; indem ich alte Geographie mit alter Geschichte verband, und durch Charten erläuterte. Dieß Bedürfniß ward gefühlt; blieb auch der Kreis meiner Zuhörer eng, so schlossen sich doch einzelne der bessern Köpfe an mich an. Zugleich beschäftigten mich schriftstellerische Arbeiten. Gleich nach meiner Ansetzung ward ich Mitherausgeber der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, mit meinem Freunde Tychsen; die bis zum zehnten Stück fortgesetzt ist; wo meine, auf der Reise gesammelten, Inedita erschöpft waren. Doch weit mehr, sobald es mir nur meine Zeit gestattete, beschäftigte mich mein Hauptwerk, die Bearbeitung der Eclogen des Stobaeus, wozu ich mir den reichen Apparat gesammelt hatte. Gewiß es war auch so kein leichtes Unternehmen! Denken Sie Sich einen auf jeder Seite, ja fast in jeder Zeile, verderbten Text; fast immer bestehend aus Bruchstücken oft ungewisser Dichter und Schriftsteller, ohne fortgehenden Zusammenhang. Ich ging ihn erst sorgfältig mit

beständiger Vergleichung meiner Handschriften durch, und verbesserte ihn nach diesen. Aber auch so blieb manches ungewiß, wo die Conjectur zu Hülfe kommen mußte. Zugleich mußte von diesem Allen in den Anmerkungen Rechenschaft abgelegt, und Erläuterungen hinzugefügt werden. Nun fing ich an meinen Text ins Reine zu schreiben; denn hier erst zeigen sich dem Critiker recht deutlich die Fehler und Lücken. Aber die Gewißheit, etwas nützliches zu thun, hielt mich aufrecht; es war ein eigenes Gefühl, den vorher so gut wie unlesbaren Schriftsteller jetzt lesbar unter meinen Händen hervorgehen zu sehen. Zu Ostern 1792 erschien der erste Theil: Joannis Stobaei Eclogarum Physicarum et Ethicarum libri duo etc.; dem Cardinal Borgia, ein geringer Tribut meiner Dankbarkeit, gewidmet; dem 1794 der zweyte folgte; die zusammen das erste Buch, oder die Physica, umfassen. Die beyden letzten Theile, das zweyte Buch, die Ethica umfassend (so wichtig durch die ausführliche Darstellung der drey Hauptmoralsysteme der Griechen, aus den meist verloren gegangenen Schriften ihrer Urheber geschöpft), und außerdem den noch übrigen Apparat und die Indices, erschienen 1801. Als der erste Theil herauskam, schickte ich ihn an eine damals vorherrschende Litteraturzeitung. Es wurde aber — gar keine Notiz davon genommen. Erst nach einer Reihe von Jah-

ren erschien eine, weder lobende noch tadelnde, Anzeige. Ich gestehe Ihnen offen, daß diese Vernachlässigung mich schmerzte; ob Sie es aber blos gekränkte Eitelkeit, oder ein natürliches Gefühl nennen wollen, überlasse ich Ihrem Urtheil. Ich zog mir daraus die Vorschrift ab, die ich stets befolgt habe, meine künftigen Schriften gänzlich ihrem Schicksal zu überlassen. Daß die meisten derselben auch so ihren Weg ins Publicum gefunden haben, gehört zu den angenehmen Erfahrungen in meinem litterarischen Leben. Aber nicht wahr? das ist schon wieder eine litterarische Eitelkeit! Wir Schriftsteller sind doch schwache Geschöpfe!

Je mehr Fleiß ich aber auf meinen Stobaeus verwandt hatte, desto mehr hatte sich bey mir die alte Ueberzeugung befestigt, daß es mir unmöglich seyn würde, der Wortcritik mein Leben zu widmen; und daß diese Arbeit die letzte in diesem Fach seyn müsse. Dazu kam ein Zusammenfluß anderer Umstände. Nicht lange vor der Herausgabe des ersten Theils war ich in eine schwere Krankheit gefallen. Ein nicht zum Ausbruch kommendes Scharlachfieber hatte sich auf den Hals geworfen, und eine Entzündung verursacht, die mich einige Tage dem Tode nahe brachte. Ich genaß; aber eine Schwäche und Reizbarkeit blieb in dem Körper zurück, die sich erst langsam verlor. Meine academischen Verhältnisse

wollten sich nicht bessern; manche gefaßte Hoffnungen und gemachten Pläne, wie Sie bey einem aufstrebenden jungen Mann sie sich denken können, schwanden dahin; und eine ähnliche Stimmung, wie vor meiner Reise, schien sich wieder meiner bemächtigen zu wollen. Ich fühlte das Bedürfniß einer Beschäftigung, die nicht blos meinen Kopf, sondern auch mein Gemüth in Anspruch nahm. In meinen Vorlesungen über die alte Geschichte hatte stets der Abschnitt über Carthago mir am wenigsten Genüge gethan; wie sehr auch diese Republik mich interessirt hatte. So entstand der Entschluß, ihr Wesen und ihre Geschichte genauer zu untersuchen. Sofort wurde mit Polybius der Anfang gemacht; und jede andere vorhandene Quelle zu Rathe gezogen. Mit jedem Tage wuchs meine Theilnahme; ich arbeitete bald Tag und Nacht; kaum daß ich die nothwendige Ruhe mir gönnte. Das Wesen, der Geist der ersten großen, zugleich handelnden und erobernden, Republik wurden mir klar; eine neue Ansicht trat nach der andern hervor; aber der Gesichtskreis erweiterte sich immer mehr; die alte Welt überhaupt zeigte sich mir von einer neuen Seite, von der Seite des Handels und des Verkehrs, und was damit in genauer Verbindung stand, des Ursprungs, der Bildung und der Verfassung der alten Staaten. So stand bald die Idee fest, sie von dieser Seite darzustellen; und

die Eine Hauptaufgabe für mein Leben war gefunden. Dieß war der Ursprung der Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Mit welchem Eifer ich arbeitete, können Sie daraus abnehmen, daß die Ausarbeitung und der Druck des ersten Theils, der in jener ersten Ausgabe Afrika umfaßte, noch in demselben Winter vollendet wurde; und Ostern 1793 erschien. Trug dieser Anfang vielleicht hin und wieder Spuren seiner raschen Entstehung, so verdanke ich es der Nachsicht des Publicums, wenn ich sie in den folgenden Auflagen habe wegwischen können. Meinen historischen Studien überhaupt war nun aber auf immer ihre Richtung gegeben; der Weg durch das Gebiet der Weltgeschichte, den ich wandeln sollte, war bestimmt; im Sonnenlicht des Friedens, aber auch unabsehbar an Umfange, lag sie vor mir; wie hätte mich diese Aussicht nicht beleben sollen!

Nach der Erscheinung des Anfangs meines Werks erhielt ich bald von so vielen Seiten her Beweise des Beyfalls, und Aufmunterungen fortzufahren, daß ich mich dadurch für die Gleichgültigkeit, mit der die Coryphäen unserer Critik es aufnahmen, leicht entschädigt halten konnte. Es paßte nicht in ihre Pläne. Unterdeß lag, wenn ich weiter fortfahren wollte, Asien vor mir. Ich sah wohl, daß

dieses längere und tiefere Vorstudien forderte. Es galt bald nichts geringerm, als der Geographie, der Geschichte, den Verfassungen, dem Handel, — mit Einem Worte der Kunde des gesammten Orients. Ich fing an mit Persien; das alt Persische Reich, nachmals das der Parther und der Sassaniden, wurde untersucht; demnächst die andern Reiche und Völker von Süd- und Mittelasien; womit, als ich zu der Arabischen Periode kam, die fleißige Lesung des Korans verbunden ward. Ich glaube nicht, daß ich, einige Nachholungen mit eingeschlossen, eine der wichtigern Quellen der Asiatischen Geschichte, so weit sie mir zugänglich waren, vernachlässigt habe; womit, meiner, schon bey Afrika befolgten Regel getreu, das Alte mit dem Neuen zu vergleichen, stets das Lesen der wichtigern Reisebeschreibungen verbunden war. Etwa zwey Jahre dauerten diese Studien. Ich fühlte mich immer mehr einheimisch im Orient; und zu Ostern 1796 erschien zum erstenmal der Theil meines Werks über die Asiatischen Völker. Nach der damaligen Ordnung der zweyte; der in den folgenden Ausgaben der erste geworden ist. Vieles, was damals neu war, ist seitdem alt geworden. Sie müssen sich, wenn Sie meine Arbeiten billig beurtheilen wollen, in jene Periode versetzen.

Um eben diese Zeit veränderte sich meine häusliche Lage. Eine Tochter des Mannes, dem ich schon

so viel verdankte, die älteste Tochter von Heyne, von seiner zweyten Gattin, ward die Gefährtin meines Lebens. Sie hat mir untersagt, viel von ihr zu sprechen; aber so viel werde ich doch, — jetzt nach fünf und zwanzig Jahren — Ihnen sagen dürfen, daß der 22. April 1796 der Anfangstag eines nie getrübten häuslichen Glücks wurde. Die ruhige Einförmigkeit dieses häuslichen Lebens, die etwa nur alle zwey oder drey Jahre durch eine Ferien-Reise in meine Vaterstadt unterbrochen wurde, so lange meine dortigen Verwandten noch am Leben waren, überhebt mich der Mühe, eine strenge Zeitfolge in meiner weitern Erzählung zu beobachten. Erst in den letzten sechs Jahren, seit der Beendigung der großen Kriege (wer konnte es vorher mit Vergnügen?) habe ich entferntere Reisen nach Bayern, Sachsen (in welche beyden Länder man mich früher wiederholt für immer eingeladen hatte,) nach Hamburg, Frankfurt, und im verflossenen Herbst nach der Schweiz und Schwaben unternommen. Allenthalben hat mich neben dem Genuß der Natur und Kunst die Bekanntschaft, ich darf hinzusetzen die dauernde Freundschaft, und das Vertrauen so vieler vortrefflichen Männer, die mir in München, Dresden, Bern, Stuttgard, und den erwähnten freyen Städten so wohlwollend entgegen kamen, auf das reichlichste gelohnt; und mir, so viel möglich, den so oft gefühlten Mangel des dauernden

Umgangs mit großen Staats- und Geschäftsmännern ersetzt. Doch ich komme auf jene frühern Zeiten wieder zurück.

Meine historischen Studien hatten schon einen immer weitern Umfang erhalten; und waren allmählig aus dem Alterthum ins Mittelalter übergegangen. Die vorher erwähnten Forschungen über den Orient haben davon schon einen Beweis gegeben. Jetzt kam eine andre Veranlassung hinzu. Bey der damals hier beginnenden großen Unternehmung der Geschichte der Künste und Wissenschaften war mir die Geschichte der classischen Litteratur von ihrem Stifter übertragen. Ich habe sie durch die Jahrhunderte des Mittelalters durchgeführt; es auch durch die neuere Zeit zu thun, verhinderte mich der immer mehr, und bald auch pflichtmäßig, wie unten erhellen wird, auf die politische Geschichte gerichtete Gang meiner Studien. So entstand die Geschichte der classischen Litteratur im Mittelalter; die den 4ten und 5ten Theil dieser Sammlung ausfüllen wird. Aber diese Litterärgeschichte hieng durch so viele Fäden mit der politischen zusammen, daß sie allein mich tiefer hätte hineinführen müssen, wären auch nicht andere Ursachen hinzugekommen. Der Kreis meiner Zuhörer, besonders in der alten Geschichte, hatte sich merklich erweitert; ich dehnte nun auch meine Vorlesungen über die mittlere sowohl als neuere Geschichte aus. Meh-

rere Veränderungen in den academischen Verhältnissen machten dies bald zum Bedürfniß. Gatterer alterte und kränkelte; Schlözer zog sich immer mehr vom Catheder zurück; Spittler verließ im Anfang des Jahrs 1797 die Universität gänzlich. Ich war bereits drey Jahre früher zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt; nach Gatterer's Tode 1799 ward mir jetzt ausdrücklich die Professur der Geschichte übertragen; die ich der Sache nach schon längere Zeit verwaltet hatte. So gelangte ich zu dem immer gewünschten Ziel, wo Pflicht und Neigung in der vollkommensten Uebereinstimmung standen.

Mein Entschluß stand fest, mich fortan allein und ausschließend der Geschichte, und zwar blos der politischen Geschichte, und ihren unentbehrlichen Hülfswissenschaften zu widmen. Zum Litterator habe ich außerdem auch nie mich geschickt gefühlt. Und so wird hier der schicklichste Platz seyn, Ihnen meine Ansichten sowohl des Studiums, als der Behandlung der Geschichte, als Lehrer und Schriftsteller mitzutheilen. Nach der Erfahrung so vieler Jahre, die ich bey einem stets sich erweiternden Kreise von Zuhörern gemacht habe, werden sie nicht ganz ohne Gehalt seyn.

Meine Bestimmung erforderte es, daß ich als Lehrer nicht auf dieses oder jenes einzelne Feld mich beschränken, sondern möglichst meinen Blick über das ganze Gebiet der Geschichte erweitern mußte. Ich

verstehe dies aber weder so, daß ich jeden Theil der Geschichte hätte durchforschen, noch sie alle in meine Lehrvorträge aufnehmen können. Nur der Blick über das Ganze durfte nicht fehlen. Das gesammte Gebiet der Weltgeschichte in allen seinen Theilen zu durchforschen, dazu reicht die uns zugemessene Spanne Zeit nicht hin; träten auch nicht noch andere Hindernisse ein; Beschränkung der Hülfs-, besonders der Sprachkenntnisse, und für den, der nicht blos mechanisch arbeitet, selbst die Vorliebe für, oder die Abneigung gegen, diesen oder jenen Theil der Geschichte. Die des Nordens hat mich immer am wenigsten angezogen, und — um ganz aufrichtig gegen Sie zu sprechen, wenn auch das Geständniß mich etwas kostet — die Deutsche nicht viel mehr; wie ich sie denn auch nie gelehrt habe. Die Geschichte der einzelnen Deutschen Staaten konnte ich nicht in den Kreis meiner Studien ziehen, ohne meinem Hauptzweck untreu zu werden; und die Geschichte Deutschlands als politisches Ganzes, die Geschichte des Deutschen Reichs, wenn sie mir auch nicht fremd bleiben durfte, hat für mich immer etwas Abstoßendes behalten. Jenes beständige Herumtreiben in Unformen, die sich nie regelmäßig und fest gestalten; jenes jahrhundertlange Vergeuden der edelsten Kräfte jenseit der Alpen, hat in Wahrheit nicht viel Einladendes. Daß damit die Achtung für die Nation, und die vollkommenste Anerkennung

alles dessen, was sie für die Welt gethan hat, sehr wohl bestehen kann, dies wird hoffentlich gleich die erste Abhandlung dieses Bandes auf das bündigste darthun. Zum Proselyten für das Mittelalter macht man mich aber nicht. Die Geschichte der übrigen einzelnen Hauptstaaten unsers Welttheils machte einen Theil meiner Lehrvorträge aus; es verstand sich also, daß sie nicht blos in den Bearbeitern, sondern auch in ihren Hauptquellen studirt werden mußte. Indeß faßte ich auch hier bald einen eigenthümlichen Gesichtspunct. Die Geschichte der Einzelnen, die allerdings die Grundlage bilden mußte, hatte keinen so großen Reiz für mich, als die Geschichte ihrer Verhältnisse gegen einander. Die Geschichte der Einzelnen, wenn sie auch fortdauernd ein Gegenstand meiner Lehrvorträge bleiben mußte, und blieb, ist theils in Handbüchern, theils in ausführlichen Werken so oft, und großentheils so vortrefflich behandelt worden, daß ich für meine schriftstellerische Thätigkeit kein Feld eröffnet sah, das mich hätte zur Bearbeitung einladen können. Außerdem habe ich stets einen Widerwillen in mir gefühlt, das aufs neue wieder zu erzählen, was Andere schon oft, und vielleicht besser, als ich es vermag, erzählt hatten. Die Geschichte der Verhältnisse der Staaten unsers Welttheils erhielt dagegen für mich einen stets wachsenden Reiz. Ich suchte in das Innere derselben einzudringen, und ihre Ursachen zu

erforschen, die nicht blos in äußern Zufälligkeiten, sondern in den herrschenden Ideen und Ansichten der verschiedenen Zeitalter, und nicht weniger in der Persönlichkeit der dirigirenden Männer ihren Grund hatten. So verschmolz sich das rein-politische Interesse mit dem psychologischen; und, da auf jenes wieder die Handelsverhältnisse den immer wachsenden Einfluß erhielten, beydes wieder mit dem mercantilischen, das, vorzugsweise an die Colonieen geknüpft, zu dem Studium der Geschichte des Colonialwesens führen mußte. Auf diese Weise reifte, völlig in Uebereinstimmung mit meinem einmal gefaßten allgemeinen Gesichtspunct auch für die neuere Weltgeschichte, der Plan zu Vorlesungen über die Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen seit der Entdeckung beyder Indien; welche ihrer Natur nach zugleich eine Geschichte der practischen Politik und des neuern Welthandels seyn mußten; und besonders auf einer Universität an ihrer Stelle waren, wo stets ein Kreis von Studirenden sich findet, welche der diplomatischen Laufbahn sich widmen wollen. Aus diesen Vorlesungen ging dann endlich mein Handbuch unter dem obigen Titel hervor. Könnte das bekannte Nonum prematur in annum einen sichern Maßstab des Werths geben, so würde dieser Fall bey meinen beyden Handbüchern, dem über die Geschichte der Staaten des Alterthums,

das zum erstenmal 1799, und dem über die Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen, das zum erstenmal 1809 erschien, eintreten; denn bereits neun Jahre hatte ich Vorlesungen über die eine und die andere gehalten, ehe ich mich damit ins Publicum wagte. Sie wissen, daß beyde nach einem ganz verschiedenen Plan gearbeitet sind; jenes als Geschichte der einzelnen Hauptstaaten des Alterthums; dieses, wie es der Titel sagt, als Geschichte des Europäischen Staatensystems; aber weder als Geschichte der einzelnen Staaten, noch als allgemeine Weltgeschichte der neuern Zeit; Sie sehen also auch, wie gänzlich man meine Zwecke verkennt, wenn man mich, wie es wohl geschehen ist, auffordert, nun doch auch ein Handbuch über die mittlere Geschichte zu liefern, um jene vermeinte Lücke auszufüllen. Handbücher über die allgemeine Weltgeschichte in drey Abtheilungen zu schreiben, ist mir nie in den Sinn gekommen. Wir haben deren mehr wie wir brauchen; und ich mag ihre Zahl nicht ohne Ursache vermehren.

Auf die Erscheinung jenes Handbuchs der Geschichte des Europäischen Staatensystems hatten die Zeitumstände einen großen Einfluß. Es erschien in dem Zeitpunkt, als Europa in Fesseln geschlagen war. Es kündigte sich gleichwohl von Anfang an als die Geschichte eines freyen Staatensystems an. Das An-

denken daran lebendig zu erhalten, indem man das Bild desselben, wie es vormals war, darstellte, schien mir wichtig zu seyn. Ich mußte auch wohl das stumme Bedürfniß des Publicums getroffen haben. Die erste starke Auflage war binnen Einem Jahre vergriffen. Bereits 1811 erschien die zweyte. Doppelte Nachdrücke haben die Erscheinung der dritten bis zum Jahr 1819 verschoben. Ich sah unterdessen die Grundsätze siegen, welche ich hatte aufrecht erhalten wollen, und genoß durch jene Verzögerung des Vortheils, in der dritten Auflage auch die Geschichte der Wiederherstellung des Europäischen Staatensystems hinzufügen zu können. Es ist das passendste Opfer, das ich mich im Stande sah, auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Wie viel, oder wie wenig dadurch gewirkt seyn mag, vermag ich nicht zu bestimmen. Wenn ich indeß hinzusetze, daß auch die Vorträge darüber diesen ganzen Zeitraum hindurch jährlich vor einem stets sich mehrenden Kreise von Jünglingen gehalten wurden, von denen so viele in die politische Laufbahn traten; so ist es doch wohl keine Anmaßung, zu glauben, daß der ausgestreute Saame nicht durchaus auf unfruchtbaren Boden gefallen seyn wird.

Sie haben die Entstehung meiner drey historischen Collegien über die alte Geschichte, die Geschichte der einzelnen Europäischen Staa-

ten, und die Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen, wozu noch von Zeit zu Zeit öffentliche Vorträge über die Geschichte der Kreuzzüge kamen, an die sich von selbst als Einleitung eine allgemeine Darstellung des Mittelalters anschloß, so wie die Entstehung meiner beyden Handbücher kennen gelernt. Jene folgen in der Ordnung, daß an die Vorträge über die alte Geschichte, die bis zum Untergange des westlichen Römischen Reichs, und zugleich als allgemeine Einleitung in die Geschichte, fortgeführt wird, sich die über die Geschichte der einzelnen Staaten von der Völkerwanderung bis auf die jetzige Zeit (hauptsächlich nach Spittler's Abriß) anschließt; und diese wiederum als die Grundlage der allgemeinen Geschichte des Europäischen Staatensystems, wobey ich die Kenntniß des Einzelnen schon voraussetzen muß, betrachtet wird. Gleichwohl ist der Kreis meiner Vorlesungen damit noch nicht geschlossen; und da ich einmal von diesem Gegenstande rede, müssen Sie mir erlauben, auch über die beyden andern, über die Statistik und die allgemeine Länder- und Völkerkunde, die (so wie die beyden über die neuere Geschichte halbjährig wechselnd), jene im Winter, diese im Sommer jährlich gehalten werden, Ihnen Nachricht zu geben, und Ihnen das Verhältniß zu zeigen, in dem sie zu den obigen stehen.

Das

Das Studium der neuern Geschichte mußte mich bald auf die Bemerkung führen, daß ohne die vertraute Bekanntschaft mit dem ganzen Kreise der Wissenschaften, die man unter dem Nahmen der Staatswissenschaften umfaßt, nicht fortzukommen sey. Die Werke über Staatsverfassung und Staatswirthschaft waren also schon früh die Gegenstände meiner Aufmerksamkeit geworden; aus der Anwendung dieser Studien auf die Geschichte gingen vor fast zwanzig Jahren meine Vorlesungen über die Statistik hervor. Sie kennen meine Vorstellungen von Staaten; die ich nicht als Maschinen, sondern als moralische Personen betrachte, die jede ihre Art zu seyn, zu bestehen, und zu handeln haben; und daß die Erläuterung davon in meinen Augen Statistik heißt; nicht jenes erbärmliche Tabellenwesen, das Zahlen statt der Sachen giebt. Von Zahlen kommt daher so wenig wie immer möglich bey mir vor; desto sorgfältiger aber wird Alles, was auf den Geist (nicht blos auf die Formen) der Verfassungen sowohl, als der Verwaltung der Staaten sich bezieht, aus einander gesetzt. Ehe ich hier aber von einzelnen Staaten spreche, geht ein allgemeiner Theil voran, in welchem, ohne Rücksicht auf einen besondern Staat, alle die Gegenstände, die für den Staat als solchen wichtig sind, praktisch erläutert werden; nicht um Theorieen darüber aufzustellen, sondern um das im Allgemeinen

kennen und beurtheilen zu lernen, was in der Wirklichkeit vorhanden ist; und zugleich (um die blinde Vorliebe vor Theorieen zu verhindern,) zu zeigen, warum es so ist. Erst nach diesen Vorkenntnissen folgt dann die Darstellung der einzelnen Staaten; aber nicht vieler, oder gar aller, sondern einiger Hauptstaaten, die als die Repräsentanten der verschiedenen Hauptformen der Verfassung und Verwaltung dienen können; gewöhnlich der vier Staaten, von Großbritannien, als einer Monarchie mit freyer Verfassung und freyer Verwaltung; von Frankreich, als freyer Monarchie mit (bisher) autocratischer Verwaltung; von Rußland, als Monarchie mit autocratischer Verfassung und autocratischer Verwaltung; und von Nordamerika, als föderativer Republik mit Volkssouveränität. Ich glaube auf diese Weise die nöthigen Vorkenntnisse zu der Beurtheilung aller bestehenden Staatenverfassungen zu geben, ohne von allen einzeln zu sprechen; und überlasse nahmentlich die Statistik der Deutschen Staaten, die für meinen Zweck am wenigsten passen würden, Andern. Diese Vorlesungen und die Vorbereitungen dazu sind mir unter allen die liebsten geworden; ich halte sie in praktischer Rücksicht für die nützlichsten; sie sind es aber auch eigentlich, die in meine historischen Studien Leben gebracht haben; denn was ist alles Studium der Geschichte der Staaten, so lange man sie nur als todte Massen, als Cadaver

ansieht? Ist es mir aber gelungen, diesen Vorträgen einen höhern Grad von Reife zu geben, so verdanke ich dies nicht bloß mir selber, sondern dem glücklichen Umstande, daß ich fast jedesmal aus allen jenen Staaten Zuhörer, oft sehr unterrichtete Zuhörer, gehabt habe, die nicht bloß dies, sondern auch meine Freunde waren. Meine Bitten um Belehrung sind nicht vergeblich gewesen; und wer bedarf diese mehr, als der Lehrer der Statistik? Sind mir indeß gleich diese Vorlesungen die liebsten, so habe ich doch nichts darüber drucken lassen; was mir selbst schon öffentlich vorgeworfen ist. Aber was soll ich drucken lassen? Ein Compendium? Es würde ein trocknes Skelett werden, und das Lehrreiche liegt hier gerade in der Ausführung. Oder die Vorlesungen selbst? Aber ist denn das, was für einen Kreis von Jünglingen berechnet ist, und paßt, auch passend für das große Publikum?

In einem nicht weniger engen Verhältniß mit meinen historischen Studien stehen die über die Länder- und Völkerkunde. Als Lehrer der allgemeinen Geschichte war es unerlaßliches Bedürfniß, meinen Blick, so viel möglich, über die ganze Erde zu verbreiten; und unser Geschlecht in allen Abstufungen und Formen kennen zu lernen; wozu der unerschöpfliche Schatz der Reisebeschreibungen auf unsrer öffentlichen Bibliothek mir die Hülfsmittel darbot. Nicht

alle, aber die wichtigern las ich; und machte es mir zur festen Regel, indem ich von jeder Hypothese mich entfernt hielt, jedes Volk zu nehmen und wieder darzustellen, wie ich es fand. Ohne eine völlige Freyheit des Geistes ist es nicht möglich die schwere Aufgabe auch nur einigermaßen aufzulösen, sich selber der Denkart, den Sitten und dem Charakter jedes Volks anzupassen. Ich habe aber auch hier das Bedürfniß gefühlt, mir gewisse Grenzen vorzuschreiben. Die Untersuchung über die Religionen der Völker, wie überhaupt über die Mythologie, habe ich blos aus dem historischen Gesichtspunct genommen; die symbolischen und allegorischen Deutungen, die Erörterung der Sagen und Mythen überlasse ich denen, die Beruf dazu fühlen; sie gehören nicht mehr in das Gebiet des Historikers. Aus jenen Studien gingen meine, seit zwanzig Jahren jeden Sommer gehaltenen, Vorlesungen über die allgemeine Geographie und Ethnographie hervor. Mein Zweck kann dabey nicht seyn, eine Specialgeographie von Europa zu geben. Zwar wird auch dieser Welttheil und jedes einzelne Land desselben, so gut wie die andern Welttheile, in den Kreis des Vortrags gezogen; aber der allgemeine Gesichtspunct, zu zeigen, auf welcher Stuffe die bekannten Völker der Erde stehen, und wie weit die Grenzen unserer Kunde von ihnen und ihren Wohnsitzen sich ausdehnen, muß vorherrschen. Nach diesem Maaßstabe

müssen Sie daher diese Vorlesungen messen; die nicht blos durch einen hinreichenden Vorrath von Charten, sondern auch, auf Erlaubniß unserer Regierung, durch Vorzeigung der reichen ethnographischen Abtheilung unsers Museums erläutert werden.

Hier haben Sie, werthester Freund, einen Abriß meiner Thätigkeit als Lehrer der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften. Die Chronologie und Genealogie lernt man besser aus Lehrbüchern, woran es nicht fehlt, als aus mündlichem Vortrage. Ich habe es nur bey meinen Vorträgen von Anfang an zur festen Regel gemacht, nie den Lehrstuhl zu betreten, wenn nicht die Reihe von Ideen, die ich vortragen will, klar in meinem Kopfe liegt. Auf die Worte habe ich aber nie mich ängstlich vorbereitet. Ist jene Bedingung erfüllt, so bedarf es dann nur noch etwa eines Papiers zur Stütze des Gedächtnisses. So entsteht der freye Vortrag; der einzige, der für die Geschichte paßt. Alles Lesen vom Heft, vollends alles Dictiren, ertödtet den Geist. Das Interesse der Zuhörer am Vortrage muß aus dem Interesse hervorgehen, das der Lehrer selber daran nimmt. Und woraus entsteht jenes Interesse des Lehrers, wenn es nicht aus dem Innern seines Gemüths hervorgeht? Es ist ein leeres Gerede, daß man nichts wie Facta vortragen soll. Ist denn die Geschichte bloß Gedächtnißsache? Soll der Zuhörer, soll der Leser nicht auch

Facta ansehen und beurtheilen lernen? Kann er dies anders, als wenn der Lehrer, wenn der Schriftsteller ihm seine Ansichten, nur aber nicht als Orakelsprüche, sondern als Ansichten, als Stoff zum eignen Nachdenken, mittheilt; wenn er die Erzählung mit Raisonnement durchflicht? Das Quellenstudium, wovon man beständig spricht, oft um damit zu prunken, ist eine schöne und nothwendige Sache. Soll es aber das ganze historische Studium auf das Aufspüren von Factis beschränken; soll der Lehrer, soll der Schreiber der Geschichte seine ganze Persönlichkeit vergessen müssen, — so danke ich dafür. Dann müssen Sie aber auch Polybius und Hume, Tacitus und Müller aus der Reihe der Geschichtschreiber streichen.

Die vorher erwähnten Studien der Länder- und Völkerkunde bezogen sich indeß nicht bloß auf meine mündlichen Vorträge, sondern auch auf meine schriftstellerischen Arbeiten. Der Zeitpunct nahete, wo eine zweyte Ausgabe der Ideen über den Handel und die Politik der alten Völker nöthig ward; und ich fühlte das Bedürfniß, nicht bloß einer Verbesserung, sondern größtentheils einer Umarbeitung. In dem Decennium seit der ersten Auflage hatte sich der geographisch-ethnographische Gesichtskreis nach allen Seiten erweitert. Africa war durch die Aegyptische Expedition und die Entdeckungen einzelner Reisenden; Asien durch die erwei-

terte Kunde Indiens und seiner Nachbarländer immer mehr aus dem Dunkel hervorgetreten. Bey meiner immer befolgten Methode, das Alte mit dem Neuen zu vergleichen, mußte ich stets suchen, gleichen Schritt zu halten. Schon die zweyte Ausgabe 1805, in der nun Asien den ersten, Africa den zweyten Platz erhielt, giebt die Beweise davon. Allein dies Bedürfniß dauerte fort; das Interesse blieb dasselbe; und ward noch durch einen besondern Umstand erhöht. Die meisten der Reisenden, die den Schleyer zu heben versuchten, der jene fernen Länder verbarg, bereiteten sich auf unsrer Universität dazu vor; Seezen, Hornemann, W. Hamilton, Röntgen, bis auf den vortrefflichen Burkhardt herab, sie alle waren meine Zuhörer oder Freunde; und mein Werk war nicht ohne Einfluß auf ihre Unternehmungen gewesen. Was war also natürlicher, als daß ihre Entdeckungen auch auf meine Studien, auf die Vervollkommnung meines Werks zurückwirkten? Als die dritte Ausgabe im Jahr 1815 erschien, der auch der Anfang der Untersuchungen über die Griechen kurz vorangegangen war, betrug sie mehr als das Doppelte der ersten.

Den stärksten Zuwachs erhielt diese Ausgabe durch die neu hinzugekommene Untersuchung über die Inder; die mehr als die Hälfte des zweyten Bandes in derselben ausfüllt. Lange hatte ich das Be-

dürfniß gefühlt, dieses Volk in den Kreis der Untersuchunge zu ziehen; aber Schwierigkeiten mancherley Art hatten mich zurückgehalten. Jetzt kam noch ein besonderer Bewegungsgrund hinzu, der in den Zeitumständen lag. Die großen Weltbegebenheiten der Jahre 1813 und 1814 erschütterten mich nicht weniger, als sie Andere erschüttert haben. Ich empfand aber zugleich die Nothwendigkeit, mich nicht von ihnen fortreißen zu lassen; sondern Herr meines Kopfs und meiner Gefühle zu bleiben; denn wer ist mehr in dieser Nothwendigkeit als der Lehrer der Geschichte; der täglich über ähnliche Weltbegebenheiten sprechen muß? Dazu sah ich kein besseres Mittel, als mich in ein fernes Land und Zeitalter zu versetzen, das gar keine Berührungspuncte mit der Gegenwart hatte; und welches Volk hätte nach meinen Verhältnissen mich mehr anziehen können als die Inder? Täglich wurden daher dieser Untersuchung einige Stunden gewidmet. Indem ich Alles, was ich von Indischer Litteratur erhalten konnte, aufsuchte (die noch dauernde Sperre Englands ließ mich nicht zu Allem gelangen), ward dieß sorgfältig studirt; die beyden vorher erwähnten Jahre wurden mit der Vorbereitung und Ausarbeitung ausgefüllt; deren Früchte in der dritten Ausgabe 1815 erschienen; aber für die Besitzer der frühern Ausgaben auch besonders abgedruckt wurden. Das erste Bedürfniß schien mir, den Stand-

punct zu bestimmen, auf dem unsere Kunde des alten Indiens dermalen steht; welchem der ganze erste Abschnitt gewidmet ist. Wie wenig ich auch erwarten darf, dadurch diejenigen zu bekehren, die mit ihren Hypothesen schon im Reinen sind; so darf ich doch hoffen, den unbefangenen Lesern einen Maßstab gegeben zu haben, wornach sie diese würdigen können. Der zweyte Abschnitt konnte dann den Gegenständen, mit dem mein Werk sich überhaupt beschäftigt, der Politik und dem Handel in Beziehung auf das alte Indien, gewidmet werden.

Wollen Sie, werthester Freund, zu diesem Allen noch die Arbeiten fügen, welche meine Verbindung mit der hiesigen Societät der Wissenschaften mir zur Pflicht macht, so haben Sie den Kreis meiner schriftstellerischen Beschäftigungen so gut wie ausgefüllt. Schon 1784 wurde ich Beysitzer dieser Societät; seit 1789 Mitglied. Diese Verbindung ward mir von Anfang an höchst nützlich; da sie mich ihrer Bestimmung gemäß zu den ernsten historischen Forschungen führen, und dabey erhalten mußte. Die 15 oder 16 Abhandlungen, welche die Früchte davon sind, finden Sie in den ältern und neuern Commentationen, vom zehnten Bande der erstern an gerechnet. Seit etwa zehn Jahren habe ich mir ein eigenes Feld der Untersuchungen hier gewählt; das über die Quellen der vornehmsten alten Geschicht- und Erdbeschrei-

ber; von denen die über den Justin, den Plutarch und Strabo Ihnen bekannt sind. Ich hoffe dadurch der alten Geschichte allmählich ihr critisches Fundament unterzulegen; und wenn auch das Werk zu groß ist, als daß ich allein es ausführen könnte; so darf ich doch dabey wohl auf Gehülfen und Nachfolger zählen. Daß nur auf diesem Wege jener Zweck erreicht werden kann, muß jedem Kenner einleuchten; und wo wäre diese Arbeit mehr an ihrem Platz als in einer gelehrten Gesellschaft, die die Critik der Geschichte zu ihrer Aufgabe macht? Für auswärtige Academieen, welche mir die Ehre der Aufnahme erzeigten, so wie für auswärtige Recensionsanstalten zu arbeiten, gestatteten mir meine hiesigen Geschäfte nicht; nur für die historische Classe des Französischen Nationalinstituts, jetzt wieder Academie der Inschriften genannt, die mich anfangs dem weitern, kürzlich dem engern Kreise ihrer auswärtigen Mitglieder (associés étrangers) zugesellte, habe ich im Jahre 1808 die Preisfrage über die Folgen der Kreuzzüge, hauptsächlich auf Zureden meines verewigten Freundes von Villers, der sich mir zum Uebersetzer anbot, beantwortet. Sowohl der Muth, mit dem die Mitglieder dieses Instituts ihr niedergeworfenes Gebäude, den Mittelpunct des wissenschaftlichen Strebens in Frankreich, noch mitten in den Stürmen der Revolution wieder aufrichteten, als auch die

thätige Theilnahme, welche sie in gefährlichen Zeiträumen unserer Universität bewiesen, haben mir diesen Verein im hohen Grade ehrwürdig gemacht. Möge er noch lange zum Besten der Wissenschaften blühen!

Sie übersehen jetzt, w. Fr., das ganze Feld meiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Sie werden wenigstens daraus abnehmen, daß sie alle, im innern Zusammenhange mit sich selbst, auf Ein Ziel gerichtet waren; wenn gleich dieses Ziel so weit hinausgesteckt ist, daß ich mich demselben nur einigermaßen habe nähern, bey weitem aber es nicht erreichen können. Ein günstiger Zusammenfluß von Umständen ließ mich meine Blicke auf diejenige Seite der Weltgeschichte werfen, welche für unser Zeitalter bey weitem die wichtigste ist; die politisch-mercantilische. Ist dieses als Lehrer und Schriftsteller von mir mit einigem Erfolge geschehen; so verdanke ich dieß mehr als zur Hälfte dem Zeitalter, das mir dabey entgegen kam. Mich mit andern Wissenschaften weiter, als es die allgemeine Bekanntschaft mit den Fortschritten der Zeit erforderte, beschäftigt zu haben, kann ich mich nicht rühmen. Nahmentlich sind alle die philosophischen Systeme, die ich aufblühen und wieder hinwelken sah, ganz ohne Einfluß auf mich geblieben; ob zum Vortheil oder Nachtheil der Geschichte, muß ich Andern zu beurtheilen überlassen.

Meine poëtische Ader vertrocknete fast so gut wie gänzlich, schon in den Jünglingsjahren; nicht aber der Sinn für Poësie; der im Alter noch so frisch wie in der Jugend ist. Aber der Kreis meiner poëtischen Lieblings-Lectüre ist freylich beschränkt geblieben. Sind es die großen Muster des Alterthums, von denen meine Bildung ausging, oder sind es die Schöpfer der Iphigenia, des Oberon, der Piccolomini, oder beyde zusammen, die mich verwöhnt haben; — wie es möglich ist, ihnen andere, nach dem Ausdruck unserer Critiker "viel besprochene", aber bald auf immer vergessene Werke an die Seite zu setzen, die nicht das Herz, sondern das Haar in Bewegung bringen, — habe ich nie begreifen können. Die Französische Poësie hat mir nie so wie die Französische Prose zugesagt; Shakespeare kenne ich mehr aus Uebersetzungen als aus dem Original, das mir früh durch einen Sprachmeister verleidet wurde; viel habe ich dagegen die Italiener gelesen; und noch immer bleibt Tasso für mich der Fürst der neuern Epiker. Die großen Geschichtschreiber und Redner haben mich immer am meisten beschäftigt; einen Einzelnen von ihnen zum Muster zu nehmen, fühlte ich mich nie fähig, wenn ich es auch gewollt hätte. Rhetorischer Pomp hat mich immer kalt gelassen; aber die einfache Größe der Reden von William Pitt dem jüngern hat mich fast zermalmt. Aus allen habe ich mir

die Regel abgezogen, meine Gedanken so natürlich wie möglich, und so klar, so bestimmt und so richtig auszudrücken, daß kein Mißverstand leicht zu fürchten ist. Dieß sind meine Stylübungen gewesen; ich habe darin nicht gekünstelt, aber mich auch nicht vernachlässigt. Es war vielmehr mein sehnlichster Wunsch und mein ernstlichstes Bestreben, schreiben zu können. Wie viele unserer Schriftsteller können es denn auch? Zu den strengen Puristen (Sprachreinigern wollte ich sagen!) gehöre ich nicht. Das Ausmerzen aller schon in allgemeinem Umlauf sich befindenden fremden Wörter aus unserer Sprache halte ich für Verarmung; wo man vollends über politische Gegenstände schreibt, wird es Gezwungenheit und Ziererey. Wo ich indeß glaubte, sie entbehren zu können, sind sie vermieden. Das Ziel meiner Wünsche war, nicht blos für die Schule, sondern für das gebildete Publicum zu schreiben. Beydes zu vereinigen ist schwer. Die Kunst, Vieles nicht zu sagen, was man sagen könnte (eine in unserer Litteratur seltene Kunst), ist das erste Erforderniß dazu; in der Schule heißt dieß denn sofort leicht Mangel an Gründlichkeit; mag auch der Schriftsteller noch so gründlich das, was er sagt und sagen wollte, bewiesen haben. Allgemeine Excerpten-Bücher mir zu machen, war nie meine Sache. Ich begnügte mich, für jede einzelne Untersuchung zu excerpiren, was nöthig war. Die Methode von Johann von Mül-

ler mochte für ihn, mochte für die Schweizerge-
schichte passen. Hätte es ihm das Schicksal vergönnt,
aus seinen unermeßlichen Excerpten das Mosaik seiner
Weltgeschichte zusammenzusetzen, wir hätten dann ein
sehr gelehrtes Werk, aber nicht den geistvollen Umriß
in seinen 24 Büchern der allgemeinen Geschichte.
Nein! edler Johannes! nur im jugendlichen Enthu-
siasmus konntest Du einst wünschen, diese Studien
auch noch jenseit des Grabes fortzusetzen! Sollten
wir uns wieder begegnen in den Regionen, wo Du
jetzt wandelst, Du würdest mir etwas Höheres als
Excerpten-Bücher zeigen!

Aber genug, mein Freund, und vielleicht schon
zu viel über mich selbst! Sie kennen jetzt den Mann,
zu dessen Schriften Sie sein Bild als Commentar ha-
ben wollten. Fürchten Sie nicht, daß er in diesen
Ihnen wieder begegne! Möchte jetzt durch seine
Schriften Ihre Freundschaft noch zunehmen; und da
Sie jetzt wissen, warum er lebte, ihm das Urtheil
werden, daß er nicht ganz umsonst gelebt habe! Le-
ben Sie wohl!

Hn.

Inhalt.

I.

I.

Entwickelung der politischen Folgen der Reformation für Europa.

Ein vorläufiger Versuch zu der Beantwortung einer, von dem französischen National-Institut aufgegebenen, Preisfrage; geschrieben im Jahr 1802.



[Der nachfolgende Aufsatz ward veranlaßt durch die Preisfrage, welche das französische Nationalinstitut für den Julius des Jahrs 1803 aufgab: Welches sind die Folgen der Reformation für die politische Lage der Staaten Europas, und für die Fortschritte der Aufklärung*)? Diese, an sich selbst so interessante, Frage erregte um so mehr meine Aufmerksamkeit, da ich mit dem Gegenstande, den sie betraf, nach dem ganzen Gange meiner Studien mich ohnehin hatte beschäftigen müssen. Ich entschloß mich daher einen Versuch zu ihrer Beantwortung zu machen; allein als ich den ersten Theil, der die politischen Folgen der Reformation betraf, beynahe vollendet hatte, erfuhr ich von meinem verstorbenen Freunde von Villers, daß ich ihn zum Mitbewerber haben würde. Ich trat daher lieber freywillig zurück; und seine demnächst gekrönte, und in wiederholten Auflagen erschienene, Preisschrift ist allgemein bekannt. Indeß übergab ich meine Arbeit, mich jetzt auf den politischen Theil der Frage allein beschränkend, sogleich, noch vor dem Termin der Einsendung, dem Druck. Die einzeln gedruckten Bogen wurden sofort meinem Freunde zugesandt, und daß er sie bey der Ausarbeitung seiner Schrift bey diesem Abschnitt benutzt habe, ist von ihm

*) Quelle a été l'influence de la reformation sur la situation politique des differens Etats de l'Europe, et sur le progrès des lumières?

selbst in der Vorrede bemerkt. Habe ich ihm dadurch vielleicht einige Dienste geleistet, so hat er mit diese, vier Jahre nachher, da er bey meiner damaligen, in Paris gekrönten, Preisschrift über die Folgen der Kreuzzüge mein Uebersetzer ward, reichlich vergolten. Diese Bemerkungen mußte ich voraus schicken; theils um das Verhältniß zu zeigen, in dem meine Schrift gegen die meines verstorbenen Freundes steht; theils um dadurch die ganze Art der Behandlung, die nicht das Ansehn einer schulgerechten gelehrten Abhandlung haben durfte, zu rechtfertigen. Sie soll keinen Anspruch darauf machen, dem gelehrten Historiker irgend etwas Neues im Einzelnen zu sagen; allein sie sollte eine Vollständigkeit der Ansichten gewähren, die mir keineswegs überflüssig zu seyn scheint, indem sie vielleicht die neuere Geschichte Europas im Allgemeinen in einem helleren Lichte erscheinen läßt.]

Die großen politischen Catastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprungs dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat; und, vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein-kriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht blos die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher anderer gefeyerten Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht blos zu ihrem ersten, sondern auch zu ihrem letzten, Zweck machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon un-

reinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweyte Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Nahmen der Moralisch-politischen begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete, aber herrschend gewordene Volksideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Contrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprung sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, als mächtiger Strom wieder hervorzubrechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo Niemand daran dachte, plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraus sehen können. Von denen der ersten Gattung unterscheiden sie sich also gleich darin, daß sie nicht blos in ihren Folgen, sondern schon in ihrem Ursprunge, höchst interessant sind. Ihr allgemeiner Charakter ist, daß sie lange und meist unbemerkt vorbereitet werden. Sie geben daher auch dem Auge des geübten Beobachters schon gleich anfangs hinreichende Beschäftigung, da es nicht leicht zu seyn pflegt, ihrer wahren Entstehung nachzuspüren, wenn auch die Veranlassung des Ausbruchs vor Augen liegt. Sie unterscheiden sich ferner von

den erstern darin, daß sie gewöhnlich nicht aus Einer, sondern aus vielen, oft sehr verschiedenen, Quellen zu entspringen pflegen, die eben durch ihre Vereinigung sich zu dem mächtigen Strom bilden, der endlich alle Dämme durchbricht, und Alles mit sich fortreißt, was sich seinem Laufe widersetzen will.

Ideen, die allgemein verbreitet und allgemein wirksam werden sollen, müssen von der Art seyn, daß Jedermann, daß auch die große Masse des Volks für sie empfänglich ist, und durch sie zum Handeln gebracht werden kann. Es giebt nur zwey Arten solcher Ideen, die religiösen und die politischen. Die gelehrten Kenntnisse können nur der Antheil einer beschränkten Anzahl von Menschen seyn; die Systeme der Philosophen haben noch keine Kriege zwischen den Nationen erregt, wenn gleich einzelne ihrer Meinungen, zu Volksbegriffen ausgeprägt, darauf Einfluß haben konnten. Die Ideen dagegen von Religion und Vaterland sind zu tief in unsere moralische Natur verflochten, als daß sie blos Gegenstand des Verstandes bleiben, und nicht auch Gegenstand des Gefühls werden sollten. Je dunkler sie bleiben, um desto stärker scheint eben ihre Kraft zu seyn; und so sind sie es, die auch den ungebildeten Haufen zu elektrisiren vermögen, und ihm eine Wirksamkeit geben, die leicht den Charakter des Enthusiasmus, ja selbst des Fanatismus, annimmt. Religiöse Ideen scheinen zwar keinen nahen Zusammenhang mit der Politik zu haben, allein, wäre auch die Verbindung des öffentlichen Cultus mit dem Staat weniger eng, wo es einmahl

dem Umsturze gilt, fällt gewöhnlich mehr wie sich berechnen läßt. Wer vermag dem durchgebrochenen Strom seine Bahn, wer dem Erdbeben seine Gränzen zu bezeichnen?

Wie furchtbar aber auch diese Erschütterungen sind, so scheint doch durch sie vorzüglich das Schicksal der Menschheit bestimmt zu werden. Die moralische Welt bedarf zu ihrer Reinigung und Erhaltung der Stürme nicht weniger als die physische. Allein es gehören Generationen, es gehören Jahrhunderte dazu, ehe sich ihre Wirkungen so weit entwickeln, daß das blöde Auge des Sterblichen sie einigermaßen umfassen kann; und er es wagen darf, über den ganzen Umfang ihrer Folgen sich ein Urtheil anzumaßen. Und wenn auch endlich dieser Zeitpunkt erscheint, wo hätte der Beobachter wohl mehr Ursache ein Mißtrauen in sich selber zu setzen, und es sich oft zu wiederholen, daß sein Gesichtskreis nur beschränkt, und die Ueberschauung des unendlichen Ganzen der Weltgeschichte auch nur das Vorrecht eines unendlichen Wesens ist?

Seitdem nach dem Fall des römischen Reichs die Staaten des neueren Europas sich bildeten, hat dieser Welttheil drey solche Revolutionen gesehen. Das tiefe Sinken seiner Bewohner im Mittelalter hatte seinen Hauptgrund darin, daß es Jahrhunderte hindurch an einer Erschütterung fehlte, die den Geist des Menschen und nicht blos seine Arme bewegte. Daher jene tiefe Nacht der Barbarey, die im zehnten und eilften Jahrhundert selbst den letzten Schimmer der Aufklärung endlich auszulöschen drohte, bis am Ende

des letztern die Kreuzzüge entstanden, und die erstorbene Menschheit aus dem Schlummer aufschüttelten, der ihr tödtlich zu werden schien. Wenn gleich vergeblich in ihrem Ausgange legten sie doch den Grund zu einer neuen Ordnung der Dinge in Europa. Die Fesseln der Leibeigenschaft wurden, wenn auch langsam, und keineswegs allgemein, doch einigermaßen, doch hie und da, dem Landmann gelöset; und während in den Burgen und bey den Festen der Ritter die junge Muse es zuerst wagte in eigener Rede zu singen, bildete sich durch den Handel, den sie Europa schenkten, in den Städten dieses Welttheils jener Bürgerstand, an dessen Gedeihen das weitere Schicksal der Völker geknüpft werden sollte.

Nach vier Jahrhunderten erlitt Europa eine zweyte noch größere Catastrophe durch die Reformation; und wenn diese mit der früheren darin überein kam, daß sie beyde zunächst aus religiösen Ideen flossen, aber auch beyde in gleichem Grade politisch wichtig wurden, so war es unserm Zeitalter aufbehalten, eine dritte Revolution zu sehen, die, aus politischen Ideen entsprungen, auch unmittelbar eine politische Tendenz erhielt; und, wenn sie in allen ihren Folgen sich erst wird entwickelt haben, dem Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte vielleicht noch einen reichhaltigern Stoff als eine jener früheren darbieten wird.

Das N. I. indem es eine Entwickelung der Folgen verlangt, welche die Reformation sowohl für die Politik als für die Aufklärung von Europa gehabt hat,

wählte einen Gegenstand der seiner würdig war. Es ist eine Aufgabe, die, noch von Niemand befriedigend aufgelöst, jetzt reif für die Auflösung ist. Fast drey Jahrhunderte sind verflossen, seitdem jene Veränderung begann; ihre Folgen haben sich in allen ihren Haupttheilen entwickelt; der Nebel der Vorurtheile und Leidenschaften, der, anfangs über die Zeitalter großer Revolutionen schwebend, den Zeitgenossen die freye Ansicht verbietet, ist jetzt lange zerstreut; und der beschränkte Blick des Beobachters trägt billig allein die Schuld, wenn er es nicht vermag die weite Aussicht zu umfassen, die sich ihm darstellt.

Die gegenwärtige Untersuchung, indem sie die Entwickelung der Fortschritte der Aufklärung Andern überläßt, wird nur der Darstellung der politischen Folgen der Reformation für Europa gewidmet seyn; und in dem ersten Abschnitt diese für die einzelnen Staaten dieses Welttheils in Rücksicht auf ihre innern Verhältnisse, in dem andern für den gesellschaftlichen Zustand, und das Staatensystem von Europa im Allgemeinen, darzulegen suchen.

Daß der Forscher, der über einen solchen Gegenstand urtheilen will, sich einen Standpunkt wählen muß, wo er über alle die Vorurtheile, welche Erziehung, Vaterland, und Religion in den Weg legen können, sich erhebt; daß er ferner dem Schimmer des Neuen oder des Paradoxen nicht das Wahre, wenn auch Bekannte, aufopfern darf, — sind Forderungen, welche sich von selbst verstehen. Nur über das, was man Folgen der Reformation zu nennen berechtigt

ist, wird es einer Anmerkung bedürfen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers um so mehr fordern darf, da sie die Grundlage der folgenden Untersuchung nothwendig ausmachen muß.

Die Folgen jeder Begebenheit sind theils unmittelbare, theils mittelbare. Der Charakter der unmittelbaren Folgen ist der, daß sie aus der Natur der Begebenheit von selbst fließen müssen, und daher auch von einerley Natur mit ihr selber seyn werden. Die unmittelbaren Folgen einer religiösen Revolution können nur auf Religion Beziehung haben; und konnten also bey derjenigen, von der hier die Rede ist, keine andere, als die Veränderung des Lehrbegriffs oder des Cultus in gewissen Theilen der christlichen Kirche seyn. Die mittelbaren Folgen einer Begebenheit unterscheiden sich von jenen darin, daß sie nicht geradezu aus dem Wesen der Begebenheit fließen, sondern durch zufällige Verhältnisse, Verbindungen, und Zeitumstände hervorgebracht werden, jedoch so, daß sie ohne jene Begebenheit nicht erfolgt seyn würden. Es fällt in die Augen, daß der Kreis der unmittelbaren Folgen jeder Begebenheit im Verhältniß der mittelbaren nur sehr beschränkt seyn kann. Aber eben deßhalb würde die Schilderung der Folgen eines Ereignisses nur sehr einseitig ausfallen, welche sich auf die erstern allein einschränken wollte. Es ist wahr, man kann dagegen einwenden, daß der Kreis der mittelbaren Folgen unendlich, und also unübersehbar, sey, da jede Wirkung wieder die Ursache neuer Wirkungen wird. Allein erstlich wird er für das Auge des Sterb-

lichen schon durch die Zeit beschränkt, da nur das bisher Geschehene von ihm beobachtet werden kann; und dann giebt es auch hier einen Maaßstab des Näheren und Entfernteren, der leicht sich anwenden läßt. Zeigen sich die Zirkel, die der Stein bildete, den man ins Wasser warf, dem Auge nicht weithin deutlich genug, wenn auch die äußersten endlich sich seinem Blick entziehen?

Was die Reformation für Politik und Aufklärung wirkte, gehörte nur zu ihren mittelbaren Folgen, und indem das N. J. die Entwickelung von diesen verlangte, zeigte es schon durch die Aufgabe selber, wie weit der Kreis der Untersuchung sich ausdehnen sollte. Es konnte den einsichtsvollen Urhebern dieser Frage nicht entgehen, daß sie eben dadurch ihr größtes Interesse erhielte; ja, daß sie eben dadurch eine Aufgabe wurde, deren Auflösung einen Sonnenblick der Hoffnung gerade unserm Zeitalter gewährt. Die entfernten Resultate jeder großen Revolution täuschten stets die Erwartung; und vielleicht giebt es für den Forscher der Geschichte keinen höhern Genuß, als die Verfolgung dieses wunderbar verschlungenen Fadens der Begebenheiten unseres Geschlechts. Indem er von ihm geleitet diese Labyrinthe durchirrt, öffnet sich ihm oft zwischen Abgründen und Felsen eine lachende Landschaft; und versunken in Bewunderung vernimmt er aus den Stürmen der Jahrhunderte die Stimme dessen, der ihm zuruft: daß seine Wege nicht unsre Wege sind!

Und so erhebt Euern Blick, Ihr, welchen gleichfalls das Schicksal es bestimmte, die Zeitgenossen, die Theilnehmer, die Opfer einer Revolution zu werden! Ihr, die ihr den Vater, den Bruder, den Freund, ach! die ihr vielleicht Alles verlort! Auch auf den Scheiterhaufen der Inquisition, auch auf den Schlachtfeldern von Mühlberg, von Nördlingen und Lützen, floß des schuldlosen Blutes wohl so viel, als unser Zeitalter dessen hat fließen sehen! Und dennoch verzogen sich endlich die Gewölke, und das Gestirn des Tages blickte auf eine friedliche und bessere Welt herab. Schneller als damals klärt sich jetzt der Horizont auf; und vielleicht ist es Euch selber noch bestimmt, das bessere Zeitalter zu sehen, das damals erst spätere Generationen erblickten!

Wenn gleich die ursprüngliche Tendenz der Reformation keinesweges politisch war, so machten es doch die engverschlungenen Verbindungen des Staats und der Kirche in dem damaligen Zeitalter unvermeidlich, daß, wenn sie sich ausbreitete, sie auch binnen kurzem eine politische Tendenz erhalten mußte. Zwar bestanden im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Verhältnisse nicht mehr in ihrer ganzen Stärke, die in der vorhergehenden Periode das ganze westliche Europa gewissermaßen zu Einem Reiche gemacht hatten, das unter dem Supremat des Pabstes eine Anzahl von Fürsten zählte, die als die Vasallen

des höchsten geistlichen Oberhaupts betrachtet wurden; oder nach dessen Willen wenigstens als solche betrachtet werden sollten. Nicht nur der kecke Ungehorsam mancher dieser geistlichen Söhne, sondern vielleicht noch mehr die Fehler des römischen Hofes selbst, der durch ein Schisma von mehr als 70 Jahren (1378–1449), während dessen bald zwey bald drey Päbste sich wechselseitig excommunicirten, die christliche Welt geärgert, und die Versammlung von Concilien veranlaßt hatte, die den ihm furchtbaren Lehrsatz aufstellten, daß sie über dem Oberhaupt der Kirche seyen, hatten jene Weltherrschaft bereits gebrochen, die Gregor VII. gegründet hatte. Aber demungeachtet waren in der christlichen Welt Kirche und Staat noch viel zu tief in einander verflochten, als daß eine Reform in der erstern nicht auch auf den letzteren hätte zurückwirken müssen. Sträubte man sich auch den Pabst als Schiedsrichter in weltlichen Dingen anzuerkennen, so übte er doch als geistliches Oberhaupt sowohl durch die geistliche Gerichtsbarkeit, wie auf manche andere Weise, noch viele der wichtigsten Rechte aus, ohne denen zu widersprechen sich kaum eine Reform denken ließ. Sobald aber eine solche nur einigermaßen um sich griff, konnten auch die Fürsten dabey nicht gleichgültig bleiben; Neutralität war hier unmöglich; sie mußten sich für oder wider sie erklären. Im letztern Fall lagen sie im Kampfe mit einer Parthey in ihrem eigenen Lande, welche der Druck selber zu einer politischen Parthey machen mußte; im erstern standen sie selber als Gegner des Pabstes da; und in

dem einen wie in dem andern war bald die politische Tendenz der Reformation entschieden. Der Zeitpunkt aber, wo sie diese Gestalt annahm, mußte die Wichtigkeit dieser Begebenheit verdoppeln.

Als die Reformation ausbrach, gab es in Europa durchaus kein großes moralisches Interesse mehr, daß auf die Politik hätte Einfluß haben, und dieser einen lebendigen Geist hätte einhauchen können. Von Italien aus, wo das Bedürfniß des Gleichgewichts der Staaten, welche dieses Land enthielt, eine verfeinerte Staatskunst gebildet hatte, hatte sich diese zwar auch über die Alpen verbreitet; allein in den Händen von Ferdinand Catholikus war sie nur zu einem förmlichen System des Betrugs umgebildet. Der Einfluß, den die Nationen Europas selbst bis dahin durch ihre Stellvertreter auf ihre Angelegenheiten gehabt hatten, fieng zugleich an entweder gänzlich zu verschwinden, oder doch unbedeutend zu werden. Was wurden die spanischen Cortes schon unter Ferdinand und Isabella, und noch mehr unter ihren Nachfolgern? Was das Parlament von England unter Heinrich dem Achten? Was die Versammlung der allgemeinen Stände in Frankreich seit Ludewig dem Zwölften? Alle Fäden der Politik waren also in den Händen einiger Mächtigen, die sie nur mißbrauchten um ein elendes Gewebe von Intriguen zu der Befriedigung ihrer Leidenschaften daraus zu spinnen. Wer die Beweise davon sucht, werfe nur einen Blick in die Geschichte der damaligen italiänischen Händel; besonders der sinnlosen Ligue von Cambray und ihrer abentheuerlichen

Folgen. Die Nationen Europas sahen diesem elenden Gaukelspiele, das auf ihre Kosten aufgeführt ward, mit Gleichgültigkeit zu, und ihre Apathie müßte sie um so schneller unter das Joch des Despotismus gebracht haben, da die jetzt herüberströmenden Schätze der neuen Welt den Herrschern dazu auch neue Mittel darboten.

Sollte Europa aus diesem Geistes-Schlummer geweckt werden, so bedurfte es dazu eines neuen großen Interesse, das nicht blos das der Herrscher, sondern auch das der Völker, war; und über welches man jenes elende Gewebe von Cabalen vergaß, das bisher die Politik dieses Welttheils entehrte. Ein solches neues und großes Interesse erschuf die Reformation, und dies giebt den allgemeinen Gesichtspunkt, aus dem man ihre politische Wichtigkeit würdigen muß. Statt des platten Eigennutzes wird Religion jetzt die Triebfeder der Politik; und bald giebt es nicht leicht ein politisches Interesse, das nicht mehr oder minder zugleich religiöses Interesse, nicht leicht eine politische Parthey, die nicht mehr oder minder zugleich religiöse Parthey, ja nicht leicht einen Krieg, der nicht zugleich mehr oder minder Religionskrieg gewesen wäre. Wie richtig oder unrichtig dem Philosophen die Lehren erscheinen mögen über die man stritt, ist hier eine gleichgültige Frage; das Schicksal der Menschheit hängt davon ab, daß sie für etwas Großes und Erhabenes Interesse faßt; und groß und erhaben muß die Religion selbst in den Augen des Atheisten wenigstens praktisch erscheinen, wenn

wenn er sie auch theoretisch verachtet. Es mag seyn, daß zugleich mit dem neuen Interesse, das hier aufgeregt ward, auch ein Heer von Vorurtheilen und Leidenschaften erwachte, welches oft im Einzelnen auf Abwege führte; den Gang des Ganzen hielt dieses nicht auf! Erwarten, daß unser Geschlecht auf dem geraden Wege, den die kalte Vernunft bezeichnet, ungestört zu seiner Ausbildung fortschreiten soll, heißt seine Natur verkennen, die, mit der Sinnlichkeit gepaart, keine rein vernünftige Natur ist. Kaum vermag es das Individuum jenen Pfad zu betreten, niemals aber die Gattung, die nur durch Umwege ihrem Ziele sich nähert.

Erster Abschnitt.

Entwickelung des politischen Einflusses der Reformation auf die einzelnen Staaten von Europa in Rücksicht ihrer innern Verhältnisse.

Deutschland.

Wenn die Natur der Dinge es mit sich brachte, daß derjenige Staat, wo die Reformation begann, ihre Folgen am frühesten empfand; so lag es auch in seinen inneren Verhältnissen, daß er sie am stärksten empfinden, und am heftigsten durch sie erschüttert werden mußte. Nur in einem so getheilten Lande konnte sich, indem einzelne seiner Fürsten sich ihrer annahmen, mit Leichtigkeit eine mächtige Parthey bilden, welche die neue Lehre schon in ihrem Aufkeimen in ihren Schutz nahm, und, indem sie die Pflegerin ihrer Kindheit wurde, es verhinderte, daß sie nicht gleich nach ihrem Ursprunge wieder hinstarb. Es ist bekannt, daß der Beherrscher des Landes wo Luther auftrat, der Churfürst Friederich der Weise von Sachsen, dem aber bald mehrere folgten, sich zuerst um sie dieses Verdienst erwarb. Auf diese Weise wurde sie also zugleich Staatssache; und als sie bald

förmlich und öffentlich als solche behandelt, als sie 1521 zur Entscheidung nach Worms vor den Reichstag gebracht wurde, war die hohe politische Wichtigkeit derselben schon so entschieden, daß ihre Verdammung selbst sie nur noch erhöhen konnte.

Deutschland war, als Staatskörper betrachtet, wie Luther auftrat beynahe eine Nulle in dem Europäischen Staatensystem. Voll Kräfte in seinem Innern, konnte es doch diese Kräfte nicht gebrauchen. Seine Constitution, durch das Herkommen gebildet, war nicht viel mehr als ein Chaos. War auch das Verhältniß, in dem die ersten seiner Fürsten gegen das Reichs-Oberhaupt standen, durch die goldene Bulle (1356) so ziemlich bestimmt, — wer mochte sagen, was eigentlich Rechtens zwischen dem Kayser und den übrigen Ständen sey? Der Charakter und die persönliche Kraft des Oberhaupts war es daher auch gewöhnlich, die sein größeres oder geringeres Ansehen entschied. Unter der langen Regierung von Friederich dem Dritten, der über ein halbes Jahrhundert auf dem Throne schlief (1440-1492), war dieses fast vernichtet; und unter der von Maximilian dem Ersten, ungeachtet der neugetroffenen Einrichtungen, doch an und für sich nur wenig vermehrt. Unter allen übrigen Fürsten in Deutschland war aber kein einziger, der durch seine Macht Achtung eingeflößt hätte. Sie lebten mehr wie gute Hausväter, als wie Fürsten; und der Beherrscher des Landes schien wenig mehr als der größte Güterbesitzer in demselben zu seyn. Auch war kaum eine Aussicht,

daß eins ihrer Häuser sich sehr bald würde heben können. Das Gesetz der Untheilbarkeit wurde nur bey den Ländern beobachtet, auf denen die Churen ruhten. Sonst theilte der Vater dem Herkommen gemäß sein Land zwischen den Söhnen; und so konnte nicht leicht, da die Ehen oft nur zu reichlich gesegnet waren, in irgend einem Hause eine große und feste Ländermasse sich bilden. Diese Schwäche der einzelnen erzeugte auch nothwendig die Unbedeutsamkeit des ganzen Corps. Zwar kam man auf den Reichstägen zusammen, und besprach sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten; aber Friederich III. hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Reichstäge persönlich zu besuchen; und sein Sohn, der zu der Ausführung seiner vielen Entwürfe viel Geld brauchte, that es meist nur, um mit seinen Geldforderungen die Stände zu behelligen. In der That, hätte sich nicht seit einem halben Jahrhundert der Erbfeind der Christenheit im Osten von Europa festgesetzt, dessen wildes Vordringen die Deutschen oft nöthigte zusammenzuhalten, — man sieht nicht, warum der deutsche Reichsverband sich nicht völlig hätte auflösen sollen?

Die Reformation war es, und nur die Reformation allein, die diesem hinsterbenden Staatskörper plötzlich neues Leben einhauchte, und ihm die politische Wichtigkeit gab, die er seitdem gehabt hat. Mehrere der deutschen Fürsten erklärten sich bald für sie, (ob aus Ueberzeugung, oder aus andern Gründen, ist hier gleichgültig;) wogegen das neue Oberhaupt des Reichs es seinem Interesse gemäß fand, sie zu ver-

dammen. Carl der Fünfte fühlte es bald, daß in ihren Beschützern sich eine Oppositionsparthey gegen ihn bildete; und wenn seine ursprüngliche Abneigung gegen die Lehre der Protestanten, wie sie nun bald hießen, ihren Grund vielleicht in seiner religiösen Ueberzeugung gehabt hatte, so wurde der Haß gegen sie doch bald blos ein politischer Haß. Allein Carl V. war nicht der Mann, der sich durch eine Leidenschaft hätte verblenden lassen; sie ward für ihn nur die Grundlage zu dem Entwurf, um dessen Ausführung bald die ganze Geschichte seiner deutschen Regierung sich dreht, durch Unterdrückung dieser Oppositionsparthey die kayserliche Autorität aufrecht zu erhalten, und demnächst zu vergrößern. So bald aber die neue Parthey sich von ihm bedroht sah, wurde wiederum eine nähere Verbindung der protestantischen Fürsten und Stände eine natürliche Folge davon. So standen seit dem Schmalkalder Bündniß (1530) beyde Partheyen mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, und früher schon würde es zum Bruch gekommen seyn, wenn den vielbeschäftigten Kayser nicht andere Unternehmungen abgehalten hätten. Als er endlich nach sechszehn Jahren die Sachen auf den Punkt gebracht hatte, auf den er sie bringen wollte, als er 1546 wirklich losschlug, zeigte zwar der Erfolg, daß die Talente seiner Gegner nicht ihrem Muth gleichkamen, und der Ausgang der Schlacht bey Mühlberg (1547) schien selbst die kühnsten Hoffnungen des Kaysers zu übertreffen; allein kaum hatte er angefangen seines Siegs zu genießen, als die kühne Hand eines Jüng=

lings seinem grauen Haupte in wenig Tagen die Lorbeern entriß, die er in einem mühevollen Leben gesammelt hatte; und Moritz durch den Traktat zu Passau (1552) alle die ehrgeizigen Träume verschwinden machte, an denen sich Carl so lange geweidet hätte.

So war, mit wenig Worten, der Gang der innern Geschichte des deutschen Reichs in dieser großen Crise, die sein weiteres Schicksal bestimmte. Aber damals war auch bereits Deutschland nicht das alte Deutschland mehr. Das neue große Interesse, das hier aufgeregt war, hatte eine neue Politik erzeugt. Seine Fürsten hatten sich fühlen gelernt; sie hatten sich gezwungen gesehen, ihre Kräfte zu entwickeln; und wenn gleich die Passauer Präliminarien, und der Religionsfriede der sie 1555 zu Augsburg bestätigte, der alten und der neuen Parthey ihre constitutionsmäßige Existenz neben einander sicherten, so konnte doch die vormalige Indolenz, und mit ihr die vorige politische Unbedeutsamkeit, nicht wieder zurückkehren. Mit den Worten des Friedens auf der Lippe starb doch der Groll und das Mißtrauen im Herzen nicht; die neue Spannfeder der Politik behielt ihre ganze Kraft; mit den Waffen in der Hand blieb man einander gegenüber, oder legte sie nur weg, um sie bey der ersten Veranlassung wieder zu ergreifen. Der vorige Friede war auch in der That zu wohlfeil erkauft, als daß er auf immer hätte dauern können. Große Revolutionen lassen sich nicht durch einen Streich des Augenblicks beendigen; und mehr war doch die glückliche Unterneh-

mung von Moritz nicht. Ungeachtet des Friedens glich Deutschland dem wogenden Meer nach dem Sturm; fortdauernd blieb es in einer Art von revolutionärem Zustande, der eine neue Explosion erwarten ließ, und es würde eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte seyn, wenn der persönliche Charakter der drey nächsten Nachfolger von Carl V. sie nicht erklärte, wie es bis zum Jahr 1618 dauern konnte, da endlich der dreyßigjährige Kampf ausbrach, der durch den westphälischen Frieden den Streit der Partheyen zu einer völligen Entscheidung brachte; und dem deutschen Reiche diejenige Constitution gab, die bis auf unsere Zeiten als das Palladium seiner Existenz betrachtet wurde.

Auf diese Weise bildete sich durch die Reformation und ihre Folgen der deutsche Staatskörper zu dem was er nachmals geworden ist, und der Geist den sie ihm eingehaucht hatte blieb fortdauernd das Princip seines Lebens. Es war fast ungedenkbar, daß ein solcher Staatskörper, der ein Inbegriff so vieler und so verschiedenartiger Staaten war, fortdauernd durch Ein allgemeines Interesse in Thätigkeit erhalten werden konnte. Welches hätte dieses seyn sollen? Etwa das Streben nach Vergrößerung, oder wenigstens nach einem großen Einfluß auf die Angelegenheiten fremder Nationen? — Ein solches Streben konnte unmöglich bey einem Staat statt finden, der, bey aller Kraft zum Widerstande, doch fast gar keine Kraft zum Angriffe besaß. Etwa ein allgemeines Handelsinteresse? Deutschland hatte kein solches, und konnte es nicht

haben, weil seine Lage und seine Zerstückelung es unmöglich machten. Also bleibt blos dasjenige übrig, welches aus dem Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Vertheidigung bey Angriffen von außen entstand. Die Geschichte hat aber schon in vielen Beispielen gezeigt, daß, da diese vorübergehend sind, auch ein solches Interesse nur vorübergehend seyn kann; und die Geschichte von Deutschland hat insbesondere gezeigt, wie leicht es den Feinden des Reichs wurde, in einem so zusammengesetzten Staat sich Freunde zu verschaffen, und Deutsche durch Hülfe von Deutschen zu bekriegen. So war die Einigkeit mit sich selbst für diesen Staatskörper nichts anders, als eine langsam schleichende Krankheit geworden, die, indem sie ihm den Anschein der Gesundheit ließ, ihn desto gewisser der gänzlichen Auflösung, oder auch der Unterjochung unter die Macht seines eigenen Oberhaupts, wo nicht einer fremden, auf jeden Fall aber seinem Ende, entgegenführte. Nur ein Princip der Trennung konnte in ihm jene rege Lebenskraft wieder erwecken; und dieses erschuf die Reformation, indem sie der protestantischen und catholischen Parthey jeder ihr eigenes Interesse gab. Freylich ließ sich gar nicht mit völliger Gewißheit vorher sagen, wohin auch diese Spaltung führen konnte? Die Einmischung fremder Mächte in die Streitigkeiten der Partheyen schien dabey unvermeidlich, und war es auch wirklich; allein eine Reihe glücklicher Verhältnisse half über die Folgen, welche diese drohete, besser weg, als man oft erwarten konnte. Wäre aber vollends das partielle Interesse

der beyden Partheyen von der Art gewesen, daß es dem allgemeinen des Reichs nicht untergeordnet, oder gar ihm entgegengesetzt gewesen wäre; so hätte dadurch eine gänzliche Zerstückelung herbeygeführt werden können; aber glücklicherweise war dies nicht der Fall. Jenes partielle Interesse stieß an und für sich gar nicht gegen die Rechte des Reichsoberhaupts oder der einzelnen Stände an, es betraf nur den Religionszustand, und die Rechte die darauf Beziehung hatten; und nach langen Fehden und Kriegen hat die Erfahrung endlich zur Genüge gelehrt, daß die Entstehung des corpus Evangelicorum, das seine völlige Form erst da erhielt, als es der Sache nach schon lange da gewesen war (1653), gar keine unheilbare Spaltung des Reichstags und des Reichs erzeugte. Aber die gegenseitige Aufmerksamkeit beyder Partheyen auf einander, die stets rege, oft sehr gegründete, zuweilen aber fast bis zum Lächerlichen getriebene, Besorgniß bey dem geringsten Fortschritte der einen oder der andern, wovon man die Beweise den Kennern der Reichsgeschichte nicht erst ins Gedächtniß zurückzurufen braucht, leistete für die Erhaltung der Deutschen Constitution in ihren Haupttheilen eine Garantie, die schlechterdings durch nichts anders so hätte geleistet werden können. Aus diesem höheren Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen daher alle jene Zwiste, Händel und Kriege, welche die Reformation in dem Innern dieses Staatenvereins herbeyführte, in einem mildern Lichte; sie zeigen sich hier nur als Mittel zum Zweck; und wenn die Reformation diesem Staatskörper gleich

bey ihrem Ausbruche neues Leben einhauchte, so war sie es auch, die ihm auf lange Zeit hindurch dieses Leben, die ihm seine politische Existenz erhielt.

Oesterreich.

Das Oesterreichische Haus, das Haus, welches unter allen Dynastien der neuern Zeit am meisten gewann und am meisten verlor, war das erste, das auf den Ausbruch der religiösen Revolution politische Plane baute. Das Schicksal schenkte ihm um eben diese Zeit einen Fürsten, der an Politik seinen Zeitgenossen überlegen, und an Macht jedem von ihnen wenigstens gleich war. Es gehören seltene Talente dazu, sich schnell in eine neue Ordnung der Dinge zu finden, wie sie der Ausbruch einer Revolution herbeyführt. Nur der große Kopf ist im Stande sich sogleich über den bisherigen Kreis der Erfahrung und Gewohnheit zu erheben, und die neuen Combinationen zu berechnen, nach denen er sein Verfahren einrichten muß. Wie sehr man aber auch den politischen Talenten von Carl V. Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so war es doch unmöglich, gleich von Anfang an den Gang, den diese Umwälzung der Dinge nehmen würde, der kalten Berechnung zu unterwerfen. Die Verhältnisse, in denen er als Schutzherr der Kirche mit dem Pabst stand, machten ihn gleich Anfangs zum Gegner der Reformation; seine politischen Entwürfe in Beziehung auf Deutschland bildeten sich erst, seitdem in dem Schmalkalder Verein (1530) eine

bewaffnete Opposition ihm gegenüber stand. Diese zu überwältigen erforderte die Aufrechthaltung des Ansehns Kayserlicher Majestät; freylich aber konnte ihre Ueberwältigung, auch bey der Beybehaltung der bestehenden Formen, nicht viel weniger als die Herrschaft in Deutschland eintragen. Daß dieser Plan vereitelt wurde, auf eine Weise vereitelt wurde, die gänzlich außer der Berechnung des Wahrscheinlichen lag, ist schon oben bemerkt; allein dennoch wurde die neue Lehre für die Organisation der Oesterreichischen Monarchie, ungeachtet sie nicht die herrschende darin ward, nicht minder wichtig.

Es mag hier nur im Vorübergehen bemerkt werden, daß in dem Erzherzogthum Oesterreich durch die Unterdrückung der protestantischen Parthey unter Ferdinand dem Zweyten die Macht des Erzhauses so gut wie unumschränkt, und die der Landstände zu einem bloßen Schatten wurde; den größten Vortheil zog dieses Haus aus der Benutzung der religiösen Unruhen in Ungarn und Böhmen. Die Habsburger verdankten es der Reformation, daß sich die Gelegenheit ihnen darbot, diese beyden Reiche, die sie nur als Wahlreiche besaßen, in Erbreiche zu verwandeln, und in dem letztern derselben eine unbeschränkte Macht auf den Trümmern der alten National-Freyheit zu gründen. Als nach der Schlacht bey Prag (1620) die empörte Nation der Willkühr des Siegers Preis gegeben war, versäumte man nicht den Augenblick zu nutzen. Sie wurde ihrer Privilegien beraubt, und Böhmen wurde der Sache nach ein Erbreich,

indem man es den Politikern frey ließ darüber zu streiten, ob es noch eigentlich ein Wahlreich heißen sollte. Das Schicksal von Ungarn ward, wenn gleich später, doch nicht weniger, durch die Religionshändel bestimmt. Die neue Lehre fand hier bald einen solchen Eingang, daß ihre Anhänger denen der alten das Gleichgewicht hielten, und endlich selbst durch den Wiener Frieden (1606), und die Capitulation von König Mathias (1608) nicht nur freye Religionsübung, sondern durch letztere selbst gleiche bürgerliche Rechte mit ihnen errangen. Es ist aber aus der Geschichte Ungarns sattsam bekannt, wie wenig dadurch das Reiben der Partheyen aufhörte; sattsam bekannt, wie wenig man die den Protestanten bewilligten Versprechungen hielt; wie man den Zustand der Gährung nutzte, um fremde Truppen ins Land zu legen, und ungeachtet alles Widerspruchs sie darin ließ; sattsam bekannt endlich, wie man planmäßig die schreyendsten Bedrückungen sich erlaubte, die zuletzt Complotte erzeugten (1670), deren Dämpfung die Gewalt der Regierung vermehren mußte. Das Gewebe der Streitigkeiten riß hier nicht ab; und mit denen mit den Protestanten sind die mit Siebenbürgen und mit der Pforte so eng verschlungen, daß man den Faden der einzelnen kaum fortführen kann; doch machen sichtbar die Händel mit den Protestanten gleichsam das Grundgewebe aus. So wurde allmählig der Schritt vorbereitet, der endlich 1687 glückte, das Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln. Gelang es gleich der Nation bisher, ihre übrigen Rechte gegen alle die Ver-

suche, die man zu ihrem Umsturz gemacht hat, so ziemlich zu retten, so waren doch die Vortheile, welche Oesterreich durch jenen wichtigen Schritt gewann, nicht minder groß.

Wie wenig zusammenhängend also auch diese, in ihren einzelnen Theilen so mächtige, Monarchie immer seyn mag, so verdankt sie doch den Zusammenhang, und die innere Festigkeit, die sie besitzt, größtentheils der Benutzung der Folgen der Reformation. Die letzte Umwandlung Europas hat ihre Macht, indem sie nicht blos ihr Gebiet erweiterte, sondern auch die Anwendung ihrer Hülfsquellen ihr erleichterte, vergrößert. Sie hat jetzt keine entlegene Länder mehr zu vertheidigen; allein fortdauernd mächtigen Gegnern gegenüber gestellt, und der Außenwerke, die sie sonst schützten, meist beraubt, wird es auch der bessern Benutzung der Vortheile, zu denen die Reformation ihr den Weg bahnte, bedürfen, um sich auf der Höhe ihres jetzigen Standpuncts zu erhalten.

Preussen.

Eine der frühesten politischen Folgen der Reformation war die Legung des wichtigsten Grundsteins zu dem Gebäude der Preussischen Monarchie. Zwar konnte kein Sterblicher es damals ahnen, daß auf diesem Fundamente einst ein solches Gebäude würde aufgeführt werden. Es bedurfte dazu eines so seltenen Zusammenflusses von Umständen, und so großer Werkmeister, wie sie schwerlich die Geschichte

irgend eines Staats in einem gleichen Zeitraum möchte aufzuzeigen haben. Aber doch bleibt es wahr: ohne die Reformation hätte Europa nur einen Churfürsten von Brandenburg, aber keinen König von Preussen. In dem Anfange des 16ten Jahrhunderts war Preussen noch ein geistliches Land, das, von dem deutschen Orden erobert, auch diesem angehörte, und unter seiner und seines Hochmeisters Herrschaft stand. Allein kaum hatte die neue Lehre, die den geistlichen Fürsten den Weg zu bezeichnen schien, ihre Länder zu Erbländern zu machen, sich verbreitet, als auch der damalige Hochmeister des deutschen Ordens in Preussen, Albrecht, der aus dem brandenburgischen Hause war, den ersten glücklichen Versuch dieser Art machte. Bereits im Jahr 1525 säcularisirte er sein Land, machte es zu einem erblichen Herzogthum, jedoch als Lehen von Polen, und ward durch seine Verheyrathung der Stammvater einer Linie, deren letzte weibliche Descendentin Anna sich mit dem Churprinzen von Brandenburg, und nachmaligen Churfürsten, Johann Sigismund, vermählte. Preussen kam also noch als Lehen an das Chur-Brandenburgische Haus, ward aber durch den Traktat zu Wehlau 1657, und vollends durch den Frieden zu Oliva 1660, zum souverainen Herzogthum erklärt, und von seinem Lehnsnexus befreyt; ward darauf 1701 zu einem Königreich erhoben, und trat, oder drängte sich nun allmählig, in die Reihe der ersten Mächte von Europa.

Wenn aber die Reformation allerdings auf die eben bemerkte Weise den Grundstein zu dem Gebäude

der Preussischen Monarchie legte, so kann man doch nicht sagen, daß sie zu dessen weiterer Aufführung viel beygetragen habe, außer in sofern man die im Westphälischen Frieden gemachten Acquisitionen als eine Wirkung derselben betrachten will. Auch auf die gedoppelte Rolle, die Preussen in der auswärtigen Politik, theils als Macht in dem Staatensystem von Europa, theils als einer der ersten Stände in dem deutschen Reiche, spielt, hat die Reformation keinen so großen Einfluß gehabt, als man häufig anzunehmen pflegt. Die Ursachen davon lassen sich schon aus den eben angeführten kurzen chronologischen Angaben entwickeln. Den ganzen Zeitraum hindurch, wo das religiöse Interesse die Haupttriebfeder der Europäischen Politik blieb, d. i. bis zum Westphälischen Frieden, und dem Zeitalter von Ludwig XIV., war das Brandenburgische Haus noch zu schwach, als daß es einen entscheidenden Einfluß auch nur auf das deutsche Staatensystem, geschweige denn auf das von Europa, hätte haben können. Als es seit dieser Zeit unter der Regierung des großen Churfürsten und seiner beyden ersten Könige sich erhob, verlor, wie wir unten weiter bemerken werden, die Reformation bereits ihre politische Kraft, und ein anderes Interesse trat an ihre Stelle. Die zweyte kleinere Rolle, welche Preussen, neben jener größern, in dem deutschen Reiche zu spielen hatte, ward die, das Gegengewicht gegen Oesterreich auszumachen. Allein die Preussische Rivalität mit Oesterreich fixirte sich erst durch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich II., und stand mit der Re-

ligion in gar keiner Verbindung. Und wenn gleich Preussen oder Brandenburg einer der mächtigern, und bald der mächtigste, unter den protestantischen Ständen wurde, so erscheint es doch nicht eigentlich als Haupt dieser Parthey. Dies Vorrecht hatte bekanntlich von frühern Zeiten her Sachsen; wie aber Preussen der Macht nach Sachsen überlegen wurde, konnte man keinen großen Werth mehr darauf setzen, eben weil die Parthey immer mehr aufhörte der Sache nach Parthey zu seyn, wenn sie es auch der Form nach blieb.

Frankreich.

In Frankreich drang die Reformation vorzüglich von der Schweiz her ein; und wenn es gleich eigentlich nicht Luther's sondern Zwingli's Lehre war, so fließt doch der politische Wirkungskreis dieser beyden Reformatoren zu sehr in einander, als daß es möglich wäre, den einen ohne den andern zu bestimmen. In keinem andern Lande von Europa, selbst in Deutschland nicht, hatte die Reformation einen so raschen Gang genommen, als in der Schweiz. Der kraftvolle Charakter dieser Gebirgbewohner macht, daß sie sich bald entscheiden; und je beschränkter der Kreis der Ideen eines Hirtenvolks ist, um desto fester hängt es an denen, die es einmal angenommen hat. Als in Deutschland noch die beyden Partheyen mit einander capitulirten, brach hier schon der Bürgerkrieg aus (1530), und eine gänzliche Auflösung des Bun-

des schien bevor zu stehen. Allein glücklicherweise erzeugte ein kurzer Kampf hier schon einen dauerhaften Frieden; und wenn auch der Haß der Partheyen nicht sogleich erstarb, so fand man es doch nicht wieder nöthig, sich die Hälse zu brechen. Die Erbitterung verrauchte allmählig; die öffentliche Aufmerksamkeit ward auf andere Gegenstände gerichtet; und das beneidenswerthe Schicksal dieses Landes, um welches die allgemeine Meinung gleichsam den Kreis der Heiligkeit und Unverletzlichkeit zog, entfernte dasselbe von der Theilnahme an den Händeln des übrigen Europas, die das Feuer der Zwietracht leicht wieder darin hätte anfachen können.

Die vielfachen Verhältnisse, in denen die Schweiz mit Frankreich stand, bahnten der neuen Lehre, besonders von dieser Seite her, den Weg in dieses Land; und wie ließ es sich anders erwarten, als daß eine Nation, die in der schnellen Auffassung von Ideen vielleicht jede andere übertrifft, dabey nicht gleichgültig bleiben konnte? Franz I. wußte aber zu gut wie viel auch die königliche Macht von einer solchen Parthey zu befürchten habe, deren kirchliche Grundsätze fast rein democratisch waren, als daß er sie hätte begünstigen sollen; der Druck und die Verfolgungen seines Sohnes schlossen sie schon genauer an einander, und bereiteten sie zum Widerstande vor; und als sie unter seinen schwachen Enkeln sich von ehrsüchtigen Großen mißbrauchen ließ, erwuchs sie zu einer furchtbaren Oppositionsparthey. Die Geschichte der blutigen Kriege, die in der letzten Hälfte des sechszehnten

Jahrhunderts bis zum Edikt von Nantes (1562-1598) davon die Folgen waren, ist zu bekannt, als daß sie hier mehr als einer bloßen Erwähnung bedürfte; allein die bleibenden Wirkungen, die sie auf den politischen Zustand von Frankreich hatten, dürfen hier nicht unbemerkt bleiben. Es scheint diese lassen sich unter zwey, wenn auch dem Anschein nach sich entgegenstehende, Punkte zusammenfassen. Sie bahnten auf der einen Seite den Weg zu der Unumschränktheit der königlichen Macht, und doch waren sie es auch auf der andern, die selbst nach dem Fall der Parthey einen Geist des Widerspruchs in der Nation erhalten zu haben scheinen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in großen Monarchien, daß die Macht der Regierung nicht eher, als durch den Kampf mit einer mächtigen Gegenparthey recht fest gegründet, und völlig oder beynahe unumschränkt gemacht wird. In dem Augenblick, wo eine solche Parthey erdrückt oder wenigstens entwaffnet ist, steht alles frey; und auch die übrigen Stützen der Nationalfreyheit werden alsdann leicht umgestoßen. In Frankreich fand die Regierung diese Opposition an den Hugenotten. Man kann die Regierung allerdings nicht davon freysprechen, daß sie es war, die durch ihre Verfolgungen, ihre Treulosigkeiten, ihre Grausamkeiten sie selber aus einer friedlichen Secte zu einer politischen Gegenparthey machte; das Mordgeschrey der Bartholomäusnacht, durch alle Jahrhunderte wiedertönend, zeugt zu laut gegen sie; — allein der unbefangene Beobachter muß doch eingestehen, daß die

Gründung einer festen Regierung in Frankreich eine Unmöglichkeit bleiben mußte, so lange diese Parthey eine bewaffnete Parthey blieb. Das Edikt von Nantes hatte sie zwar besänftigt; — nach solchen Stürmen als hier vorhergegangen waren folgt ohnehin eine Periode der Stille; — allein die Begebenheiten nach der Ermordung von Heinrich IV. zeigten bald wie furchtbar diese Parthey blieb. Schwerlich konnte ein großer und tief eingreifender Plan der Regierung durchgeführt werden, ohne mit ihr zusammenzustoßen; denn schon durch die Länge der Zeit verflicht sich das Interesse einer solchen Parthey auf so mannichfaltige Weise mit dem Interesse des Staats, daß eine Menge theils wirklicher theils eingebildeter Berührungspunkte entstehen, die aber in ihren Folgen so gut wie die wirklichen sind. Der Kampf daher, den Richelieu gegen sie bestand, war ein nothwendiger Kampf, wenn eine feste Ordnung der Dinge in Frankreich gebildet werden sollte; er wollte sie entwaffnen, aber nicht vertilgen; und der Zustand in den sie durch den Frieden von Rochelle 1629 gesetzt wurde, war nur ein gesetzlicher Zustand; wenn gleich Niemand die Bedrückungen billigen wird, die sich öfterer die Intoleranz der nachfolgenden Regierungen bis zu der Aufhebung des Edikts von Nantes gegen sie erlaubt hat.

So sehr aber die Wahrheit dieser Bemerkung am Tage liegt, so schwer hält es die der andern, ihr scheinbar entgegengesetzten, nämlich der Erhaltung eines fortdauernden Geistes des Widerspruchs in der

Nation als Folge dieser Parthey zu documentiren, da sich dieser nicht mehr so offen zeigen konnte. Sie ist aber darum gewiß nicht weniger wahr. Es läßt sich psychologisch schon nicht bezweifeln, daß so furchtbare Gährungen, als diejenigen waren, welche die Religions-Unruhen in Frankreich veranlaßt hatten, Spuren in dem Nationalcharakter zurücklassen mußten, die nicht so bald vertilgt werden konnten. Die Geschichte läßt es aber auch nicht an Beweisen derselben fehlen. Der Geist der Opposition flüchtete sich bekanntlich in Frankreich seit Richelieu in die Parlamente. Nur eine detaillirte Geschichte von diesen könnte die klaren Resultate geben, in wie fern die Religion jenen Einfluß hatte. Diesen gänzlich zu leugnen wird aber schwerlich jemand wagen, da, zufolge des Edikts von Nantes, auch die Protestanten an ihrer Besetzung Antheil hatten, so wenig man auch die einzige, oder auch nur die vorzüglichste, Ursache davon in diesem Umstande suchen wird. Bereits vor der förmlichen Aufhebung des Edikts von Nantes waren freylich die Protestanten aus diesem so wie aus ihren übrigen Rechten schon wieder verdrängt; aber selbst mit der Unterdrückung dieser Parthey ist ihr Geist nicht gänzlich erstorben; er lebte, nur nach den Zeitumständen anders modificirt, in dem Jansenismus wieder auf. Eine ausführliche Auseinandersetzung davon liegt freylich außerhalb den Grenzen dieser Abhandlung; allein die Geschichte der Litteratur zeigt doch deutlich genug, daß diese Parthey sich an dem Lichte erwärmte, welches die gelehrten Streitig-

keiten der Protestanten und ihrer Gegner in Frankreich in der Theologie angezündet hatten. Allein diese Erscheinungen mußten erst verschwinden um andern Platz zu machen, welche die große Catastrophe daselbst in unsern Tagen herbeyführten, durch die die Reformation mit allen ihren politischen Folgen gleichsam tiefer in den Hintergrund gerückt, aber auch desto mehr im vollen Sinne des Worts ein Eigenthum der Geschichte wurde.

England.

Die Reformation wurde für England noch wichtiger als für Frankreich; die neue Lehre wurde hier die herrschende, statt daß sie in Frankreich die unterdrückte blieb; und beyde Nationen, Antipoden in so mancher Rücksicht, sollten es dadurch noch mehr werden, daß sie es in dieser blieben. Die wichtigen Folgen, die daraus für die wechselseitigen Verhältnisse beyder Länder und für Europa entsprangen, gehören für den nächsten Abschnitt; hier kommen nur zuerst diejenigen in Betrachtung, die für England selbst daraus flossen.

Die Reformation ging in diesem Lande, wie man es bey Insulanern erwarten darf, einen ganz eigenthümlichen Gang. Heinrich VIII. wollte sie nur als Mittel zur Befriedigung seiner persönlichen Leidenschaften, und seines Eigennutzes gebrauchen, und gebrauchte sie wirklich dazu; allein ein Despot, der, nur von seinen Launen abhangend, keines festen Pla-

nes fähig war, konnte sie nicht mit der Geschicklichkeit von Carl V. nutzen; und übte durch seinen Supremat einen ärgern Despotismus über das Gewissen und die Meinungen seiner Unterthanen aus, als der Pabst es je gewagt haben würde. Unter der kurzen Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Eduard VI. (1547-1553) ward zwar die Reformation wirklich eingeführt; allein da die bigotte Intoleranz seiner Schwester Maria (1553-1558) das kaum errichtete noch wankende Gebäude wieder umwarf, war es erst der eben so planmäßigen als lange dauernden Regierung der Elisabeth aufbehalten (1558-1603), dasselbe auf einem festern Grunde wieder aufzurichten.

Man änderte in England die Dogmen; man entzog sich der Oberherrschaft des Römischen Hofes; allein man ließ im übrigen das Gerüst der Hierarchie stehen. An die Stelle des Pabstes trat durch den, auch unter der Elisabeth wieder erneuerten, Supremat, der König; und dieser Supremat war ohne Zweifel der Hauptgewinn, den die Krone damals aus der Reformation zog. In einem Zeitalter, wo die Religion mit der Politik unauflöslich verschlungen war, mußte diese unumschränkte geistliche Herrschaft auch die weltliche, — wenn gleich nicht gerade der Form, doch der Sache nach, — so gut wie unumschränkt machen; auch hat die Periode der Elisabeth in der Geschichte ihrer hohen Commission zur Genüge gezeigt, wie dieser Supremat sich nutzen ließ. Weil aber das Oberhaupt der Kirche wiederum Organe bedurfte, durch die es als solches wirkte, so ließ

man die bisherige Hierarchie fast unverändert in ihrer alten Form. So bildete sich die bischöfliche Kirche; die übrigens auch noch unter der Elisabeth (1571) ihre feste Glaubensnorm bekam. Die englische Kirche erhielt also in ihrer Organisation eine Eigenthümlichkeit, die sie vor andern auszeichnet; sie behielt ihre hohe Geistlichkeit, ihre Erzbischöfe und Bischöfe, mit Sitz und Stimme im Oberhause. Auf diese Weise blieb die Hierarchie in die Verfassung verflochten; und die Frage, deren Beantwortung uns hier interessirt, ist nur die, welchen Werth und welche Folgen diese Einrichtung für den Staat gehabt habe?

Es war die Ueberzeugung, die sehr natürlich aus dem Supremat des Königs hervorging, an der Hierarchie, deren Oberhaupt er war, eine feste Stütze des Throns zu haben, welche derselben ihre Existenz erhielt; eine Ueberzeugung, die nachmals den Stuarts selbst den Wahlspruch: No Bishop no King, in den Mund gab. Gleichwohl sieht man die Verbindung der Glieder dieses Satzes nicht so schnell ein, daß man nicht mit Recht fragen sollte, ob demselben etwas Wahres zum Grunde lag, oder ob er blos eine Frucht des Fanatismus war? Die politische Macht der Bischöfe, und ihr direkter Einfluß auf den Staat durch das Parlament ist zu unbedeutend, als daß er sehr in Anschlag kommen könnte. Soll daher in denselben ein Sinn getragen werden, so müßte es ohne Zweifel dieser seyn: man wolle, indem man das Interesse der Oberhäupter der Kirche an das Interesse des Thrones knüpfe, damit nicht etwa blos dieser,

sondern durch sie des Volks selbst sich versichern. Die politische Wichtigkeit der Bischöfe hing also von ihrem Einflusse auf das Volk ab. Sobald sich daher eine mächtige religiöse Gegenparthey bildete, die als solche zugleich politische Gegenparthey war, zeigte auch die Erfahrung, daß die Bischöfe, wenn sie auch eine Stütze des Throns hießen, doch nur eine sehr schwache Stütze blieben. Sie fielen mit ihm, ohne seinen Fall aufhalten zu können, und wurden mit ihm wieder hergestellt.

In wiefern die Hierarchie in einem Staate überhaupt die Stütze des Throns genannt werden kann, hängt ohne Zweifel weit weniger von ihr selbst, als von dem Geiste der Zeit ab, weil es dieser ist, der ihr einen größern oder geringern Einfluß auf die Stimmung des Volks einräumt. In den Zeiten des religiösen Fanatismus kann dieser sehr groß seyn, und die Dauer des Throns kann unauflöslich an die Hierarchie gekettet werden. Allein der Fortgang der Zeit löst allmählich diese Bande. Der Thron von Großbritannien ruht jetzt auf ganz andern Stützen, als auf denen der Hierarchie; die nur als integrirender Theil der Constitution ihre Wichtigkeit und Unverletzlichkeit behält.

Wenn aber die Reformation auf der einen Seite den Grund zu der Vergrößerung der königlichen Gewalt in England legte, so geschah dieß nicht, ohne auf der andern eine Oppositionsparthey zu erzeugen, welche, als das Staatsruder von einer weniger geübten Hand geführt ward, einen Sturm erregen konnte,

der den Thron auf eine Zeitlang über den Haufen warf. Eine Reformation, die, wie diese in England, allerdings, in einem gewissen Sinne des Worts, nur eine halbe Reformation war, mußte in einem Zeitalter, wie das damalige, eine gewagte Unternehmung seyn. Die Perioden der Revolutionen wollen keine Mittelstraßen, weil sie die Perioden des Fanatismus sind. Wie ließ es sich anders erwarten, als daß in den Augen des reinen Reformirten das stehen gebliebene Gerüst der alten Hierarchie ein Greuel war? Wie anders erwarten, als daß in seinen Augen Episcopalen und Katholiken nicht viel mehr als dem Nahmen nach verschieden wären? Und als vollends um diese Kirche ein Gehege gezogen wurde, das alle andere von derselben, und zugleich von der Theilnahme an den wichtigsten bürgerlichen Rechten ausschloß, wie anders erwarten, als daß es zu einem Kampfe kommen mußte? Und da die religiösen Grundsätze dieser Gegenparthey rein democratisch waren, wie auch anders erwarten, als daß der ausgebrochene Kampf bald nicht blos dem Sturz der Hierarchie, sondern auch dem des Throns gelten mußte? Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet, erscheinen die Begebenheiten der Englischen Staatsumwälzung, die zu bekannt sind, als daß sie hier einer weitern Erwähnung bedürften, als ein zusammenhangendes Ganzes in ihrem natürlichen Lichte. Mit der Wiederaufrichtung des Throns ward auch die herrschende Kirche wieder hergestellt; als aber durch die bekannte Toleranz-Acte unter Wilhelm III. (1688) die Strafge-

setze gegen die Dissenters aufgehoben wurden, konnten sie auch nicht weiter eine politische Parthey bilden. Anders war es freylich mit den Katholiken. Aber ihre Zahl war in England zu gering, als daß sie hier hätten Besorgnisse einflößen können. Es kann freylich Zeiten geben, und gab sie in England, wo die Einführung einer Testacte Bedürfniß wird; allein, ob ihre Fortdauer zuletzt mehr Sicherheit oder Gefahr bringe, ist eine Frage, deren Beantwortung wir hier Andern überlassen. Wie dem aber auch sey, so blieb doch das Interesse von Großbritannien im Allgemeinen unauflöslich an die Reformation geknüpft; und nach einer der wunderbarsten Verschlingungen des Schicksals ward durch sie endlich demjenigen Hause der Weg zum Thron gebahnt, unter dessen glorreicher Regierung England, in jedem Sinne des Worts, sein goldenes Zeitalter erscheinen sah.

Aber von der Beherrscherin der Meere sey es mir noch erlaubt einen Blick auf jene benachbarte Insel zu werfen, die, seit Jahrhunderten von ihr unterjocht, noch jedesmal sich mit Blut überschwemmt sah, so oft sie es wagte, ihre Fesseln zu schütteln. Wenn über andere Länder sich früher oder später der Seegen der Reformation ergoß, so schien Irland nur dazu bestimmt zu seyn, ihren Fluch zu empfinden. Die Wunden, welche sie hier schlug, waren zu tief, als daß sie vernarben konnten; und selbst seitdem die Hand einer liberalern Politik sie zu heilen versucht hat, wird erst die Zeit entscheiden können, ob die angewandten Mittel dazu hinreichend sind. Schon

lange vor den Zeiten der Reformation waren die Einwohner Irlands durch Englische Colonisten aus einem Theile ihres Landes verdrängt; und ein Haß der Besiegten gegen ihre Eroberer gegründet, dem die Reformation jetzt neue Nahrung gab. Der Irländer blieb Katholik, schon weil sein Unterdrücker Protestant war. Eines neuen beträchtlichen Theils ihres Landes beraubt, als Jacob der Erste eine Menge neuer Colonisten hinüber sandte, wuchs auch der Groll; und während der Bürgerkriege unter dem unglücklichen Karl dem Ersten, brach 1641 jener furchtbare Aufstand aus, der, in wenigen Tagen über hunderttausend Protestanten in Irland wegraffend, beynahe mit ihrer völligen Vertilgung geendigt hätte. Der Bürgerkrieg wüthete nun ein Decennium hindurch; bis er Cromwell, um seine Soldaten belohnen zu können, den Vorwand zu neuen Ungerechtigkeiten gab. Gemißhandelt, geplündert, in einen Winkel der Insel gejagt, sahen die Irländer bereits jetzt drey Viertheile ihres Bodens in den Händen von Fremden. Allein auch so war das Maaß ihres Unglücks noch nicht voll. Dieselbe Revolution, die den Engländern ihre verbesserte Constitution zurück gab, und ihre Nationalfreyheit sicherte, ward für die unglücklichen Irländer die Quelle neuer Mißhandlungen und gänzlicher Unterdrückung. Als Wilhelm III. mit dem Schwert in der Hand seine Autorität hier befestigt hatte (1691), ward durch neue Proscriptionen ihnen auch selbst fast der ganze ärmliche Ueberrest ihres Landes entrissen; und, was noch schlimmer war als dieses, bald ein

gesetzlicher Despotismus hier gegründet, wie ihn kein anders Land in Europa sah. Für sie gab es seit den Statuten der Königin Anna (1703), so lange sie ihren Glauben nicht änderten, gesetzlich kein sicheres Landeigenthum, gesetzlich keine sichere Pachtungen, gesetzlich selbst keinen öffentlichen Unterricht mehr. Wenn anderswo der Unterjochte Leibeigener wurde, so übernahm der Herr doch die Sorge für seinen Unterhalt. Dem Irländer ließ man seine persönliche Freyheit, um sie ihm zur Last zu machen. Planmäßig schuf man also das Volk zu einem Haufen roher Bettler um; und die Folgen davon waren — wie man sie hätte erwarten sollen. Die Irländer rächten sich sobald sie es vermochten; und rächten sich alsdann als Barbaren, weil man sie dazu gemacht hatte. Es war umsonst, daß endlich unter Georg dem Dritten eine menschlichere Regierung gut zu machen anfieng, was sich gut machen ließ; umsonst, daß die Freywerdung Amerikas auch die Handelsfesseln von Irland löste (1782); das Gefühl so lange erlittener Schmach vergißt sich nicht in wenigen Jahren; die Spuren einer so tief eingeprägten Barbarey verschwinden nicht in Einem Menschenalter. Die Revolution unserer Tage traf Irland noch in jenem krampfhaften Zustande, in welchen es durch jene frühere versetzt war; noch nicht davon geheilt verfiel es in eine neue blutige Crise, aus der durch die Verschmelzung seines Parlaments mit dem Brittischen (1800) die politische Vereinigung zu Einem Reiche mit Großbritannien hervorging; deren wohl-

thätige Früchte doch nicht eher scheinen reifen zu können, als bis die völlige politische Gleichheit seiner Katholischen Einwohner mit den Protestanten durch ihren Eintritt in das Parlament wird festgestellt seyn.

Die vereinigten Niederlande.

Wenn aber andere Staaten nur durch die Reformation erschüttert, oder umgebildet wurden, so gab es Einen der durch sie geschaffen ward. Mitten aus ihren Stürmen gieng, gleich einem glänzenden Gestirn zwischen Gewittern, die Republik der vereinigten Niederlande hervor; und durch die Art ihrer Entstehung mußte auch ihr Geschick gänzlich an die Reformation geknüpft, und der Fall oder der Sieg des Protestantismus auch ihr Fall oder ihr Sieg werden. Es war das Schicksal dieser Republik sich sogleich auf das tiefste in die allgemeine Politik von Europa verflochten zu sehen, ja dieser selbst allmählig eine neue Richtung zu geben. Von dieser höchst interessanten Seite werden wir sie erst in dem folgenden Abschnitt betrachten können; hier sey es mir nur erlaubt einen Blick auf die Wirkungen zu werfen, welche die Reformation auf die Bildung ihrer innern Gestalt hatte.

Die Stifter dieses Staats dachten anfangs nicht daran eine Republik zu stiften. Wie hätte auch dieses Projekt plötzlich in einem Zeitalter entstehen können, wo gar keine republikanische Ideen in Europa cirkulirten? Ihr Gesichtskreis war und blieb um

vieles beschränkter; sie wollten nur Erhaltung ihrer alten Rechte und Freyheiten, die durch den Despotismus von Philipp II., und besonders durch die Einführung der Inquisition, bedroht wurden. Daher dauerte es von dem Ausbruche der Unruhen 1566 noch ganze funfzehn Jahre, bis sie endlich Philipp II. den Gehorsam förmlich auffsagten, und es ihm unmöglich machten die blutige Crise durch Nachgiebigkeit zu beendigen. Allein auch selbst damals hatten sie sich noch so wenig an die Idee einer Republik gewöhnt, daß sie kein angelegentlicheres Geschäft zu haben schienen, als sich nach einem fremden Oberherrn umzusehen, sobald dieser nur ihre alten Rechte und Freyheiten respectirte. Bald suchten sie denselben in Frankreich, bald in England. Erst als Franz von Alençon seine Unfähigkeit zu einem solchen Posten zu klar beurkundet, und Elisabeth, von einer höhern Politik geleitet, ihn abgelehnt hatte, wurden sie Republikaner, — weil ihnen einmal nichts anders übrig blieb. Allein ihren alten Ideen getreu, bildeten sie nun jene unförmliche Conföderation, in der man selber nicht recht wußte wer der Souverain sey? Erhaltung der ständischen Rechte in den einzelnen Provinzen ward als Hauptsache, als eigentlicher Zweck, betrachtet; die Central-Regierung formte sich wie es eben die Umstände mit sich brachten; und würde niemals der Republik ihre Festigkeit haben geben können, wenn sie bey ihren großen Mängeln nicht das Eine Gute gehabt hätte, dem Genie einzelner großer Männer einen freyen Spielraum für seine Thätigkeit zu lassen.

Bey diesem Gange der Dinge konnte die neue Religion, ungeachtet sie die Seele des Aufstandes, und, zur Staatsreligion erhoben, das Fundament der Republik wurde, doch auf ihre Organisation weiter keinen direkten Einfluß äußern. Allein da die ganze Existenz dieses Staats auf die Reformation gegründet war, da der religiöse Enthusiasmus den Bürgern ihren Heldengeist eingeflößt hatte, so darf es uns auch nicht wundern, wenn die protestantische Bigotterie in keinem andern Staate so weit getrieben wurde, und so tiefe Wurzeln faßte, als in diesem. Nirgend anders wurde der protestantischen Geistlichkeit daher so sehr der Weg gebahnt, auf die öffentliche Meinung zu wirken, und dadurch sich einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats zu verschaffen; wovon die innere Geschichte der Republik nur zu viele Spuren zeigt. Kaum hatte sie durch den zwölfjährigen Waffenstillstand 1609 eine kurze Periode der Ruhe errungen, so zündete auch schon die Geistlichkeit hier das Feuer der Factionen an; und Arminianer und Gomaristen verfolgten sich mit eben der Erbitterung, mit der vormals Katholiken und Protestanten sich verfolgt hatten. Es ist bekannt, durch was für Fäden dieser religiöse Streit an die Politik geknüpft, den ersten blutigen Ausbruch des Kampfs zwischen der Oranischen und Ständischen Parthey erzeugte. Sobald es sich zeigte, daß die Arminianische Lehre ihre meisten Anhänger in der höhern und aufgeklärtern Klasse und unter den Ständen fand, erklärte sich Moriz von Oranien für die orthodoxe Gegenparthey, und an der

Spitze der Majorität der Nation durfte er es wagen, Oldenbarneveld auf das Blutgerüst zu schicken (1619). Allein, wenn gleich die Religion die Veranlassung zum Anfange des Zwistes jener beyden Partheyen gab, um welchen sich seitdem die innere Geschichte dieser Republik fast ausschließend dreht, so müssen doch die eigentlichen Ursachen desselben tiefer gesucht werden. Sie lagen schon in dem Grundgewebe ihrer Constitution, und nur die völlige Entwickelung von diesem, die aber außer unserm Kreise liegt, würde sie deutlich darlegen können.

Schweden.

In den vier Reichen, die, so lange es noch ein Polen gab, den Norden von Europa bildeten, äußerten sich die politischen Folgen der Reformation auf eine gänzlich verschiedene Weise. Das äußerste derselben, durch seine Lage, seine Religion, und mehr als alles, durch seine Barbarey gesichert, blieb gänzlich außerhalb dem Kreise des Sturms den sie erregte. Von den drey übrigen verdankt das eine der Reformation seine Existenz, und seine, wenn gleich vorübergehende, Größe; das andere, seinen Wohlstand und seine Verfassung; dem dritten bereitete sie seinen Untergang vor. So wird auch in der moralischen Welt dasselbe Mittel Gift für den Einen, das dem Andern das Leben rettete!

Um eben diese Zeit, wo die Reformation in Deutschland sich unwiderstehlich verbreitete, erfolgte auch

auch im Norden die politische Crise, durch welche das künftige Schicksal desselben bestimmt ward. Die Calmarische Union, die Mutter so vieler Zwietracht und Kriege, zerfiel, und auf ihren Trümmern richtete Gustav Wasa 1521 den Thron von Schweden, als selbstständigen Thron, wieder auf. Allein wie groß auch sein Muth und seine Fortschritte waren, und wie sehr ihn auch die Umstände durch den Ausbruch des Aufstandes in Dänemark, und die Verjagung seines Rivals, König Christian II. begünstigten, befand er sich doch noch in einer Lage, die ihm mehr den Nahmen als die Gewalt eines Königs zusicherte. Allerdings gehört zwar Gustav Wasa zu den größten Fürsten aller Jahrhunderte. Er kannte nicht blos die gewöhnlichen Kunstgriffe, mit denen der blos schlaue Kopf sich zu helfen pflegt; sondern wie außerordentliche Männer oft ihrem Zeitalter voreilen, so sieht man auch schon mit Verwunderung in seinem großen Geiste Ideen über Staatswirthschaft aufkeimen, die, damals der übrigen Welt noch fremd, nur das Produkt seiner eigenen Einsicht und Talente seyn konnten. Aber schwerlich hätte doch selbst Gustav Wasa mit den Hülfsmitteln ausgereicht, die er in der Tiefe seines Genies fand, wenn ihm nicht die Reformation andere dargeboten hätte, durch welche er eigentlich den festen Grund zu seiner Größe legte. Was vermochte auch der talentvollste Fürst, dessen Einkünfte kaum den dritten Theil seiner nothwendigen Ausgaben betrugen, in einem Lande, wo sich neben einem mächtigen Adel eine noch mächtigere Geistlichkeit fand,

deren Besitzungen die Krongüter verschlungen hatten, und der, um ihre Usurpationen behaupten, und nach Gefallen erweitern zu können, mit einem einheimischen König überhaupt wenig gedient war? Unter solchen Umständen würde zwar auch ein mittelmäßiger Kopf in der Reformation leicht das beste Mittel gesehen haben, seiner Regierung eine feste Stütze zu geben; allein die Schwierigkeit lag auch hier, wie immer, in der Ausführung; und darin spiegelt sich eigentlich Gustav's überlegener Geist. Zu schwach für sich allein, wußte er durch die Perspective großer Acquisitionen von den eingezogenen Gütern der Geistlichkeit, den Adel für sich zu gewinnen; und von ihm unterstützt, bestand er jetzt glücklich die große und entscheidende Crise auf dem Reichstage zu Westerås (1527), die damit endigte, daß der Clerus sich unterwarf, und seine Güter der Disposition des Königs überließ. Verschwörungen und Tumulte, in entlegenen Gegenden des Reichs angestiftet, blieben das einzige, aber zu schwache Mittel, durch welches er sich zu rächen suchte.

So befestigte also auch in Schweden die Reformation jene Staatsveränderung, ohne jedoch der Geistlichkeit ihre Rechte als Stand des Staats zu nehmen, welche für das Schicksal dieses Reichs, und durch dasselbe für das Schicksal des Nordens, ja eine geraume Zeit für Europa überhaupt entscheidend wichtig wurde. Es bedurfte jetzt nur noch der Erblichkeit des Reichs, welche Gustav Wasa gleichfalls einführte, um den Königen von Schweden die Mittel in die Hände

zu geben, einen Principat im Norden zu bilden, der auch auf das übrige Europa zurückwirken mußte. Indem die Reformation sie zum Herren im Norden gemacht hatte, so sollte sie ihnen auch noch dazu dienen, da sie mit dem Schwerte in der Hand als ihre Vertheidiger auftraten, ihnen den Principat von Europa zu verschaffen. Von ihrem Genie unterstützt, spielten sie eine längere Zeit diese überspannte Rolle, als man nach dem Verhältnisse ihrer Macht es hätte erwarten sollen. Die Folgen, welche daraus entstanden, werden die Untersuchungen über den Einfluß der Reformation auf das Gleichgewicht von Europa, bald unten weiter entwickeln.

Dänemark.

Die innern Verhältnisse von Dänemark hatten mit denen von Schweden um jene Zeit viele Aehnlichkeit. Adel und Geistlichkeit herrschten auch hier, und gaben dem damaligen Wahlreiche mehr das Ansehen einer Aristokratie als einer Monarchie. Die Trennung der Calmarischen Union, und die Wiederaufrichtung des Schwedischen Throns, wenn man sie gleich in Dänemark für einen Verlust ansah, waren doch für dieses Reich, sobald der Besitz von Norwegen ihm gesichert blieb, vielleicht ein eben so großer Gewinn als für Schweden selbst. Die Könige von Dänemark hatten sich bisher, um ihre Herrschaft über Schweden zu behaupten, mit mehrentheils vergeblichen Angriffen erschöpft; und der Nachtheil dieser Kriege

mußte eben daher für Dänemark viel größer seyn, als er es für Schweden seyn konnte. Durch die Trennung der Calmarischen Union ward Dänemark auf seine wahre Sphäre beschränkt; und nach ein paar mißlungenen Versuchen sich über dieselbe zu erheben, lernte es jene goldene Mittelmäßigkeit schätzen, deren Behauptung seitdem das Palladium seines Glücks geblieben ist.

Die Reformation erhielt für Dänemark auf eine ähnliche Weise eine politische Wichtigkeit wie für Schweden. Auch hier schon früh eingeführt, legte sie auch hier durch die Einziehung der geistlichen Güter den ersten Grund zu der Erweiterung der königlichen Macht. Allein wenn auch Christian III. diesen Hauptplan ausführte, so ward doch die Aristokratie in Dänemark durch die Einführung der neuen Lehre viel weniger gebrochen als in Schweden, da es nicht durch eine Revolution geschah. Der König mußte außerdem die geistlichen Güter mit dem Adel nicht blos theilen, sondern sehr ungleich theilen. Nur die geringere Hälfte, nur die Tafelgüter der Bischöfe fielen ihm anheim; und auch von diesen wurde ein beträchtlicher Theil zu frommen Stiftungen verwandt. An die Umwandlung des Wahlreichs in ein Erbreich war damals hier noch nicht zu denken; bey jedem Regierungswechsel wurde dem König eine härtere Capitulation vorgeschrieben; schon durch seine Verfassung blieb Dänemark also hinter Schweden zurück. Der Geist der Zeit mußte erst langsam hier vorbereiten, was in Schweden schnell durch eine Revolution gereift war. Es bedurfte erst

der unternehmenden Regierung von Christian IV.; es bedurfte erst der entschiedenen Ueberlegenheit des Bürgerstandes über den Adel, um den Uebergang zu jener Constitution zu machen, die Friedrich III. (1660) unter einem seltenen Zusammenfluß glücklicher Umstände, und mit einem noch seltenern Glück einführte; in welcher neben der erblichen Souverainität, Erhaltung der lutherischen Religion, als der herrschenden, das einzige Reichsgrundgesetz blieb.

Polen.

Die Verschiedenheit der Sprache von den übrigen des westlichen Europas, schien dem Eindringen der Reformation in Polen ein Hinderniß in den Weg zu legen, das nicht leicht zu überwinden war. Allein die lateinische Sprache, damals fast die allgemeine Schriftsprache, die der Reformation auf so vielfache Weise zu Hülfe kam, half auch diese Schwierigkeit besiegen; und, wenn gleich etwas später als in den vorher erwähnten Ländern, breitete sich in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation mit starken und selbst mit kühnen Schritten auch in diesem Lande aus. Neben den evangelischen Gemeinden bildete sich hier förmlich eine andere, die, aus jenen hervorgegangen, doch von jenen nicht anerkannt wurde, und in Deutschland selbst keine öffentliche Duldung erhielt, die der Socinianer, welche sich hier vollkommen organisirte. Unter dem allgemeinen Nahmen der Dissidenten begriffen, trennte sich so ein

großer Theil der Nation von der alten Kirche, ohne daß deßwegen diesem seine politischen Rechte genommen wären; in deren unbestrittenem Besitz und Ausübung er vielmehr eine geraume Zeit hindurch verblieb. Man hätte vielleicht erwarten dürfen, daß durch diese neue Ideenmasse die Nation an Aufklärung gewonnen hätte; um so mehr, da die Verschiedenheit des Lehrbegriffs der Socinianer und der übrigen Evangelischen eine weitere Entwickelung der Ideen zu befördern schien, die für die Erweiterung der Einsichten nützlich seyn konnte. Allein weil die neuen religiösen Secten aus den eben bemerkten Ursachen hier anfangs keine politische Secten wurden, oder zu werden brauchten, so fehlte ihnen auch das Princip der Thätigkeit, das sie anderwärts beseelte; und die Reformation blieb hier nichts weiter, als die Veränderung einiger abstrakten Dogmen, über die man viel disputiren kann, ohne darum viel klüger und aufgeklärter zu werden. Es fehlte also hier jene heilsame Gährung, welche die Reformation in den übrigen Ländern verursachte, deren letztes Resultat, nach der Niederschlagung des unreinen Stoffs, zuletzt eine geläuterte Masse von Wahrheiten und Einsichten war. So wirkte in Polen viel weniger als anderswo die Reformation auf die Aufklärung des großen Haufens der Nation zurück; und blieb eben darum für dieses Land ein höchst gefährliches Geschenk. Die beyden Partheyen haßten sich, während sie sich tolerirten; und es bedurfte nur eines Funkens um die Leidenschaften zu entflammen, und einen Brand zu erregen, der nur

unter den Ruinen des Staats gelöscht werden konnte. Dieser Funke fiel als Carl XII., ein lutherischer König, in Polen als Sieger auftrat, und zu der Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten sich eine Parthey in diesem Reiche selber bildete. Wenn gleich diese nur dem geringeren Theile nach aus Dissidenten bestand, so reichte dies doch in den Augen der Gegenparthey schon hin, Dissidenten und Anhänger der Schweden als gleichbedeutend zu betrachten; und je größer der Mangel an Einsichten war, um desto wilder wurde jetzt der Haß der Faktionen, der, sobald Carl's mächtiger Arm zum Schutz seiner Anhänger gelähmt war, diese jetzt desto härter traf. Seit dem Reichstage im Jahr 1717, wo man anfing die Dissidenten ihrer öffentlichen Rechte zu berauben, starb derselbe nicht wieder aus, auch da nicht, als von einer schwedischen Parthey gar nicht mehr die Rede seyn konnte. Die Unterdrückung der Dissidenten ward jetzt zur Staatsmaxime gemacht, und, von Jesuiten planmäßig geleitet, mit solchem Erfolge betrieben, daß ihnen außer dem Andenken an ihre alten Rechte und Vorzüge nur fruchtlose Bitten und Klagen übrig blieben. So bereitete sich hier erst der Sturm vor, nachdem er in andern Ländern schon ausgetobt hatte; und die Folgen waren leicht zu berechnen. In einem Reiche, das durch seine Verfassung und seine innern Fehden der Einmischung der Fremden ohnehin schon lange den Weg bahnte, mußten diese religiösen Zwiste verderblich werden, sobald eine auswärtige Macht sie zu nutzen verstand. Catharina II. sah bald die Vor=

theile ein, die sie daraus ziehen konnte; und der Vorwand der Beschützung der Dissidenten gründete seit 1766 den Russischen Principat in Polen. Soll ich die weitere Reihe der Begebenheiten schildern, jene rasch sich folgenden Scenen Eines großen Trauerspiels? Soll ich jenen Wahnsinn der Bürgerkriege, jenen Uebermuth der Unterdrücker, jene Verletzungen des Völkerrechts, jene Mißhandlungen, wie seit dem Fall von Carthago kein Volk sie erduldete, ins Gedächtniß zurückrufen? Das Angstgeschrey der Opfer in Praga klagt ohnehin nur zu laut die Politik der Cabinette von Europa auf ewig in der Geschichte an! Der gefühlvolle Leser wendet lieber das getrübte Auge von jenem Greuel der Verwüstung; und verweilt dafür bey dem erfreulichen Anblick, den die, wenn auch nur theilweise, Wiederherstellung des zertrümmerten Staats unter einer bessern Verfassung gewährt.

Die übrigen Länder von Europa.

Die bisher angeführten Länder füllen den Kreis aus, auf den die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts ihre Wirkungen ausdehnte. In dem Mittelpunkt von Europa, in Deutschland, entsprungen, äußerte sie gleich einem Erdbeben ihre Gewalt nach allen Seiten. Indeß blieben doch Länder in diesem Welttheil übrig, welche ihre Wirkungen nicht erreichen konnten; und es ist um so interessanter einen Blick auf diese zu werfen, da die Reformation für

einige derselben, wenn auch nicht positiv, doch negativ wichtig wurde. Wenn Rußland im Osten von Europa aus den bereits oben erwähnten Ursachen außerhalb jenem Kreise blieb, so blieben es Spanien und Portugal im Westen, so wie Italien im Süden. Die geographische Lage derselben erklärt diese Erscheinung auf keine genugthuende Weise; Länder und Gebirge sind keine Schranken für Meinungen. Es ist zwar wahr, daß die strenge Wachsamkeit der Spanischen Regierung in diesem Reiche der neuen Lehre den Eingang erschwerte; allein in Italien drohte doch keine solche Inquisition wie in Spanien, und wer zweifelt überhaupt jetzt noch daran, daß die Dämme der geistlichen und weltlichen Polizey zu schwach sind, den Strom der Ideen aufzuhalten? Die Ursachen davon liegen tiefer, und lassen sich nur aus den Charakteren der Nationen erklären. Die alte Religion war eine Religion, die offenbar mehr für das Gefühl als für den Verstand berechnet war; die neue Lehre, indem sie Alles auf die Veränderung von Dogmen bauete, indem sie dem Cultus fast alles Sinnliche entzog, berechnete ihre Wirksamkeit nur auf den kalten Verstand, und raubte der Phantasie und dem Gefühl fast jedes ihrer Idole. Sie war für den Norden aber nicht für den Süden berechnet. Der ruhig-forschende Geist der Germanischen Nationen fand in ihr die Nahrung, die er bedurfte und suchte; und die Gränzen der Wohnsitze dieser Völker wurden daher von den Küsten von Schottland und Norwegen bis zu den Helvetischen Alpen, im Ganzen genommen, auch ihre

Gränzen. Der feurigern Phantasie, dem lebhaftern Gefühl der südlichen Völker, besonders des andern Geschlechts, konnte sie nicht gefallen. Will man der Spanierin, der Italienerin ihre Madonna oder ihre Heiligen rauben? Umsonst wird man es versuchen! Man würde ihr mit ihnen ihren Trost und ihre Beruhigung nehmen:

> Ein Wahn der uns beglückt
> Ist eine Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt.

Es lag also nicht in dem Verbot und den Anstalten der Regierungen, es lag in dem Charakter der Nationen, wenn die Reformation in jene Länder keinen Eingang fand. Ob zum Vortheil oder Nachtheil jener Völker, kann jetzt wohl keine Frage mehr seyn. Indem sie an jener großen Ideengährung, welche in den übrigen Ländern des cultivirten Europas dem menschlichen Geist damals seine Thätigkeit gab, gar keinen bedeutenden Antheil nahmen, blieben sie hinter den andern Völkern dieses Welttheils zurück. Wenn daher das vernichtete Polen der Welt die große Warnung hinterließ, daß Vaterlandsliebe und Heroismus nur schwache Stützen sind, wenn sie nicht von Nationalaufklärung geleitet werden, so geben sie ihr die nicht weniger wichtige Lehre, daß die Sicherung eines Staats vor den Stürmen einer Revolution in ihren letzten Folgen keinesweges immer so wohlthätig ist, als ihre Zeitgenossen es gewöhnlich zu glauben pflegen.

Zweyter Abschnitt.

Entwickelung der Folgen der Reformation für die Politik von Europa im Allgemeinen.

Die bisherige Entwickelung des Einflusses, den die Reformation auf den innern Zustand und die Verfassung fast jedes einzelnen Landes in Europa hatte, wird uns als Grundlage zu den allgemeinen Betrachtungen dienen können, die wir über ihren Einfluß auf die Politik von Europa im Ganzen anzustellen haben.

Fast anderthalb Jahrhunderte blieb das Interesse, das sie aufgeregt hatte, vorzugsweise die Triebfeder der Europäischen Politik; und als in dem Zeitalter von Ludwig XIV. dieses einem andern, dem merkantilischen, Platz zu machen anfing, erschlaffte doch ihre Spannkraft nur langsam, und äußerte ihre Wirksamkeit noch bis ins achtzehnte Jahrhundert herein. Ich glaube diesen vielumfassenden Gegenstand der Hauptsache nach zu erschöpfen, wenn ich ihn unter drey Gesichtspunkte bringe, und erstens die Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt; zweytens für das Sy=

stem des politischen Gleichgewichts, oder die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten; und endlich drittens für das System des Handels und der Colonien, darlege.

I. Folgen der Reformation für die Organisation des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt.

Die Aufregung eines neuen großen Interesse, an dem die Menschheit lebendigen Antheil nimmt, muß, sobald es nicht blos ein speculatives, sondern in einem so hohen Grade praktisches Interesse ist, als dasjenige von dem wir hier handeln, nothwendig wichtige Veränderungen in der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt hervorbringen. Wie viel änderte nicht schon in den Ländern, welche die neue Lehre annahmen, der Fall der päbstlichen Hierarchie? Aber bald äußerten sich auch andere entferntere Folgen, auf die man anfangs vielleicht gar nicht gedacht hatte.

Die erste, fast unvermeidliche, Wirkung der Reformation auf die bürgerliche Gesellschaft im Allgemeinen war: daß die Religion jetzt förmlich zur Basis der Staatsverfassungen gemacht wurde. In den Jahrhunderten des Mittelalters war katholische Religion die allgemein verbreitete, aber nirgends war die Constitution ausdrücklich darauf gebaut; nirgends war es ausdrückliches Gesetz, daß sie die Staats-Religion seyn sollte; daß die Regenten sich zu keiner andern sollten bekennen dürfen. Wenn

man keine Dissentirende litt, wenn man die sogenannten Ketzer verfolgte, so war dies nicht unmittelbare Sache des Staats, sondern Sache der Kirche und ihres Oberhaupts; mischte sich der Staat herein, wie bey den Waldensern in Frankreich, so geschah es auf Requisition von jenen. Allein seitdem durch die Reformation das politische und religiöse Interesse so tief in einander verflochten wurden, änderten sich diese Verhältnisse. In den protestantisch gewordenen Ländern wurde die neue Lehre meist ausdrücklich zu der herrschenden erklärt; ihren Bekennern allein die freye Religionsübung nicht nur, sondern auch der Zutritt zu Bedienungen, wenn sie auch mit der Religion nichts zu thun hatten, so wie zu den ständischen Versammlungen, gestattet; ja in mehreren derselben dem Regenten ausdrücklich nur unter dieser Bedingung der Besitz des Throns erlaubt. In den katholischen Staaten geschah dasselbe; und wo der Zustand zweifelhaft war, ward er durch theuer errungene Verträge und Friedensschlüsse förmlich bestimmt. Die christliche Religion mischt sich gleichwohl durch ihre Lehren durchaus nicht in die Politik. Sie befiehlt nur Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat; aber sie bestimmt nichts über die Verfassungen der Staaten, und giebt keiner vor der andern den Vorzug. Auch keine der Partheyen, in welche ihre Anhänger durch die Reformation sich theilen, stellte darüber in ihrem Lehrgebäude irgend einige Vorschriften auf; und wenn gleich die mehr democratische kirchliche Verfassung der Lutheraner und besonders der

Reformirten dem Republikanismus günstiger zu seyn schien, so hatte dies doch gar keine nothwendige Beziehung auf den Staat; nur Zeitumstände konnten sie vorübergehend herbeyführen. Auch hat die Erfahrung bereits zur Genüge gelehrt, daß die unumschränkteste Monarchie so gut wie die freyeste Republik bey dem Katholicismus wie bey dem Protestantismus, bestehen kann. Um desto unphilosophischer mußte also jenes Verfahren erscheinen, durch welches man die eine oder die andere dieser Lehren zu der Basis der Staaten erhob; und dadurch den Völkern Europas einen Geist der Intoleranz einhauchte, wofür sie nur zu hart haben büßen, und selbst bis in unsere Tage haben büßen müssen. Wurden auch keine Scheiterhaufen mehr für Ketzer errichtet, war es nicht schon niederschlagend genug, sich wegen einiger Meinungen gleichsam zu einer niedrigern Kaste herab gewürdigt zu sehen? War es in den Augen der Vernunft nicht mehr als sonderbar, hier oder dort ein Thorschreiber werden oder nicht werden zu können, je nachdem man die Transsubstantiation entweder glaubte oder nicht glaubte? Gleichwohl wird man bey einer unpartheyischen Ansicht der Sache doch diejenigen weniger tadelhaft finden, die solche Einrichtungen machten, als diejenigen, die sie ohne alle Noth fortdauern ließen. Man sieht leicht, daß damals als sie gemacht wurden, sie unvermeidliche Folgen der Zeitumstände waren. Sobald und so lange religiöse Partheyen auch politische Partheyen sind, muß der Staat sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten; und die Entfernung der re-

ligiösen Gegenparthey, wo nicht aus dem Staate überhaupt, doch von aller activen Theilnahme an der Staatsverwaltung, kann eine nothwendige Maaßregel für seine Sicherheit werden. Allein was einst Bedürfniß seyn konnte, bleibt es nicht immer; und sollte man nicht erwarten, daß Staaten allmählig die Strenge jener Gesetze mildern würden, wenn sie auch Bedenken finden können, sie auf einmal völlig aufzuheben? Dennoch bedurfte es erst einer neuen Revolution, um einige der Hauptvölker Europas, unter ihnen unser eigenes, zu der Annahme dieser Maximen zu bringen; und wer den Gang der Geschichte kennt, wird auch so nicht erwarten, daß die andern ihnen sofort folgen werden; auch noch in der neuen Constitution Spaniens wird die Zulassung jedes andern Cultus als des Katholischen durchaus verboten. Freylich, es giebt kaum eine einfachere Wahrheit, als daß jedem das Recht zusteht seinen Gott auf seine Weise zu verehren; und der Staat zwar einer Religion, aber keiner Staatsreligion, bedarf. Allein die einfachsten Wahrheiten sind immer diejenigen, von denen sich der Mensch am schwersten überzeugt, weil sie am meisten gegen seine Vorurtheile, und oft noch mehr weil sie gegen seine Vortheile anstoßen. Aber sich ihrer Anerkennung hartnäckig widersetzen, wenn sie einmal schon herrschende Ideen geworden sind, heißt, einen Kampf mit dem Genius des Zeitalters beginnen, der stets ein sehr gefährlicher Kampf war.

Eine zweyte nicht weniger allgemeine politische Folge der Reformation, war die Erweiterung

und Vergrößerung der Macht der Fürsten. Wir nennen sie eine der allgemeinsten Folgen, weil sie nicht blos in den Ländern sich zeigte, welche die neue Lehre annahmen; sondern auch in denjenigen, wo man sie zurückwies. In den protestantischen Ländern floß diese Vermehrung der Macht der Regenten aus mehr als Einer Quelle. Erstlich ist es allerdings wahr, daß durch die Einziehung der Kirchengüter und Klöster die Einkünfte der Fürsten einen Zuwachs erhielten. Allein wenn man Schweden ausnimmt, möchte doch schwerlich dieser Zuwachs in irgend einem andern der großen Staaten von Europa einen bleibenden beträchtlichen Einfluß gehabt haben. Theils verhinderte dies der persönliche Charakter der damaligen Fürsten; theils aber waren überhaupt noch viel zu wenig geläuterte Ideen über Staatswirthschaft im Umlauf, als daß man einen solchen Gebrauch davon hätte erwarten dürfen. Heinrich VIII. der am meisten gewann, verschleuderte die großen Einkünfte auf eine planlose Weise; in Dänemark mußten die Könige das Beste dem Adel lassen; und die meisten der deutschen Fürsten dachten edel genug, die eingezogenen Güter zu nützlichen Stiftungen, besonders für den öffentlichen Unterricht, zu verwenden. Allein die Lücke, welche durch den Fall der Hierarchie entstand, mußte schon an und für sich der Vergrößerung der Gewalt der Fürsten Platz geben. Von nun an gab es in ihren Ländern keine Exemtionen, gab es keine päbstliche, keine bischöfliche Gerichtsbarkeit mehr; als in so fern sie sie gestatten wollten. Die fremde Einmischung,

die

die besonders dem Schwächern furchtbar gewesen war, hörte auf; und sie wurden alleinige Herren in ihrem Lande. Aber der Hauptgrund jener Vergrößerung ihrer Macht lag noch tiefer, und war den Katholiken mit den Protestanten gemein. Jene so viel größere, durch das neu aufgeregte politisch-religiöse Interesse entstandene, Thätigkeit, mußte den Wirkungskreis der Fürsten, und mit ihm zugleich ihre Gewalt vermehren, wenn auch keine ausdrückliche Veränderungen in den Constitutionen der Staaten zu diesem Endzweck gemacht wurden. Der Einfluß der Reformation in dieser Rücksicht auf die deutschen Fürsten und das deutsche Reich, ist schon oben bemerkt. Kein König in England regierte noch so unumschränkt als Elisabeth; in Frankreich sahen wir die königliche Allgewalt auf den Fall der Hugenotten gegründet; und waren es nicht in Spanien die nie aufhörenden Kriege, von seinen Königen als Vorfechtern des alten Glaubens geführt, welche in Verbindung mit der königlichen Inquisition die alte Nationalfreyheit untergruben? Auf diesem Wege schuf die Reformation eine neue Ordnung der Dinge in Europa. Indem die Fürsten Herren in ihren Ländern wurden, indem hier jene Fehden aufhörten, die sie sonst zu bestehen gehabt hatten, sahen sie sich im Stande ihre Wirksamkeit nach außen zu erweitern, und auf diesem Grunde ward das nachmalige Gebäude der Politik von Europa aufgeführt.

Eine dritte wichtige Veränderung für den gesellschaftlichen Zustand floß ohne Zweifel, wenigstens

in den protestantischen Ländern, aus der veränderten Bestimmung der Geistlichkeit. Es fehlte zwar sehr viel, daß sie ihren politischen Einfluß auch hier verloren hätte. Da die Reformation ihrer Grundlage nach eine dogmatische Veränderung war, da die erste Frage bey den politisch-theologischen Unterhandlungen gewöhnlich sich darauf bezog, wie weit man in diesem oder jenem Lehrsatz nachgeben könne, so wurden die Theologen den Fürsten unentbehrlich, wurden nicht selten ihre Rathgeber, ihre Minister, wenn sie auch nicht gerade einen solchen Titel führten; und man braucht mit der Geschichte des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts nur wenig bekannt zu seyn, um die nachtheiligen Folgen zu kennen, welche aus dem blinden Eifer mancher Zeloten, die nur zu oft blos der Stimme ihrer Leidenschaft bey ihren Rathschlägen folgten, entsprangen. Aber doch wird schwerlich ein Unpartheyischer leugnen, daß im Ganzen genommen dieser Stand durch die Reformation seiner Bestimmung, als Lehrer des Volks, näher gebracht wurde; doch wird es jetzt selbst in katholischen Ländern kaum mehr bezweifelt, daß mit der Aufhebung der geistlichen Orden, besonders der verderblichen Bettelorden, ein großes Uebel aus dem Wege geräumt wurde. Es ist wahr, daß dafür um eben diese Zeit ein anderer Orden sich emporhob, der, gleich dem Rankengewächs an der Eiche, sich allmählich fast um alle Aeste des europäischen Staatensystems schlang, und manche derselben selbst zu verbeugen stark genug war; allein die Gesellschaft der Jesuiten, wäre sie

auch nicht ohne die Reformation entstanden, verdankte doch nicht ihr, sondern den Missionen ihr erstes Emporkommen; und das Unternehmen zu bestimmen, wie viel sie nachmals durch dieselbe gewann, möchte eben so vergeblich seyn, als die Hoffnungen derer, die nach ihrer Wiedererweckung noch an die Wiederherstellung ihres vormaligen Einflusses glauben. Das große Gesetz in der Körperwelt: "Was da gewesen ist, kehrt so nicht wieder" — gilt eben so gut auch in der politischen Welt.

Es giebt aber, außer den bisher angeführten nächsten politischen Folgen der Reformation für den gesellschaftlichen Zustand, noch andre, zwar etwas entferntere, aber noch um vieles wichtigere; nur daß sich, eben weil sie entfernter sind, der Zusammenhang mit der Religion oft nur durch die Resultate zeigen läßt. Als die Reformation dem menschlichen Geiste zuerst eine neue Thätigkeit einhauchte, mußte diese, der Natur der Dinge gemäß, zunächst auf diejenigen Gegenstände gerichtet seyn, die mit ihr in unmittelbarer Verbindung standen, und religiöse Streitigkeiten wurden die Lieblingsgegenstände jener Zeiten. Allein die größere Selbstständigkeit, welche sie eben dadurch ihm ertheilte, der Geist der Untersuchung, welchen sie erweckte, wurden bald Veranlassung, daß die aufgeregten Kräfte sich auch auf andere Gegenstände warfen; der Gesichtskreis hatte sich nach allen Seiten erweitert; und von der Denkfreyheit begünstigt, ward besonders Alles das, was auf die bürgerliche Gesellschaft, ihre Einrichtung und ihre Vervollkommnung, Beziehung

hatte, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit; und der Protestantismus eilte hier unleugbar sehr weit dem Katholicismus voran. Die große Frage: in welchen Verhältnissen Regierung und Volk gegen einander stehen sollen? ist in den protestantischen Ländern zuerst praktisch beantwortet worden; und wie auch immer die Formen der Verfassung sich modificirten, so hat man es doch zuerst in ihnen deutlich eingesehen, daß Regierung und Volk nur Ein Interesse haben. Bis auf die Reformation war dieses der Regel nach in allen größern Staaten von Europa getrennt; das Volk schien nur da zu seyn, um Auflagen zu bezahlen, die Regierung, um ihre Launen zu befriedigen; selbst die, in Rücksicht auf das Innere mit Recht gepriesene, Staatsverwaltung von Ludwig XII. floß mehr aus seinem Herzen, als aus seinem Kopf, und blieb ohne Nachfolger in seinem Zeitalter. Allein die Reformation, indem sie überhaupt die Freyheit des menschlichen Geistes wiederherstellte, gab eben dadurch der Menschheit eine höhere Würde; und legte so den Grund zu jener höhern politischen Freyheit, die mit der unumschränkten Monarchie so gut wie mit der Republik bestehen kann, weil sie überhaupt nicht in der Form der Verfassung, sondern in dem Geist der Regierungen, und in dem Geist der Nationen gegründet ist. Indem man auf diesem Wege von der Maxime zurückkam, das Volk nur als Mittel zu betrachten; indem selbst die ersten der protestantischen Fürsten es laut bekannten, daß sie nur des Volks wegen Fürsten seyen, floß aus dieser Quelle jene vervoll-

kommnete Staatswirthschaft, durch welche, im Durchschnitt genommen, die meisten protestantischen Staaten vor den katholischen so lange sich ausgezeichnet haben. So ungereimt es seyn würde, die Ursachen, durch welche eine Staatsverwaltung wie die von Großbritannien, wie die der Preussischen Monarchie, sich bildete, in der protestantischen Lehre suchen zu wollen, so gewiß ist es, daß ohne den Protestantismus nimmermehr sich solche Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen hätten bilden können, weil jener kühnere Schwung des Geistes dazu gehörte, den er erst, entfesselt von den alten Banden, die seine Kräfte lähmten, wagen konnte. Es ist wahr, daß für mehrere katholische Staaten diese Beyspiele nicht umsonst blieben; allein wenn man in ihnen ein ähnliches Bedürfniß empfand, wurden nicht die protestantischen Länder als Vorbilder betrachtet? Schöpfte nicht der unsterbliche Colbert seine Ideen aus dem, was er in den Niederlanden vor sich sah? Strebte nicht der kühne Joseph II. dem Muster nach, das Friedrich der Große ihm aufstellte? Wie ganz anders war nicht die Entwickelung der bürgerlichen Cultur in den kleinen Staaten des protestantischen Deutschlands in Vergleich mit den katholischen Staaten Italiens? War, bis auf die Zeiten wo Leopold II. in Toscana ein Muster aufstellte, das dennoch für die Nation verloren blieb, die keinen Sinn für so etwas hatte, unter diesen auch wohl ein einziger, von dem man sagen könnte, daß die Staatsverwaltung in ihm bedeutende Fortschritte gemacht hätte? Umsonst sucht man solche

Erscheinungen aus dem Zufall, oder aus dem Charakter der Fürsten zu erklären. Die Reihe derselben ist zu lang, das Feld der Erfahrung zu groß, als daß man mit solchen Erklärungen noch ausreichen könnte. Der Protestantismus war es, der, wenn auch erst spät, diese Segnungen über die Menschheit ausgoß. Und wenn die Verfassung Großbritanniens den Sinn für constitutionelle Einrichtungen nicht gänzlich ersterben ließ; und, als er siegte, das Muster wurde, nach dem die Staaten des Continents, wenn auch mit manchen Verschiedenheiten, die ihrigen formen, floß diß Alles nicht aus derselben Quelle? Hätte selbst Spanien, auch wenn es den Protestantismus ausschließt, seine neue Constitution ohne den Protestantismus erhalten? Und würde, nach höchster Wahrscheinlichkeit, eben diese Constitution nicht um vieles zweckmäßiger eingerichtet seyn, wenn hier das Licht des Protestantismus seine volle Macht hätte äußern können?

II. Folgen der Reformation für die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, oder das System des politischen Gleichgewichts.

Wofern die Reformation noch andere Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Völker hervorbrachte, so bezogen sich diese auf die Erweiterung ihrer Einsichten, und liegen daher außer dem Kreise dieser Abhandlung. Wir gehen daher jetzt zu der Untersuchung der zweyten und wichtigen Frage fort:

Wie ihr Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten von Europa, das heißt auf das System des politischen Gleichgewichts, beschaffen war? Da dieser aber nicht immer gleich groß, und nicht immer derselbe blieb, so erfordert es die Deutlichkeit, die Uebersicht des Ganzen in Perioden zu zerlegen. Die Folge wird zeigen, daß beynahe jedesmal die Mitte und das Ende der Jahrhunderte hier nicht blos der Zeit, sondern auch der Sache nach, die Abschnitte machen; und diesem gemäß werden wir fünf Zeiträume unterscheiden, von denen der erste das Zeitalter von Carl V. und Franz I., oder die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts; der zweyte, das von Philipp II. und Elisabeth, oder die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts; der dritte, das von Richelieu und von Gustav Adolph, die Periode des dreyßigjährigen Kriegs, oder die erste Hälfte des 17ten; der vierte, das von Ludwig XIV. und Wilhelm III., oder die zweyte Hälfte des 17ten Jahrhunderts; und der letzte, wo es keiner genaueren Abtheilung bedarf, das 18te Jahrhundert umfassen wird.

Erster Zeitraum 1517 — 1556.

Seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts bildete Europa durch die vielfache Verschlingung des Interesse seiner Staaten untereinander, und die daraus entsprungenen Verbindungen und Gegenverbindungen, in einem viel höhern Sinne des Worts ein Staa-

tensystem, als es in den Jahrhunderten des Mittelalters der Fall war. Bey dem Steigen der gesellschaftlichen Cultur überhaupt müssen, da es der Berührungspunkte so viel mehrere giebt, auch die Verhältnisse der Staaten verwickelter werden, und von selber jene Erscheinung erzeugen, die der Geschichte des neueren Europas das Interesse der Einheit giebt. In einem solchen Aggregat von Staaten, als Europa enthält, muß aber der Grundsatz des politischen Gleichgewichts sich desto schneller entwickeln, je mehr sie ungleich an Macht sind. Es ist das Bedürfniß aller, zu verhindern, daß nicht ein Einzelner so übermächtig werde, allen übrigen Gesetze vorzuschreiben; und je ungleicher die Macht der Einzelnen ist, um desto häufiger werden die Verbindungen, und also desto mannichfaltiger und fester die Verschlingungen der Staaten unter einander werden. So lernt auch der Mächtige es einsehen, daß die Unterdrückung oder die Vernichtung des Schwächern, an dem er einen nützlichen Verbündeten findet, ihm nichts weniger als gleichgültig ist; so werden auch die Staaten von der zweyten, ja von der dritten Ordnung, zu einer politischen Wichtigkeit erhoben, zu der sie sonst nicht gelangen konnten, und welche die Garantie ihrer Existenz wird; so erhebt sich die Politik über den platten Egoismus; und seitdem die einsichtsvollsten Männer unserer Tage die Nothwendigkeit anerkennen, das zertrümmerte Gebäude, das der Sturm der Revolution zu Boden warf, wo möglich wieder aufzurichten, darf auch der Schriftsteller kein Bedenken

mehr tragen, es als das einzige anzupreisen, das eines erleuchteten Zeitalters würdig ist.

Die Reformation hat dieses System in seinen Hauptverhältnissen geraume Zeit hindurch vorzugsweise bestimmt, wenn man gleich nicht sagen kann, daß es erst eine Folge derselben war. Unter den Staaten Italiens, da dieses Land bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts einer völligen Unabhängigkeit genoß, erzeugt, gepflegt, gebildet, und auch schon wieder verbildet und gemißbraucht, verbreitete es sich von daher, mit der Italienischen Politik überhaupt, über Europa; allein das unglaubliche Schwanken der Staatskunst in den ersten anderthalb Decennien des 16ten Jahrhunderts zeigt, daß es noch ohne feste Grundsätze war, und die Hauptideen der praktischen Politik von Europa sich noch gar nicht fixirt hatten. Wenn indeß die Geschichte in keinem andern Zeitalter ein so sonderbares Gewebe von Projekten und Gegenprojekten, von Bündnissen und Gegenbündnissen, aufzuzeigen hat, so zeigt doch vielleicht gerade die Menge derselben, daß man das Bedürfniß fester Grundsätze empfand; und das Staatensystem unsers Welttheils scheint nur das Bild einer ungeheuern Masse darzustellen, die noch ihren Schwerpunkt nicht gefunden hat. Der plötzliche Wachsthum des Habsburgischen Hauses durch die Vereinigung der Kaiserkrone und der wichtigsten Oesterreichischen Besitzungen mit der der Spanischen Monarchie auf Einem Haupte, machten diesem Schwanken ein Ende. Die Rolle, welche Frankreich in dem Staatensystem von Europa spielen mußte, war nun

auf einmal bestimmt; die Rivalität zwischen Franz I. und Carl V. legte den bleibenden Grund zu dem System des Gleichgewichts von Europa; die Politik von Heinrich VIII., dem seine Eitelkeit mit der Einbildung schmeichelte, den Ausschlag in den Fehden der beyden Nebenbuhler geben zu können, und die um vieles wichtigere dauernde Verbindung, in welche Franz I. schon seit 1530 mit der Pforte trat, gaben ihm einen Umfang, nach dem es Europa von einem Ende bis zum andern umfaßte. So wurde also die Eifersucht der beyden Hauptmächte unsers Continents die erste Triebfeder der allgemeinen Politik; und ist es auch, wenn gleich ihre Wirksamkeit zuweilen durch vorübergehende Ursachen auf einige Zeit geschwächt werden konnte, geblieben.

Bis auf die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte die Reformation an den Verhältnissen dieser großen Mächte gegen einander, und an der Ausbildung jenes Systems, noch keinen bedeutenden Antheil gehabt; denn die vorgeblichen Bemühungen von Franz I., die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes in sein Interesse zu ziehen, bedürfen kaum einer Erwähnung. Allein indem sie schon damals zwey Staaten gewissermaßen neu gründete, die in der Folge zu den wichtigsten Bestandtheilen des Europäischen Staatensystems gehören sollten, Schweden und Preussen, bereitete sie dadurch dessen künftige Entwickelung vor. Von mehr unmittelbarer Wichtigkeit aber wurde die neue Belebung des deutschen Reichs. In diesem Staatskörper mußte jetzt, durch die Verbindungen der protestanti=

schen Fürsten als Oppositionsparthey, ein eigenes System des Gleichgewichts sich bilden, das lange Zeit hindurch, wie bereits oben gezeigt, sein Lebensprincip geblieben ist, und den entschiedensten Einfluß auf das politische System von Europa überhaupt gehabt hat. Die aufgeklärten Staatsmänner gelangten bald zu der Ueberzeugung, daß die Zerstörung des Gleichgewichts in Deutschland durch die Erdrückung der protestantischen Parthey, indem sie dem Oesterreichischen Hause den Weg zu der Herrschaft dieses Landes bahnte, auch die Zerstörung des Gleichgewichts in Europa nach sich ziehen würde; wie die Theilnahme Schwedens und Frankreichs an dem 30jährigen Kriege, und früher schon das Bündniß zwischen Heinrich II. und Moriz von Sachsen zur Genüge beweist.

Die Ursache, weßhalb die Reformation nicht sogleich damals einen großen Einfluß auf die allgemeine Politik von Europa bekam und bekommen konnte, liegt offenbar darin, weil von den beyden vorher erwähnten Hauptmächten dieses Welttheils keine sie annahm. Hätte Franz I. ihr freyen Eingang in Frankreich gegönnt, wäre die protestantische Lehre in diesem Reiche die herrschende geworden, so würde die religiöse Grenzscheidung auch zugleich die politische allgemein in Europa bestimmt haben. Allein da dieses nicht geschah, so konnte auch auf die Verhältnisse und die Rivalität zwischen Frankreich und dem Habsburgischen Hause die Reformation keinen bedeutenden Einfluß gewinnen. Um sie zu einer Haupttriebfeder

der Politik von Europa zu machen, mußten noch andere Ereignisse eintreten; und die zweyte Hälfte des 16ten Jahrhunderts führte diese herbey. Man findet sie leicht in der Revolution der Niederlande, und in der Einführung jener Glaubensveränderung in England. Beyde stehen aber sowohl der Zeit, als ihrer Rückwirkung auf das übrige Europa nach, in einer so genauen Verbindung, daß sie kaum von einander getrennt betrachtet werden können.

Zweyter Zeitraum 1556 — 1603.

Keine andere Begebenheit dieser Periode hat einen so schnellen, einen so großen, und zugleich einen so bleibenden Einfluß auf das Staatensystem von Europa gehabt, als die Revolution der vereinigten Niederlande. Sie gehört ihrem Ursprunge nach zu den Folgen der Reformation. Die beschränkten Talente von Philipp II. verstatteten es ihm nicht, sich über die Vorurtheile seiner Erziehung und seines Zeitalters zu erheben; seine stolze Tyranney wollte nur den Gebrauch gewaltsamer Mittel; und seine unermüdete Thätigkeit vergrößerte stets das Feuer, das sie auslöschen wollte. So erschuf er selber die neue Republik, und die Freyheit ward auch hier die Tochter des Despotismus.

Es lag in der Entstehung dieser Revolution, daß sie sogleich nicht nur eine politische Tendenz erhielt, sondern auch auf die allgemeine Politik von Europa sehr bald ihre Wirkung äußerte. Die Insur=

genten mußten einen Kampf mit einer der ersten Mächte von Europa bestehen; und wenn ihnen gleich der unpartheyische Geschichtforscher nicht den Ruhm absprechen wird, sich durch eigene Kraft behauptet zu haben, so konnten sie doch selber nur am schwersten zu der Ueberzeugung der Möglichkeit davon gelangen, und sahen sich, oder vielmehr glaubten sich, in der Nothwendigkeit, nach auswärtiger Hülfe sich umzusehen. Bald in Frankreich, bald in England, und in keinem von beyden, besonders nicht in dem letztern, vergeblich unterhandelnd, ward so das Interesse der kaum werdenden Republik schon in das Interesse der Hauptmächte von Europa verflochten; und, gleich der Pallas, bewaffnet geboren, saß sie auch gleich ihr schon sofort in dem Rathe der Götter.

Durch diese Theilnahme der fremden Mächte an der Niederländischen Revolution bildete sich in dem Westen von Europa ein neues politisches System. Wäre Frankreich damals nicht durch seine inneren Religionskriege in eine Crise gestürzt, welche seinen ohnehin schwachen Königen die ernstliche Theilnahme an den auswärtigen Händeln unmöglich machte, so müßte es ihm sehr leicht gewesen seyn, die entstehende Republik durch feste Bande an sich anzuschließen; allein da dies nicht geschah, so erndtete Elisabeth die Vortheile dieser Verhältnisse. Da sie selber in England den Protestantismus wieder hergestellt hatte, und auf die Erhaltung desselben ihre Macht im Innern gegründet war, so vereinigte sich ihr Interesse in diesem wichtigen Punkte mit dem der Niederlän=

der; und eine Verbindung zwischen beyden Staaten konnte unter diesen Umständen nicht anders als sehr natürlich seyn. Allein wie groß auch immer die Vorsicht und die Mäßigung war, die Elisabeth in diesem glänzenden Theile ihrer Rolle bewies, so stand es doch nicht ganz in ihrer Macht, die Folgen davon zu bestimmen. Als die mächtigste unter den protestantischen Fürsten in Europa, ward sie als die Stütze des Protestantismus überhaupt angesehen, während dagegen Philipp II. als der Verfechter der katholischen Religion erschien. So wurde jetzt das politische und religiöse Interesse noch viel tiefer in einander verschlungen; und allmählig entwickelte sich daraus ein politischer Grundsatz, der, wenn auch nicht förmlich öffentlich anerkannt, und nur in gewissem Sinne wahr, doch lange Zeit der Lieblings-Grundsatz mehrerer Fürsten und Cabinette blieb, und den Stuarts endlich den Thron kostete: daß Katholicismus die Stütze der unumschränkten Gewalt, und Protestantismus die der Volksfreyheit sey. Es möchte schwer seyn das Erste zu beweisen; das Letzte war nur in sofern wahr, als eine protestantische Parthey, unter einer katholischen Regierung durch den Druck zu einer Oppositionsparthey gemacht, ihr gefährlich werden konnte.

In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erscheint daher nun das politische System von Europa in einer ganz andern Gestalt als in der ersten. In dieser waren Oesterreich und Frankreich die Hauptmächte Europas gewesen, deren Rivalität das Gleich=

gewicht bestimmte; aber da Frankreich jetzt nur mit sich selber beschäftigt, und in Faktionen, welche die Fremden unterhielten, zertheilt, in seinen eigenen Eingeweiden wüthete; da Oesterreich, schon durch die Trennung von Spanien geschwächt, unter dem unfähigen Rudolph II. blos vegetirte, traten Spanien und England an ihre Stellen. Bey der Rivalität von jenen konnte religiöses Interesse keinen bedeutenden Einfluß haben; bey der Rivalität von diesen waren religiöses und politisches Interesse unzertrennlich vereinigt. Bey der Rivalität von jenen konnte die Landmacht allein entscheiden; bey der Rivalität von diesen galt die Landmacht weniger, die Seemacht desto mehr; und seit der glorreichen Besiegung der unüberwindlichen Flotte hörte man in Europa von Seemächten sprechen, ein Nahme der einen Begriff bezeichnete, den die Politik bis dahin noch gar nicht, oder nur sehr unvollkommen, gekannt hatte.

So waren die Elemente des neuen Systems, von dem die Republik der vereinigten Niederlande mit jedem Jahre ein wichtigerer Bestandtheil wurde. Sie gelangte bald zu der völligen Trennung von Spanien, zu der sie anfangs gar nicht hatte gelangen wollen; und bald auch zu der Selbstständigkeit, daß sie nicht mehr der schützenden Aegide einer fremden Macht bedurfte. Allein die Bahn des Ruhms, die sie lief, war eine neue Bahn, und führte sie zu einem Ziel, an dem das staunende Europa sie mit Verwunderung sah. Noch während des Streits über ihre Existenz riß sie schon den Welthandel an sich, und fand in

diesem die Hülfsmittel zu einem Kampfe, der länger und blutiger als jener der Griechen gegen die Perser war. So erwuchs in der Mitte des monarchischen Staatensystems eine Republik, die diesem Welttheil zuerst zeigte, was ein Handelsstaat sey der sich auf eine Seemacht stützt; und wenn die Reformation die Mutter dieser Republik genannt werden muß, so wurde auch durch sie, indem nachmals das Handelsinteresse zum politischen Interesse erhoben ward, das neue Lebensprincip der Politik vorbereitet, das dereinst dieselbe in Europa in Thätigkeit setzen sollte, wenn das, welches die Religion ihr einhauchen konnte, erstorben seyn würde.

Dritter Zeitraum 1603 — 1648.

In der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erlitt das System des Gleichgewichts von Europa eben so große Veränderungen als Erweiterungen; allein der Einfluß der Reformation auf dasselbe nahm nicht nur nicht ab, sondern zeigte sich eben damals in seiner größten Stärke. Mit dem Tode von Philipp II. (1598) und Elisabeth (1603) hörte auch die Rivalität von Spanien und England auf, die einen Hauptgrund in der persönlichen Abneigung jener beyden Regenten gehabt hatte; und England verfiel unter der indolenten Regierung von Jacob I. in einen Zustand, der alle ernstliche Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten verhinderte; und bald darauf unter dem Gewühl der inneren Unruhen unter seinem unglück=

unglücklichen Sohn, es so gut wie gänzlich vereinzelte. Aber in Frankreich war seit der Gelangung der Bourbons auf den Thron die innere Ruhe hergestellt: und die pflegende Hand von Heinrich IV. und Sully hatte über alle Erwartung schnell die tiefen Wunden geheilt, welche die Bürgerkriege ihm geschlagen hatten. Es nahm den ihm gebührenden Platz in dem Staatensystem von Europa wieder ein; die alte Eifersucht gegen das spanisch-österreichische Haus lebte von selber wieder auf; in dem Plan von Heinrich IV. sollte sie aber nur das Mittel zum Zweck, nur die Grundlage eines neuen Systems werden, nach dem Europa umgeformt werden sollte. Wer kennt jenes berühmte Projekt einer Europäischen Republik nicht, dessen Ausführung diesem Welttheil einen dreyßigjährigen Krieg entweder erspart, oder wahrscheinlicher ihn noch schneller würde herbeygeführt haben. Mit seinem Tode (1610) verschwand aber nicht nur dieses Projekt; sondern an die Stelle der Rivalität mit Spanien trat selbst eine freundschaftliche Verbindung, und, eine Beute elender Hofpartheyen, fiel Frankreich in den nächsten vierzehn Jahren in ein Schwanken zurück, das erst endigte als Richelieu (1624) mit fester Hand sein Staatsruder ergriff.

Allein wenn die Ermordung von Heinrich IV. es auch bewirkte, daß Frankreich in dem großen Trauerspiel, das in Europa aufgeführt werden sollte, nicht gleich die erste Rolle übernahm, so konnte doch dadurch dieses Trauerspiel selber zwar wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden. Die Scene desselben

ward nur verlegt; und indem Deutschland in dem 30jährigen Kriege dieß traurige Vorrecht erhielt, ward an das Schicksal desselben auch das Schicksal von Europa geknüpft.

Der allgemeine Gesichtspunkt, aus dem man die Entstehung dieses Krieges betrachten muß, ist oben bereits angegeben. Seit dem zu leicht errungenen Religionsfrieden zu Augsburg war die Erhaltung des Gleichgewichts der beyden Partheyen in Deutschland das beständige Ziel der Politik hier geblieben. Allein wenn man die innere Geschichte des deutschen Reichs seit jenem Frieden bis zum Ausbruch des großen Krieges (1556-1618) in einem allgemeinen Ueberblick verfolgt, so liegt es klar vor Augen, wie schwankend die Erhaltung der Ruhe hier gewesen war. Schon in dem Frieden selbst lag durch das reservatum ecclesiasticum, das die Protestanten nicht anerkannten, ein Zunder zu künftigen Kriegen. Auch außerdem gab es beständigen Stoff zu wechselseitigen Klagen; die alte Parthey konnte sich zu schwer daran gewöhnen, die neue für vollgültig anzusehen; und ohne den Beweis historisch zu führen, läßt es sich deßhalb schon psychologisch vermuthen, daß das Recht in den meisten Fällen auf der Seite der Protestanten war. Daher bilden ihre Religionsbeschwerden auf den Reichstägen der damaligen Zeit fast stehende Artikel; und hätten nicht die Türkenkriege eine augenblickliche Vereinigung zuweilen erzwungen, und die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand gelenkt, — schwerlich hätte die Ruhe so lange erhalten werden können. Die persön=

lichen Eigenschaften von Ferdinand I., und mehr noch von seinem würdigen Nachfolger Maximilian II., trugen viel dazu bey, sie auf eine Zeitlang zu sichern; aber dafür sammelte sich unter der eben so langen als unthätigen Regierung von Rudolph II. des Stoffs zum Mißvergnügen schon so viel, daß die beyden Partheyen schon damals gerüstet gegen einander überstanden. Im Jahre 1608 bildete sich die protestantische Union, und diese hatte wiederum die Entstehung der katholischen Ligue zur Folge.

Allein die innern Verhältnisse der protestantischen Parthey hatten sich unterdeß so unglücklich entwickelt, daß sie bereits in sich selber zerfallen war. Die religiöse Trennung der Lutheraner und Reformirten hatte auch in Deutschland ihren Einfluß auf die Politik geäußert, und die Eifersucht zwischen den churfürstlichen Häusern Sachsen und Pfalz, besonders seitdem das letzte an die Spitze der Union trat, entfernte das erste von der Theilnahme an der gemeinschaftlichen Sache. Hatte noch bisher ein Gleichgewicht zwischen den beyden Partheyen existirt, so mußte es schon dadurch aufgehoben werden. Aber das größte Uebel, das die Protestanten drückte, war der Mangel eines Oberhaupts, der ihre Parthey hätte zusammen halten können; ohne welchen jede Föderation, sobald sie in Thätigkeit sich setzen soll, bald in ein Nichts zurücksinken muß. Seit Moritz von Sachsen ward es den Protestanten nicht so gut, unter ihren Fürsten einen einzigen zu finden, der auch nur einigermaßen dazu die Talente zugleich mit der Macht gehabt hätte;

am wenigsten unter den Mitgliedern der neuen Union, während die Ligue ganz den Mann, den sie brauchte, am Herzog Maximilian von Bayern fand.

Des brennbaren Stoffs war aber auf diese Weise die Menge nicht blos durch ganz Deutschland, sondern auch in andern Ländern, besonders den Hauptländern der Oesterreichischen Monarchie, zerstreut; und seitdem der unduldsame Ferdinand II. zum Nachfolger hier war ernannt worden (1617), mußte man fast täglich den Ausbruch eines Feuers erwarten, das so leicht nicht wieder zu stillen seyn konnte. Wo der zündende Funke eigentlich fallen würde, konnte Niemand vorher bestimmen; das Schicksal wollte, daß es in Böhmen geschah; der Krieg würde aber wahrscheinlich der Hauptsache nach derselbe geworden seyn, wäre es auch anderswo geschehen. Furchtbar und schnell loderte nun die Flamme auf; und veranlaßte einen Brand, der halb Europa ergriff; und nachdem er 30 Jahre gewüthet hatte, zwar in seinen Haupttheilen, völlig aber erst um 11 Jahre später (1659) gelöscht werden konnte. Wenn gleich alles Detail dieses Krieges außerhalb unsern Grenzen liegt, so müssen wir ihn doch nach seinen Hauptperioden verfolgen, um die großen Veränderungen deutlich machen zu können, welche die Reformation durch ihn in den Verhältnissen des Staatensystems von Europa hervorbrachte.

Es fehlte sehr viel daran, daß der dreyßigjährige Krieg vom Anfang bis zu Ende nach einem gewissen Plan, oder auch nur zur Erreichung Eines Ziels geführt worden wäre. Wem fiel es bey seinem Anfange

wohl ein, daß er 30 Jahre dauern, daß er sich so weit verbreiten würde? Jener furchtbar wahre Ausspruch des ältern Cato, daß der Krieg sich selber ernähre, bestätigte sich leider! auch hier. Von Zeit zu Zeit ward ein neues Interesse geweckt, das der Flamme wieder frische Nahrung gab, wenn sie so eben schien erlöschen zu wollen. Allein bey allem Wechsel der Dinge, bey aller Verflechtung des politischen Interesse, bildete doch das Religions-Interesse den Grund des ganzen Gemähldes; und der dreyßigjährige Krieg in seinem ganzen Umfange muß daher als Wirkung der Reformation betrachtet werden.

In seinem Ursprung war er blos ein Bürgerkrieg in dem Innern der Oesterreichischen Monarchie, der die Bezwingung der Böhmischen Insurgenten zum Zweck hatte. Durch die Schlacht bey Prag ward dieser Zweck auf das vollkommenste erreicht; der Krieg konnte geendigt scheinen.

Allein die Leichtigkeit des Gelingens erzeugte neue Pläne. Die besiegte Parthey in Böhmen hing mit den Protestanten im Reich zusammen; sie hatte in dem unglücklichen Friedrich von der Pfalz, dem Oberhaupt der protestantischen Union, sich einen König erwählt. Eben dieser Fürst, in die Acht erklärt, und auch seiner Erbstaaten beraubt, irrte nun als Flüchtling herum, kaum noch von ein Paar Abentheurern mit einer Handvoll Leute unterstützt. Seine Erbländer lagen fast offen dar, und schienen eine sichre Beute zu seyn. Seine eigene Unfähigkeit nicht nur, sondern auch die Unfähigkeit der übrigen Mitglieder

der Union war so klar erprobt, daß es nicht einmal einer zweyten Schlacht bey Prag zu bedürfen schien, um die protestantische Parthey zu vernichten; die ohnehin schon schwach genug gewesen war, sich gutwillig entwaffnen zu lassen. Das letzte Ziel mochte auch damals dem Kayser schwerlich klar vor Augen liegen; allein je weiter man es hinausstecken konnte, um desto größer war sein Reitz; und je rascher man ihm entgegen ging, um desto mehr befestigte sich die Idee, daß es die Herrschaft von Deutschland seyn sollte.

Aber um eben diese Zeit (1621) brach das Kriegsfeuer auch noch in einem andern Lande wieder aus. Nach einem zwölfjährigen Stillstande zwischen Spanien und den Niederländern fing der, kaum zur Regierung gelangte, Philipp IV. den Kampf wieder an; und der neue Niederländische Krieg mußte dem deutschen Kriege, so wie dieser jenem, fast nothwendig Nahrung geben. Auch hier war es dasselbe Religionsinteresse; und zwischen den, seit langer Zeit sich fremd gewordenen, Spanischen und Oesterreichischen Linien war seit Ferdinand II. Thronbesteigung eine so trauliche Verbindung wieder hergestellt, daß Spanisches und Oesterreichisches Interesse jetzt in Eines zusammenfloß. Der Krieg ward also zugleich jetzt hier und in Deutschland fortgeführt: aber mit dem veränderten Zweck hatte er auch eine höhere Wichtigkeit erhalten. Die Bezwingung von Böhmen war eine Oesterreichische Haussache; die Unterjochung von Deutschland und den Niederlanden mußte Europa interessiren.

Die Einmischung fremder Mächte in den deutschen Krieg war unter diesen Umständen zu erwarten; und Frankreich, bey seiner alten Eifersucht gegen Oesterreich, mußte sich wohl am ersten dazu berufen fühlen, seinen mächtigen Rival sich nicht durch die Unterjochung Deutschlands über den Kopf wachsen zu lassen. Allein bis Richelieu (1624) das Staatsruder ergriff, hatte die Französische Regierung, mit sich selbst uneins, kein festes System; und auch Er war anfangs zu sehr mit den innern Angelegenheiten beschäftigt, als daß er sogleich thätigen Antheil hätte nehmen können. Aber er unterhandelte im Norden von Europa. Da der Versuch von Christian IV. von Dänemark, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, durch durch die Schlacht bey Lutter am Barenberge (1626) mißlang, war Er es, der Gustav Adolph ermunterte, als der Rächer der Sache der Protestanten aufzutreten.

Diese erste "Verflechtung des Nordens von Europa in das Interesse des südlichen und westlichen" ist eine ganz neue Erscheinung in dem Europäischen Staatensystem, aber nicht weniger folgenreich, als sie neu war. Bis dahin hatten die Nordischen Reiche ein System für sich gebildet, das, besonders durch die Polnischen und Schwedischen Kriege, — gleichfalls eine Folge des religiösen Interesse, das sich mit dem Familieninteresse vereinigte, — seit 40 Jahren sehr genau in einander verschlungen war; zwischen ihm und dem übrigen Europa hatte es aber noch gar keine feste Berührungspuncte gegeben. Die Reformation führte

diese herbey; und durch sie ward Europa zum erstenmal zu Einem Staatensystem verbunden. In einem Zeitalter, wo man es so tief fühlte, daß das Gleichgewicht der beyden Partheyen in Deutschland höchst schwankend war, mußte eine Macht im Norden, die Oesterreich entgegenstehen konnte, Bedürfniß werden. Schweden übernahm diese Rolle, und damit begann eine neue Ordnung der Dinge in dem Europäischen Staatensystem.

Als der am meisten geordnete Staat im Norden, und besonders damals im Besitz so wichtiger Länder an der Ostsee oder dem Finnischen Meerbusen, war Schweden dazu unstreitig am meisten geschickt; wiewohl der Erfolg doch gelehrt hat, daß mehr die außerordentlichen Talente seines Königs, als seine innern Hülfsquellen es dazu geschickt machten. Die glänzende Laufbahn von Gustav Adolph endigte früh durch seinen Tod bey Lützen, aber doch spät genug, um Schweden seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten, und zugleich auf Europa, zu sichern. Selbst der Wechsel des Kriegsglücks konnte diesen nicht ändern, zumal seitdem nach der Niederlage von Nördlingen (1634) auch Richelieu nicht länger bloßer Zuschauer blieb. Schweden gehörte von jetzt an zu den ersten Mächten Europas, und der berühmte Westphälische Friede schien durch die wichtigen Besitzungen, die er Schweden in Deutschland verschaffte, ihm diesen Rang zu sichern. Man hat oft gefragt: ob Gustav Adolph, hätte er länger gelebt, nicht der Freyheit von Deutschland würde eben so gefährlich als Oesterreich

geworden seyn? Wenn man voraussetzen darf, daß er den Vorschriften einer gesunden Politik gefolgt wäre, — und darf man dieß nicht bey einem solchen Fürsten? — so scheint die Frage nicht schwer zu beantworten zu seyn. Es gab nur Ein Mittel, durch welches sich Schweden auf der Höhe behaupten konnte, zu der es gelangt war, — der Principat der protestantischen Parthey in Deutschland. Als Oberhaupt derselben behielt es den entscheidendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands; als solcher blieb es die Macht, die Oesterreich gegenüber stand: als solcher der natürliche Bundesgenosse von Frankreich; als solcher behauptete es also seinen Rang unter den ersten Mächten von Europa. Will man einen solchen Principat, der allerdings drückend für manche Deutsche Stände werden konnte, da fast Alles dabey auf die Art und Weise der Ausübung beruhete, Vernichtung der Deutschen Freyheit nennen, so mußte diese in dem Plane von Gustav Adolph liegen. Wollte er aber mehr als dieß, so verdarb er sich selber seine glorreiche Rolle, und hätte etwas gewollt, das er auf die Dauer doch nicht hätte behaupten können. Die Herrschaft des Schwächern über den Stärkern kann, durch vorübergehende Ursachen herbeygeführt, eine Zeitlang dauern; allein es ist gegen die Natur, daß sie lange dauert. Es war unmöglich, daß Deutschland hätte von Schweden zur Provinz gemacht werden können.

Der Westphälische Friede machte dem Deutschen sowohl als Niederländischen Kriege ein Ende. Kein Friede ist so sehr gepriesen, oft über die Gebühr ge-

priesen worden. Er hatte allerdings drey wichtige Folgen, indem er erstens: Deutschland seine Constitution, und durch dieselbe beyden Partheyen ihre Existenz und ihre Rechte sicherte: indem er ferner der Republik der vereinigten Niederlande die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verschaffte; indem er endlich drittens die Verhältnisse von Frankreich sowohl als von Schweden zu Deutschland bestimmte. Allein so wichtig auch unleugbar diese Punkte sind, mit so vielem Recht man ihn als die Basis der Deutschen Constitution, bis auf die Veränderungen unserer Tage, betrachtet, so that man ihm doch zu viel Ehre an, wenn man ihn, wie so oft geschieht, auch als die Basis des Gleichgewichts von Europa betrachtet. Die allgemeinen Grundsätze des Staatensystems von Europa zu reguliren fiel den Friedensstiftern nicht ein, und konnte ihnen nicht einfallen, da sie gar nicht dazu beauftragt waren. Sehr natürlich wurden also die wichtigsten und intricatesten Verhältnisse der Hauptmächte von Europa gar nicht auseinandergesetzt, ja zum Theil gar nicht ein mal erwähnt. Der Krieg zwischen Spanien und Frankreich dauerte noch über ein volles Decennium bis zum Pyrenäischen Frieden fort; ob Portugal unabhängig von Spanien bleiben sollte, blieb noch länger unausgemacht. An die Continentalverhältnisse von England wurde gar nicht ein mal gedacht, weil damals dergleichen gar nicht existirten; und die Verhältnisse des Osten von Europa in seinen Haupttheilen bestimmte erst 12 Jahre später 1660 der Friede zu Oliva. Wenn daher gleich=

wohl der Westphälische Friede in den Geschichtsbüchern der Grundstein des Gleichgewichts von Europa heißt, so ist es nur eines der vielen Beyspiele, wie in der Geschichte oft so manches allgemein genommen wird, was nur in einem beschränkten Sinne gesagt werden kann.

Die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts war also der Zeitraum, wo die politische Wirkung der Reformation fast auf alle Theile des Europäischen Staatensystems am stärksten war, da auch England eben damals durch religiöse Secten zu Bürgerkriegen, und durch diese zu einer Staatsreligion geführt, und in Frankreich die Parthey der Hugenotten mit Gewalt entwaffnet wurde. Allein auch die moralisch-politischen Spannfedern verlieren ihre Elasticität allmählig. Dieß war auch der Fall mit der Reformation; und die zweyte Hälfte des 17ten Jahrhunderts giebt bereits davon den Beweis.

Vierter Zeitraum 1648 — 1702.

Man muß dem Französischen Cabinette den Ruhm zugestehen, daß es sich zuerst über den engen Gesichtskreis erhob, auf den sich die Bigotterie der übrigen Mächte beschränkte. Indem Richelieu mit Gustav Adolph, der Cardinal mit dem protestantischen Könige, in Verbindung trat, zeigte er dadurch Europa, daß das politische Interesse nicht blos an das religiöse geknüpft werden dürfe. Das Zeitalter von Ludwig XIV. befreyte Europa allmählig von

dieser Meinung. Seine politischen Entwürfe hingen wenig mit der Religion zusammen, und das religiöse Interesse würde damals bereits gänzlich aufgehört haben, die Europäische Politik in Bewegung zu setzen, wenn es nicht auf Einen Hauptstaat desselben noch so mächtig gewirkt hätte, nämlich auf England. Das Getreibe der politisch-religiösen Factionen war hier zu wild gewesen, als daß selbst mit der Restauration (1660) die Gährung auf einmal hätte gestillt werden können; die unsinnige Politik der letzten Stuarts gab ihm zu viele Nahrung. Wenn in ihren Augen Einführung des Katholicismus auch Einführung der unumschränkten Gewalt und darum ihr Ziel war, so gelangte dagegen die Nation zu der festen Ueberzeugung, daß nur mit Erhaltung des Protestantismus die Nationalfreyheit erhalten werden könne. Die stete Verbindung, in der Ludwig XIV. mit Carl II., wie mit Jacob II. stand, verschaffte diesem Grundsatz auch auf das übrige Europa einen praktischen Einfluß; und so mußte Ludwig XIV. ganz gegen seinen Willen behülflich seyn, als die Stuarts fielen, seinen eifrigsten Widersacher in Wilhelm III. auf den Englischen Thron zu erheben. Wenn diese Begebenheit als eine Folge der Reformation erscheint, so kann man sie auch gewissermaßen als die letzte ansehen, bey der sie ihren Einfluß auf die Politik von Europa im Großen äußerte. Durch diesen wichtigen Wechsel wurde der Grund zu der Antipathie zwischen England und Frankreich gelegt; die aber, wenn man gleich mit dem Prätendenten England zuweilen zu schrecken

suchte, aus ganz andern Quellen, als aus der des religiösen Interesse, ihre Nahrung erhielt. Das Handels-Interesse wog von jetzt an das religiöse auf; und indem die Republik der vereinigten Niederlande sich seit jener Zeit an England anschloß, bildeten die Seemächte ein Hauptgewicht in der Wagschale von Europa, gegen das so mächtig gewordene Frankreich.

Auch da, wo man das Fortwirken des religiösen Interesse in der Politik am meisten hätte erwarten sollen, im Deutschen Reich, verlor dasselbe seine politische Wirksamkeit; und eine ganz andere Entwickelung bereitete sich hier vor, als zu der Zeit des Westphälischen Friedens auch der kühnste Prophet sie hätte vorhersagen mögen. Bey den Eroberungsentwürfen von Ludwig XIV., und dem erneuerten Vordringen der Türken (die während des dreyßigjährigen Krieges glücklicherweise in Asien gegen die Perser beschäftigt gewesen waren), sah sich Deutschland in eine Reihe von Verhältnissen gestürzt, wo die beyden Religionspartheyen genöthigt waren, ihre Streitigkeiten zu vergessen, wenn sie auch ihren Haß nicht vergaßen. Der Drang der Zeitumstände führte Verbindungen herbey, auf welche die Religion keinen Einfluß hatte; und man sah die Waffen mehrerer der mächtigsten protestantischen Fürsten mit den kayserlichen vereinigt, um bald im Westen bald im Osten sich den eindringenden Feinden zu widersetzen. Die gerechten Besorgnisse, welche die Uebermacht von Schweden eingeflößt hatte, fingen seit der Schlacht bey Fehrbellin (1675) an von selbst zu verschwinden. Die Verschwendung von Chri-

stina, und die wilden Entwürfe ihres Nachfolgers, hatten das Reich erschöpft; und wenn gleich ein so außerordentlicher Mann, wie Carl XII. war, durch außerordentliche Unternehmungen den Geist seiner Nation auf einige Zeit gleichsam über sich selbst erheben, und zu übernatürlichen Anstrengungen fähig machen konnte, so zeigte es sich doch bereits damals deutlich genug, daß ein von der Natur so wenig begünstigtes Land bey dem großen Aufblühen der übrigen nothwendig zurückbleiben mußte. Aber dafür bildete sich jetzt ein anderer Staat in dem Norden von Deutschland selber, der Schwedens Einfluß auf das übrige Europa nicht blos ersetzen, sondern mehr als ersetzen sollte. Es ist oben bereits gezeigt, in wie fern die Preussische Monarchie der Reformation ihre Grundlage verdankt; wenn sie aber bey dem Sinken von Schweden in gewisser Rücksicht in dessen Stelle trat, so war doch ihre Einwirkung auf das Europäische Staatensystem von der von Schweden merklich verschieden. Wenn das letztere Reich durch seine ungünstige geographische Lage und seine beschränkten Hülfsmittel nur unter dem Zusammenfluß günstiger Zeitumstände einen großen Einfluß auf jenes System haben konnte, so mußte dagegen dieser Einfluß bey Preussen, sobald diese Monarchie eine gewisse Stärke erhielt, viel fester und dauernder seyn. Es fehlte bis dahin der Kette dieses Systems an einem Gliede, welches die nördliche und südliche Hälfte in eine feste Verbindung gesetzt hätte. Schweden konnte dieß wohl auf einige Zeit, aber aus den eben bemerkten Ursachen

nicht fortdauernd, leisten. Preussen, durch seine Lage fast in gleichem Maaße dem Osten und Westen angehörend, hat, seitdem es in die Reihe der ersten Mächte von Europa einzutreten anfing, diese Bestimmung erfüllt; und kann auch für die Zukunft dieselbe nicht verändern; da seine erweiterten Besitzungen im Osten wie im Westen ihm dieses verbieten.

Fünfter Zeitraum.

Das achtzehnte Jahrhundert.

Die Ursachen, durch welche die Reformation bereits in dem vorigen Zeitraume angefangen hatte, ihre politische Wirkungskraft zu verlieren, werden aus dem bisher Angeführten sich bereits von selber ergeben; eben diese Ursachen, noch durch andere verstärkt, wirkten aber in diesem neuen Zeitraume mit noch stärkerer Macht. Wenn es überhaupt in der Natur der Dinge liegt, daß moralische Triebfedern ihre Spannkraft auf eine gewisse Zeit behalten, und dann anfangen zu erschlaffen; so lehrt uns die Geschichte, daß es alsdann unmöglich ist, ihre verlorne Energie ihnen wiederzugeben. Sie wirken durch die unmittelbare Verbindung, in der sie mit der herrschenden Denkart stehen; und so wie diese nach der Einrichtung unserer Natur einem beständigen, wenn auch nicht plötzlichen, doch allmähligen Wechsel unterworfen ist, so müssen auch sie es seyn. Das Zeitalter von Ludwig XIV., besonders die erste Hälfte desselben bis zum Nimweger Frieden, glänzte von so vielen Seiten, daß bey

der Menge von neuen und großen Gegenständen, die sich der Aufmerksamkeit und der Bewunderung darbeten, der Gesichtskreis der Nation um vieles erweitert werden mußte. So wenig auch die Achtung für Religion überhaupt sank, so sehr theilten doch bey dem Aufblühen der Kunst und Litteratur die Werke von diesen die öffentliche Aufmerksamkeit. Was in Frankreich geschah, geschah auch allmählig in den übrigen Ländern des cultivirten Europas; man empfand es immer mehr, daß es auch außer den dogmatischen Streitigkeiten noch andere Gegenstände gebe, um die man sich zu bekümmern hätte. Zwar muß man sich sorgfältig hüten, die Wirkung davon nicht zu hoch anzuschlagen. Der Geist der Intoleranz, der aus den oben entwickelten Ursachen den Völkern Europas viel zu tief eingedrückt war, verlor sich noch in langer Zeit nicht nur nicht aus dem Privatleben; sondern zeigte sich auch unverholen in der Verwaltung der innern Staatsangelegenheiten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes, durch welche Ludwig XIV., indem er französischen Kunstfleiß über das übrige Europa verbreitete, diesem, ohne daran zu denken, einigen Ersatz für den Schaden gab, den er ihm durch seine Kriege zugefügt hatte, gab einen Beweis davon in Frankreich; und durch die berühmte Clausel zum 4ten Artikel des Ryßwiker Friedens sorgte Ludwig XIV. dafür, daß auch ein neuer Zankapfel zwischen die Katholiken und Protestanten in Deutschland geworfen ward, dessen Wirkungen noch lange fühlbar blieben; allein wie mächtig auch noch jener verderbliche Geist

auf

auf diese Verhältnisse wirkte, so sichtbar verlor er seinen Einfluß auf die wechselseitigen Verhältnisse der Staaten und auf die höhere Politik. Der Nebel der Vorurtheile senkte sich zuerst aus den erhabenern Regionen, aber es dauerte noch lange, bis die Sonne der Aufklärung ihn auch aus den niedern vertreiben konnte. Am meisten indeß war es der Gang der öffentlichen Angelegenheiten selbst, der der Politik immer mehr eine veränderte Richtung gab. Nachdem bereits in der letzten Periode durch die Unternehmungen von Ludwig XIV., und die Bereicherung der Holländer durch ihren Handel und ihren Kunstfleiß, die Staatskunst auf ganz andere Gegenstände als die Religion gerichtet war, erregte die Eröffnung der Spanischen Monarchie am Ende derselben ein ganz neues, und so großes und wichtiges Interesse, daß der ganze Westen von Europa dadurch fast anderthalb Decennien hindurch beschäftigt ward. Zu eben der Zeit, und noch länger, brannte ein eben so furchtbares Kriegsfeuer im Osten dieses Welttheils, wodurch derselbe eine gänzliche Umformung litt. Eine Macht vom ersten Range bildete sich hier, der das katholische und protestantische Interesse gleich fremd seyn mußte, da sie zu keiner von beyden Partheyen gehörte; und die großen Scenen, welche die Heldenlaufbahn von Eugen und Marlborough, von Carl und Peter darboten, waren so verschieden von Allem was Europa bisher gesehen hatte, ihre Dauer so lange, und die Eindrücke, die sie zurückließen, so tief, daß es unmöglich war, wiederum auf die früher herrschenden

Ideen in der Politik zurückzukommen. Die Lage fast aller Mächte von Europa war dadurch gänzlich verändert; und diese Veränderung, in Verbindung mit der Mittelmäßigkeit der Talente der meisten zunächst folgenden Regenten und Minister, erzeugte wiederum ein Schwanken in der Politik, das in den beyden Decennien zwischen 1720 bis 1740 demjenigen nicht unähnlich war, welches die ersten 16 Jahre des sechszehnten Jahrhunderts charakterisirt. Eine ähnliche Menge, und ein ähnlicher Wechsel der Verbindungen, indem Frankreich sich an England anschließt, und Oesterreich die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction zum höchsten Ziel seiner Politik macht! Allein an allen jenen Bündnissen und Gegenbündnissen hatte die Religion bereits gar keinen Antheil; man sah die vormaligen Erbfeinde, England und Frankreich, mit einander im Bündniß; und eine Handelsgesellschaft zu Ostende wurde für viel wichtiger angesehen, als irgend ein Religionsstreit. Um diesem Herumtappen der Politik ein Ende zu machen, bedurfte es erst wieder des Genies eines großen Mannes, der Selbstständigkeit genug besaß, für sich zu handeln, und Kraft genug, sein System geltend zu machen. Er erschien in Friedrich dem Zweyten. Der Breslauer Friede 1742 legte den Grundstein zu dem neuen System des Gleichgewichts in Europa, worin Preussen und Oesterreich die ersten Glieder waren; und Frankreich, indem es sich bald an jenes, bald nachher an Oesterreich anschloß, sich selbst zu einer Macht vom zweyten Range herabwürdigte. Die Ver-

schiedenheit der Religion in den beyden Monarchien gewann aber darauf gar keinen Einfluß; selbst im Deutschen Reich, wo doch die Reibung beyder Partheyen am längsten dauern mußte, verlor sie sich fast gänzlich; und Alles zeigte an, daß die Religion, als Triebrad der Politik, ihre Kraft verloren hatte, und nur noch höchstens bey einem Volk, das an den wohlthätigen Fortschritten der politischen Aufklärung gar keinen bedeutenden Antheil genommen hatte, wie bey den Polen, dazu gemißbraucht werden konnte, ihrem Factionsgeist Nahrung zu geben. So war es möglich, daß eine neue große Revolution Europa erschüttern konnte, ohne daß die Religion darauf einen weitern merklichen Einfluß gewann, als daß ihr Bedürfniß für die Staaten, indem man sie vernichten wollte, gefühlt ward. So gab endlich selbst derjenige Staat, für dessen Constitution die möglichste Erhaltung der Religionsparität unter seinen Ständen vormals eine der ersten Grundmaximen war, bey der Umformung seiner Verfassung den Beweis, daß von eben den Gegenständen, von denen man ein Jahrhundert früher die ganze Verhandlung würde angefangen haben, kaum beym Schlusse derselben noch gelegentlich die Rede war; und vielleicht gar nicht ein mal die Rede gewesen seyn würde, wenn sie nicht noch mit Dingen anderer Art, die ihre Wichtigkeit nicht verloren haben, zusammenhingen.

III. Folgen der Reformation für den Handel und das Colonialsystem.

Der dritte, uns noch übrige, Gesichtspunkt, aus dem wir die Folgen der Reformation für die Politik betrachten müssen, ist ihr Einfluß, den sie auf den Handel und die Colonien gehabt hat. Vielleicht scheint dieser Einfluß auf den ersten Blick so entfernt zu seyn, daß er kaum mehr in den Kreis dieser Untersuchung gehört; allein es wird sich leicht zeigen, wie unvollkommen diese bleiben würde, wofern wir keine Rücksicht auf diesen Gegenstand nehmen wollten.

Die Reformation schuf die Republik der vereinigten Niederlande, und durch sie den Welthandel Europas. So klar diese Wahrheit ist, so könnte man vielleicht dagegen einwenden, daß derselbe sich auch ohne die Reformation würde gebildet haben, da man den Weg nach beyden Indien schon vorher gefunden, und das Beyspiel von Portugal und von Spanien bereits vor Augen hatte. Allein abgerechnet, daß das, was vielleicht geschehen seyn würde, nicht in Anschlag gebracht werden kann, so scheint dennoch so viel gewiß zu seyn, daß dieser Welthandel ohne die Reformation viel langsamere Fortschritte würde gemacht haben, und vielleicht gar nicht zu der Höhe würde gebracht seyn, zu der er wirklich gelangt ist. Es bedurfte dazu einer kühnen und unternehmenden Nation, die unter dem Drange der Umstände sich aufraffte; und, indem sie nur in ihm die Hülfsquellen ihrer Freyheit und Existenz sah, mit aller der

Kraft, deren sie nur fähig war, sich ihn zueignete. Mit welcher Schnelligkeit überflügelten nicht seit dem Jahre 1595 die Holländer die bisherigen Herrscher Indiens auf allen Meeren? Für Portugal konnte damals, schon wegen seiner unglücklichen Vereinigung mit Spanien (1580-1640), kein weiteres Aufblühen erwartet werden; und die engherzigen Grundsätze, nach denen Spanien seinen Colonialhandel eingerichtet hatte, machten es unmöglich, daß daraus ein großer Welthandel hätte werden können. Wie ganz anders blühte dagegen dieser Handel unter den Händen der Holländer auf; und wie ganz anders würde er noch aufgeblüht seyn, wenn er zu rechter Zeit sich von den Fesseln des Monopols hätte befreyen können? Gilt aber das, was man von den Holländern eingestehen muß, nicht auch, wenn gleich in einem geringern Grade, von den Engländern? War es nicht das Zeitalter der Elisabeth, wo sie unter den Drakes, unter den Howards, ihre Flagge über ferne Meere verbreiteten? War es nicht der Geist des Protestantismus, der sie den Sieg über die unüberwindliche Flotte erringen, und durch ihn den ersten Grundstein zu jener Herrschaft des Meers und jenem Welthandel legen half, wie noch kein Zeitalter ihn sah? War es endlich nicht eben dieser Geist, der die freyen Seestädte Deutschlands beseelte, und sie zu einer Höhe emporhob, die selbst in den Zeiten des drehenden allgemeinen Umsturzes ihnen die allgemeine Achtung der Mächtigen erhielt? Wie man also auch über den Gang denken mag, den der

Handel ohne die Reformation genommen haben würde, so bleibt immer so viel gewiß, daß sie es ist, der er seinen schnellen Wachsthum, der er seine nachmalige Form verdankt.

Mit dem Handel stehen die Colonien in einer so natürlichen Verbindung, in so fern sie seinetwegen angelegt wurden, daß sie kaum einer besondern Erwähnung zu bedürfen scheinen. Ist es erwiesen, daß es ohne die Reformation keinen Holländisch-Ostindischen Handel gab, so gab es auch ohne sie kein Cap und kein Batavia! Allein ich überlasse um so lieber die weitere Ausführung davon dem Geschichtschreiber des Handels, da sie mich leicht zu fremdartigen Untersuchungen führen, und selbst dem Verdacht mich aussetzen könnte, daß ich zu entfernte Folgen der Reformation noch mit in ihren Wirkungskreis zöge. Allein noch auf eine andere Weise, noch in einem andern Welttheil, hat die Reformation zu unmittelbar auf die Entstehung und Entwickelung eines jetzt blühenden und mächtigen Colonial-Staats gewirkt, der dazu bestimmt zu seyn scheint, in den kommenden Jahrhunderten dem Welthandel seine Bahn zu bezeichnen, als daß ich diesen Gegenstand mit Stillschweigen übergehen könnte.

Wer waren jene Flüchtlinge, die an den Küsten einer neuen Welt, die in den Wäldern von Nord-Amerika sich ansiedelten, weil man sie in der alten ihren Gott nicht auf ihre Weise verehren lassen wollte? Waren es nicht, vielleicht vier Fünftheilen nach, die Ausgewanderten, welche die Gährungen, die

die Reformation in England erregte, über den Ocean trieben? Schon unter Elisabeth ward der Grund zu diesen Anpflanzungen gelegt; es ist aber aus der Geschichte allgemein bekannt, daß die stürmische Periode der Stuarts auch die Periode ihres ersten Gedeihens war.

Allein mit ihrer religiösen Freyheit brachten die Colonisten auch schon den Keim zu ihrer politischen Unabhängigkeit hinüber, der, in Amerikas Boden gepflanzt, vielleicht auch selbst ohne jene, hätte gedeihen, und früher oder später Früchte tragen müssen. Es liegt in der Natur von Colonien (und eben dadurch werden sie zugleich so wichtig für die Menschheit), daß in ihnen eine neue Masse von politischen Ideen in Umlauf kommen muß. In dem neuen Lande jenseit des Meers kann nicht alles wieder werden, wie es in dem alten war. Wäre daher auch hier die Verbindung mit dem Mutterlande weniger eng geworden als sie es wirklich ward, die letzte Wirkung würde wahrscheinlich doch dieselbe gewesen seyn. Aber man weiß, wie schwach von jeher jene Abhängigkeit war; man weiß, daß jede jener Provinzen schon in ihrer innern Verfassung eine so vollendete Republik darstellte, daß sie bey ihrer gemeinschaftlichen Losreißung den unschätzbaren Vortheil hatten, ohne weitere innere Revolutionen fast nur blos ihre Centralregierung bilden zu dürfen.

So verbreiteten sich also die politischen Folgen der Reformation auch jenseit des Oceans; so bleibt es eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: ohne die

Reformation kein freyes Nordamerika! Leser, blicke über das Meer auf jene neue Welt, wo jetzt ein verjüngtes Europa aufblüht! Sieh dann zurück auf Luther und Tetzel, — und wage es noch im voraus die Folgen von Revolutionen zu berechnen!

Etwas über die Folgen der Reformation für die Philosophie.

Eine, am Reformationsjubileo gehaltene, Rede.

[Die nachfolgende Rede wurde von dem Verf. bey dem Reformationsjubileum am 2ten Nov. 1817 als damaligen Decan der philosophischen Facultät in lateinischer Sprache gehalten; auf Verlangen aber, von ihm selber übersetzt, in den Reformationsalmanach von 1819 aufgenommen. Zeit und Ort erlaubten keine weitere Ausführung; sie wird daher hier auch nur als Zugabe zu dem obigen Aufsatz mitgetheilt].

Hochzuehrende Zuhörer!

Wenn es vielleicht Einigen befremdend oder unpassend scheinen könnte, daß auch die philosophische Facultät den heutigen Tag, welcher dem Andenken der vor drey Jahrhunderten begonnenen Glaubensverbesserung gewidmet ist, nicht blos feyerlich und festlich für sich ansieht, sondern auch durch einen öffentlichen Akt es bezeugt: so werden sie sich nicht länger wundern, wenn sie die vielen und großen Wohl-

thaten erwägen, die nicht blos die Gottesgelahrtheit, sondern auch alle diejenigen Wissenschaften ihr zu verdanken haben, welche die Ausbildung der Menschheit befördern. Denn was wir bey den großen Umwälzungen der Dinge, die nicht blos unser Zeitalter sah, sondern auch schon frühere Jahrhunderte erfuhren, gewöhnlich wahrnehmen: "daß nämlich ihre Fortschritte und Wirkungen um vieles größer sind, als ihre Urheber sich vorgesetzt hatten, und sich keineswegs in den Gränzen hielten, welche diese ihnen bestimmten", dies bestätigt sich auch offenbar bey der Glaubensverbesserung. Denn wenn es auch bey einzelnen Begebenheiten nicht selten schwierig für den Geschichtsforscher ist, ihre Quellen und Ursachen anzugeben: so ist doch nach dem Verlaufe von drey Jahrhunderten unser Standpunkt jetzt so, daß wir die Folgen, welche jene große Veränderung im Allgemeinen gehabt hat, bereits mit Zuverlässigkeit beurtheilen können. Auch sind sie schon von mehreren berühmten Schriftstellern so dargelegt worden, daß es überflüssig scheinen muß, sie aufs Neue zu entwickeln; weßhalb wir uns auch begnügen werden, nur Einiges von demjenigen zu sagen, was sie für die Weltweisheit gewirkt hat. Allerdings konnte es nicht in dem Plane der Reformatoren liegen, die sich weniger um menschliche als um göttliche Dinge bekümmerten, neue Systeme der Weltweisheit zu gründen. Dennoch aber sahen sie sofort ein, daß dieselbe nicht weniger als die Theologie von den Spitzfindigkeiten der Scholastiker gereinigt werden müsse; unter ihnen aber vor Al-

len der Mann unsterblichen Andenkens, dem wir mit Recht den nächsten Platz nach Luther einräumen: Melanchthon. "Ich verlange — sagt er in seinen Reden *) — eine gesunde Philosophie; nicht jene leeren „Worte, denen keine Sachen entsprechen. Denn nur „Eine Art der Philosophie kann gebilligt werden, die „am wenigsten sophistisch ist, und welche die rechte „Methode befolgt." So Melanchthon! Goldene Worte in Wahrheit, von denen man sagen möchte, sie seyen für unsere Zeiten geschrieben! Wie aber nun einmal die päbstliche Autorität erschüttert und gebrochen; wie das straffe Band gelöst war, das die Weltweisheit an die Lehren der Kirche knüpfte, — wie konnte es anders seyn, als daß auch sie jetzt mit freyern Schritten einher ging? Es wäre zu weitläuftig, und nicht diesem Orte und dieser Gelegenheit entsprechend, dies ausführlich zeigen zu wollen; nur das Einzige sey uns erlaubt, bemerklich zu machen, was ihre Jahrbücher deutlich zeigen: daß nur bey denjenigen Völkern der Weltweisheit ein neues Licht aufgegangen sey, bey welchen die Religion durch die Reformatoren aufgehellt war. Noch herrschen die Häupter der Scholastiker bey den Spaniern und bey andern Völkern, welche den Bemühungen jener gänzlich den Zugang verschlossen; umsonst suchen wir bey ihnen einen Leibnitz, einen Hume, einen Locke oder Kant und ihnen ähnliche Männer, welche die Quellen der reinern Weisheit eröffneten. Sollte dieses nur durch Zufälle geschehen

*) Declamationes T. I. p. 333.

seyn? Werden wir nicht vielmehr annehmen müssen, daß es aus der Natur der Glaubensverbesserung hervor gegangen sey? Wenn aber Jemand es dennoch bezweifeln wollte: so sey es uns erlaubt, den Gewinn mit Wenigem deutlicher zu bezeichnen, welchen die Weltweisheit der Reformation verdankt.

Mit Recht setzen wir hier oben an, daß die Unternehmungen der Reformatoren es bewirkten: daß es erlaubt ward, von Gott und göttlichen Dingen frey zu philosophiren. Zwar geben wir es gerne zu, daß die Fragen über die göttliche Natur und Substanz, wie man sich ausdrückte, von den Scholastikern häufig aufgeworfen, und auf mancherley Weise aufgelöst worden seyn; wer jedoch ihre Schriften liest, wird einräumen müssen, daß sie weit mehr in spitzfindigen und nicht selten ungereimten Fragen ihren Geist geübt, und Lob gesucht haben, als daß sie etwas der Majestät der Gottheit Würdiges aufgestellt hätten. Denn da sie, um dem Vorwurf der Ketzerey zu entgehen, sich innerhalb der von der Kirche vorgeschriebenen Schranken halten mußten — wie ließ es sich anders erwarten, als daß sie in spitzfindige und leere Untersuchungen über die göttlichen Dinge sich verloren? Die Stifter des verbesserten Glaubens dagegen, wenn sie auch mit Recht die heilige Schrift als Grundlage der theologischen Lehre annahmen, verlangten doch keinesweges, daß auch die Philosophie darauf gebauet werden sollte. Für die Forschungen von dieser eröffnete sich also eine weite Bahn. So aber konnte die Wissenschaft gegründet, und durch

den Geist großer Männer ausgebildet werden, der wir mit Recht den ersten Platz unter den philosophischen Wissenschaften einräumen — die natürliche Theologie, welche, von dem Begriffe eines höchsten Wesens ausgehend, es zu beweisen unternimmt: daß ein Gott sey, daß er außerhalb der Welt, und daß er die Ursache der Welt sey. Wie vortrefflich bereits Melanchthon darüber gesprochen habe, wird denen deutlich werden, welche seine Physik einsehen, in welcher man die Beweise, daß ein Gott sey und die Welt regiere, welche die Weltweisen der folgenden Zeiten weiter aufgeklärt haben, schon in einer hellen und deutlichen Ordnung aus einander gesetzt finden wird. Mochten auch unter diesen in den spätern Zeiten Einzelne seyn, welche die Freyheit, die durch die Helden der Reformation ihnen verschafft war, nicht blos gebrauchten, sondern auch mißbrauchten, so daß sie in die Strudel des Atheismus entweder wirklich versanken, oder doch nahe daran waren, so ist's doch auch anerkannt, daß der Mißbrauch den Nutzen nicht aufhebt. Daß aber diejenigen Männer, denen nicht nur ihr eigenes Zeitalter, sondern auch die folgenden, die ersten Plätze unter den Weltweisen anwiesen, über die Gottheit nicht anders als in frommem und bescheidenem Sinne philosophirt haben, lehren ihre Schriften.

Eine Begleiterin oder doch Nachfolgerin dieser bessern Art, über Gott und göttliche Dinge zu denken und zu sprechen, war auch, was wir zweytens behaupten, eine bessere Philosophie über die menschlichen Angelegenheiten. Daß in der Schule der So-

phisten jener Zeit, in welchen nur die Dialektik herrschte, keine praktische Philosophie Platz finden konnte, brachte die Natur der Dinge selber mit sich. Denn diese praktische Philosophie gründet sich auf Untersuchungen über die menschliche Natur; es muß erklärt werden, welches ihre Anlagen, welches ihre Kräfte seyen; es muß erforscht werden: was für sie paßt, was ihr zuwider ist? was also zu begehren, was zu fliehen sey? Es muß aufgespürt werden: welche Keime der Tugend und des Lasters sie in sich trägt? welches die Natur der Leidenschaften, welches die Mittel sie zu beherrschen seyen? Worin endlich die wahre Glückseligkeit, und der Zweck des Lebens zu setzen sey, und auf welchen Wegen man dazu gelange? Hatten nun gleich die Fürsten der griechischen Weltweisen über alle diese Gegenstände vortrefflich gesprochen; waren sie auch von Aristoteles, dessen Nahmen die Scholastiker stets im Munde führten, schon behandelt: so kümmerten diese sich doch wenig darum, indem sie nur in ihren Streitfragen ihren Ruhm suchten. Gewiß also ist es, daß erst nach dem aufgegangenen Lichte der Reformation auch eine praktische Philosophie, die dieses Nahmens würdig war, entstehen konnte; besonders aber der Theil derselben, den man mit Recht als den wichtigsten ansieht: die Sittenlehre. Denn auch hier brach Melanchthon die Bahn durch seine Elemente der Ethik, welche zuerst im Jahre 1550 zu Wittenberg erschienen; in welchen Er, der sonst sehr an Aristoteles hängt, sich dennoch von diesem entfernt; und nachdem er die Lehre des Epikur's und der Stoiker wi-

verlegt hat, die Tugend darin setzt, daß der Wille diejenige Richtschnur befolge, welche im Handeln stets den göttlichen Gesetzen angemessen sey. Wer weiß aber nicht, daß kaum irgend ein anderer Theil der Weltweisheit unter den gebildeten Völkern, den Deutschen, den Franken, den Britten, mit größerm Fleiße und Erfolge bearbeitet worden; wessen wir uns allerdings mit Recht rühmen können, da kein anderer passender für die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse ist. Zeit und Ort verstatten hier nicht, die unsterblichen Werke der Schriftsteller, vor allen unter den Britten, herzuzählen, die davon gehandelt haben; von denen man sagen kann, was die Griechen von Sokrates sagten, daß durch ihn die Philosophie vom Himmel auf die Erde herab gerufen sey.

Mit Recht also eignet sich die Glaubensverbesserung den Ruhm zu, daß sie die Weltweisheit auf die Veredlung der Sitten angewandt, und überhaupt auf den Gebrauch des Lebens zurückgeführt habe. Sie blieb nicht blos beschäftigt mit der Auflösung von Problemen, die vielleicht Scharfsinn erforderten, aber die, um Melanchthon's Worte zu gebrauchen, keinen Sachen entsprechen. Aber sie hielt sich auch nicht innerhalb der Gränzen des Privatlebens, sondern da sie ein Mal aus dem Dunkel der Schule in das öffentliche Licht hervor getreten war: so unternahm sie auch, was wir zuletzt erwähnen, die Verbesserung des öffentlichen Lebens. Denn bey den Britten, denen bald Andere folgten, wurden zuerst die wichtigsten Fragen erörtert: über die Form der Staaten,

über ihre Verwaltung und Regierung; woraus wir eine veränderte und verbesserte Ordnung der Dinge haben hervor gehen sehen, nicht blos in Europa, wie in Großbritannien und den Niederlanden und anderwärts, sondern selbst jenseits des Oceans in Amerika; wo die Keime neuer Staaten gelegt, jetzt bereits auf das herrlichste aufblühen. Aber dies zu erzählen, bleibt der Geschichte überlassen; denn hinreichend scheint mir bereits dasjenige erwiesen zu seyn, wovon meine Rede ausging, und worauf sie zurückkehrt: daß auch denen, welche den Fahnen der Weltweisheit folgen, der Tag, den wir feyern, ein Festtag seyn müsse; ein Festtag, der uns das bereitet hat, ohne welches keine Weltweisheit und kein wahrer Genuß des Lebens Statt findet: "daß es frey steht zu denken, was man will, und zu sagen, was man denkt."

II.

Versuch

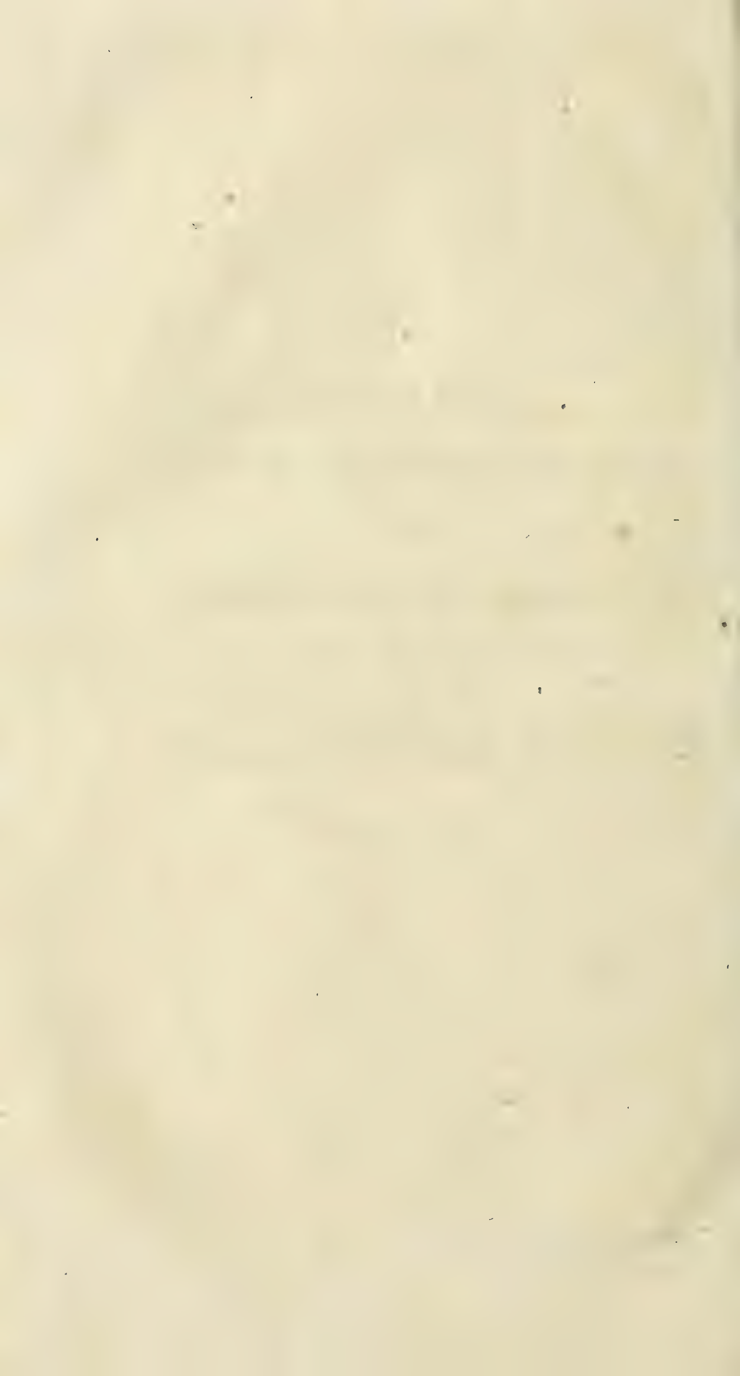
einer historischen Entwickelung

der

Entstehung und des Wachsthums

des

Brittischen Continental-Interesse.



Das Europäische Staatensystem erhält mehrere wichtige, und gewiß höchst wohlthätige Modificationen dadurch, daß ein Hauptglied desselben durch einen Inselstaat gebildet wird, der durch seinen Umfang und die Benutzung der innern Hülfsmittel seinen Rang unter den ersten Mächten desselben behauptet. Wie groß auch immer die Aehnlichkeit der Cultur, der Religion, der Sprachen der Völker des gebildeten Europas seyn mag, so ergeben sich doch aus der insularischen Lage eines solchen Staats von selbst gewisse Eigenheiten, die nicht weggewischt werden können. Indem die Natur ein solches Land durch feste Gränzen von den übrigen absondert, ist es eine fast unausbleibliche Folge, daß bey den Bewohnern desselben ein Gefühl von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sich bildet, das nicht blos für sie, sondern als Beyspiel auch für andere Völker, höchst wohlthätig werden kann; und, wie die neuere Geschichte von Europa lehrt, in diesem Welttheil es in einem hohen Grade geworden ist. Das Daseyn einer solchen Macht giebt dem Staatensystem, wozu sie gehört, ferner dadurch eine größere Festigkeit, daß nicht leicht eine politische Revolution ent-

stehen kann, die auf einmal das Ganze zertrümmerte, indem ein solcher Staat schon durch seine Lage entweder völlig davon ausgenommen bleibt, oder doch sich leichter davon befreyt erhalten kann. Allein vorzüglich wichtig für das ganze System wird ein Staat dieser Art dadurch, weil er fast nothwendig, wenn er sich behaupten will, zu einer Seemacht werden muß, und eben deshalb es verhindert, daß die Landmacht das Uebergewicht nicht allein entscheiden kann. In einem Staatensystem, zumal wenn zwischen den Gliedern desselben ein sehr auffallender Unterschied der Macht herrscht, wird durch alle Combinationen der Politik doch der Principat eines Einzigen zuletzt fast unvermeidlich, wenn die bloße Landmacht die Entscheidung giebt. Auch das, noch so sorgfältig berechnete, System des Gleichgewichts kann nur immer eine sehr unsichere Bürgschaft dafür leisten, daß nicht irgend ein günstiger Augenblick erscheinen sollte, wo das durch seine Hülfsmittel, oder die Talente seiner Anführer, oder durch beydes mächtigste Volk, jenen Principat an sich reißt, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge früher oder später in Druck und Tyranney ausartet, wenn er auch gleich anfangs diesen Character nicht annehmen sollte. Die Entstehung von einer Seemacht, oder von Seemächten, wird daher schon an und für sich, indem sie es bewirkt, daß in der Wagschale der Politik nicht blos ein einziges Gewicht den Ausschlag geben kann, für die Erhaltung des Ganzen höchst wohlthätig; um so mehr, da es zugleich in ihrer Natur liegt, daß sie selber

der Unabhängigkeit anderer Staaten nicht so leicht gefährlich werden können. Für den denkenden Beobachter der Geschichte müssen aber Seemächte besonders dadurch interessant werden, weil sie nur die Folge einer höhern Cultur sind und seyn können. Auch Barbaren rüsten zwar Schiffe aus, um zu rauben, oder, wenn sie mächtig genug dazu sind, ihre Heere in ein fremdes Land zu führen, und zu erobern; allein eine Seemacht, in dem wahren Sinn des Worts, geht nur aus der Theilnahme an dem großen Welthandel hervor; und ihre eigentliche Bestimmung ist, ihre Schifffahrt und ihre Colonien in entfernten Meeren zu schützen. Sie setzt also beydes schon als bestehend voraus, und da beyde wiederum nicht ohne einen hohen Grad von politischer Cultur statt finden können, so kann eine Seemacht auch nur eine Tochter von dieser seyn. Die Geschichte des neuern Europas giebt davon einen Beweis, der über allen Zweifel erhaben ist. So klar und bestimmt, wie irgend etwas, geht aus ihr das Resultat hervor, daß die politische Cultur in gleichem Maaße stieg, und die ehrsüchtigen Träume von einer Universalmonarchie in gleichem Grade verschwanden, als sich Seemächte in Europa bildeten, und ihr Gewicht mit in die politische Wagschale warfen.

Das Interesse einer Seemacht als solche muß daher schon an und für sich nothwendig manches Eigene haben; allein noch weit mehr, wenn sie, wie England, eine Inselmacht ist. Es würde zwar höchst einseitig seyn, auf dieses Eigenthümliche der geogra-

phischen Lage ein allgemeines System der Politik bauen zu wollen, dessen Vorschriften ein solcher Staat durchaus zu befolgen hätte. Denn sobald derselbe in mannigfaltigen Verhältnissen mit andern Staaten steht, sobald ihre Schicksale ihm nicht gleichgültig seyn können, überhaupt sobald er das Mitglied eines Systems von Staaten ist, so wird er, bey dem öftern Wechsel jener Verhältnisse, auch darnach seine politischen Maximen verändern müssen. Dem ungeachtet aber werden doch die Verhältnisse eines Inselstaats zu denen des festen Landes sich unter gewisse allgemeine Classen bringen lassen, die sich auf eben so viele verschiedene Arten des Interesse beziehen; und diese Bestimmung scheint hier um so viel wichtiger zu seyn, da gerade jede dieser Classen bey einer historischen Entwickelung des Brittischen Continental-Interesse in gewissen Perioden in Betrachtung kommt.

Es lassen sich vier solcher Arten des Interesse unterscheiden, durch welches auch ein solcher, geographisch isolirter, Inselstaat dennoch, als mit eben so vielen politischen Banden, mit dem festen Lande zusammenhängen kann. Erstens: das Interesse der Selbstständigkeit, der Unabhängigkeit und Sicherheit; zweytens: das Interesse des Handels und Verkehrs; drittens: das Interesse der Vergrößerung durch Eroberungen auf dem festen Lade; viertens: das persönliche und Familieninteresse der Regenten.

Ueber die beyden zuletzt erwähnten Gattungen habe ich hier nichts im Allgemeinen zu sagen; da sie nicht nur durch sich selbst verständlich sind, sondern

auch das eine bey England ganz wegfällt; und bey dem Andern Niemand zweifelt, daß die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des Familieninteresse mit dem Nationalinteresse der alleinige Maaßstab ist, nach dem der Werth oder Unwerth desselben gemessen werden muß. Allein die beyden ersten Arten erfordern nicht nur für sich noch eine genauere Bestimmung; sondern auch des wechselseitigen Verhältnisses, in dem sie gegen einander stehen.

Es giebt keine einseitigere Ansicht, als wenn man, wie häufig geschieht, einer Inselmacht deßhalb die thätige Theilnahme an den politischen Händeln anderer Staaten absprechen will, weil sie, durch ihre Lage unterstützt, von einer Marine hinreichend gesichert sey. Sie ist dadurch allerdings mehr gesichert; aber nicht völlig gesichert. Auch mit zahlreichen Flotten lassen ausgedehnte Küsten sich nicht immer decken; und wenn vollends diese Macht viele und große entfernte Besitzungen zu beschützen hat, an deren Erhaltung gewissermaßen ihre Existenz, oder wenigstens ihre Wohlhabenheit geknüpft ist, muß diese Schwierigkeit noch viel größer werden. Es ist freylich wahr, daß eine Inselmacht von dem Wachsthum einer bloßen Landmacht für ihre Selbstständigkeit nicht viel zu fürchten haben kann; allein die Gefahr wird dagegen doppelt groß, sobald diese Landmacht zugleich Seemacht ist, und als solche mit ihr wetteifert. In diesem Verhältniß stand Frankreich und England. Die nahe Nachbarschaft, die Verflechtung ihrer auswärtigen Besitzungen, der seit Jahrhunderten genährte Nationalhaß, mußte hier eine

Rivalität erzeugen, wie sie anderwärts nicht statt findet, und nicht statt finden konnte.

Allein wenn eine solche Inselmacht zugleich ein Handelsstaat ist, so verbindet sich mit dem politischen Interesse auch ein Handelsinteresse, welches die Vernachlässigung der Verhältnisse auf dem festen Lande nicht erlaubt. Dieses Handelsinteresse kann kein anderes seyn, als sich den Markt für den Absatz seiner Waaren offen zu halten, und sich denselben möglichst zu erweitern. Eine natürliche Folge davon ist, eine festere Verbindung mit denjenigen Völkern, bey denen dieser Absatz sich findet, oder die ihn befördern. Das eigene Interesse verbietet es, bey ihren Schicksalen gleichgültig zu bleiben; und so entsteht von selber eine Verflechtung des politischen und Handels-Interesse. So gewiß aber auch dieses ist, so ist es doch unleugbar, daß man diese Verbindung in der neuern Politik oft für enger angesehen hat, als sie wirklich ist. Es ist eine durch die Erfahrung hinreichend bestätigte Wahrheit, daß der Gang des Handels zunächst durch das Bedürfniß der Käufer, und den Vortheil der Verkäufer bestimmt wird. Die Verhältnisse der Regierungen können ihn erschweren und erleichtern, allein so wenig schaffen als vernichten. In Ländern, wo die Communication, wie in denen von Europa, so mannigfaltig und so leicht ist, findet, selbst in dem heftigsten Kriege, selbst bey den strengsten Verboten, der Handel doch seine Wege. Wo Bedürfniß und Gewinnsucht sich entgegen kommen, überwältigen oder umgehen sie leicht die Hinder-

nisse, welche die Regierungen ihnen entgegen stellen. Die Erfahrungen der neuesten Zeit haben unsere Begriffe über die Verbindung des politischen und mercantilischen Interesse sehr berichtigt; sie lehren, daß beyde zwar nicht gänzlich von einander getrennt; aber doch auch weniger eng verbunden sind, als man sonst zu denken schien, wo man durch Handelstractate und Handelsverbote glaubte dem Handel seinen Gang unbedingt vorschreiben zu können.

Unabhängig von diesen Ursachen giebt es aber noch einen andern Grund, der es einer großen Inselmacht, die ein Hauptglied eines politischen Systems ausmacht, verbietet, bey den Händeln der Staaten des festen Landes gleichgültig zu bleiben; einen Grund, der in den Augen des practischen Politikers gewiß nichts weniger als unerheblich ist: die Behauptung ihres Ansehens und ihrer Würde als Mitglied jenes Systems. In einem solchen System, wie das des neuern Europas, wo stets so große Thätigkeit herrscht, wo stets so viele Kräfte in Bewegung sind, ist für einen Staat, dem seine Macht einen der ersten Plätze anweiset, das Zurückziehen von den gemeinschaftlichen Angelegenheiten, sollten sie ihn auch nur mittelbar angehen, der unvermeidliche Anfang des Sinkens. In eben dem Maaße, wie ein solcher Staat seine Sphäre beschränkt, wird unausbleiblich die seines Nebenbuhlers erweitert; er verliert so wie dieser gewinnt; und wie wünschenswerth auch immer die Erhaltung des Friedens seyn mag, so gilt doch auch hier der Spruch: daß Kraft nur durch Kampf

wächst, und ein durch eine solche Politik erkaufter langer Frieden oft ein sehr gefährliches Glück ist. Die Geschichte von Europa hat in mehr wie Einem Staat, vor Allen aber in der Republik der vereinigten Niederlande hier ein Beyspiel aufgestellt, das in dieser Rücksicht sehr lehrreich ist. Seine thätige Theilnahme an den Staatshändeln Europas hat diesem Staat viel gekostet, und ihn selbst an den Rand des Verderbens geführt. Seit dem Utrechter Frieden ergriff er die entgegengesetzte Politik, und behauptete sie mit aller ihm möglichen Festigkeit. Allein der Utrechter Frieden war auch der Punct, wo sein Sinken begann; und die innern Ursachen seines Verfalls wirkten von nun an desto sicherer, je ungestörter sie sich entwickeln konnten. Eine unumschränkte Monarchie, in der das Meiste von dem Geist ihres Regenten abhängt, kann weit eher eine lange friedliche Periode ausdauern, ohne nothwendig zu sinken (wiewohl gewisse Symptome davon doch auch hier unvermeidlich zu seyn pflegen); in einem republicanisch geformten Staat, sey er zugleich monarchisch oder nicht, treten ganz andere Ursachen ein, welche ihm unter solchen Umständen fast nothwendig verderblich werden müssen. Die Perioden des Friedens sind hier gewöhnlich die Perioden der Factionen, die, wenn sie auch nicht gerade Bürgerkriege herbeyführen, doch darum nicht weniger an dem Herzen des Staats nagen. Die thätige Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ist dagegen der Ableiter der innern Gährungen; sie gewährt ein gemeinschaftliches Interesse; da

die Meinungen immer getheilt zu seyn pflegen, sobald sich die Politik nur um die innern Verhältnisse dreht.

Man wird dieß hoffentlich nicht so verstehen, als sollte es eine Apologie der leichtsinnigen Theilnahme an allen auswärtigen Händeln und Kriegen seyn. Zwischen einer solchen leichtsinnigen Theilnahme und jener indolenten Apathie liegt eine Linie in der Mitte, die durch das Interesse und die Kräfte einer solchen Macht bestimmt wird; und nur von der Beobachtung von dieser ist die Rede. Um sie nicht zu überschreiten, muß der Staatsmann nicht blos klare und feste Begriffe über die wahren Vortheile, sondern auch über den Umfang des Wirkungskreises des Staats haben, dessen Ruder er führt; und das letzte scheint nicht weniger schwer zu seyn, als das erste; denn die Blendwerke des Stolzes und des Eigendünkels sind nicht weniger gefährlich, als die der Herrschsucht und des Eigennutzes.

Diese Ideen werden als Einleitung zu der folgenden Untersuchung dienen können, die eine historische Entwickelung des Brittischen Continental-Interesse in den letzten drey Jahrhunderten zu ihrem Zweck hat. Die Aufgabe, welche zu lösen ich mir vornehme, wird also seyn, in chronologischer Ordnung die Fäden anzugeben, durch welche das politische und Handelsinteresse von England an das des Continents gebunden ward; wie sie geknüpft und wieder aufgelöst wurden. Bloße, schnell vorübergehende Verhältnisse, wie sie zuweilen während dem Laufe der großen

Kriege entstanden, kamen dabey nicht in Betrachtung; nur das, was dauerte, wird unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Uebersicht der Geschichte des Brittischen Continental-Interesse kann aber nur dadurch deutlich werden, daß man dasselbe nach den verschiedenen Zeiträumen betrachtet, in denen es einem so großen Wechsel unterworfen war. Man muß deren folgende annehmen. 1. Der Zeitraum von Heinrich VII. bis auf Elisabeth. 2. Der Zeitraum der Elisabeth. 3. Der Zeitraum der Stuart's bis auf Wilhelm III. 4. Der Zeitraum von Wilhelm III. und Anna. 5. Der Zeitraum des Hauses Hannover bis auf den Anfang der Französischen Staatsumwälzung. 6. Den Zeitraum von dieser bis zu der Wiederherstellung des durch sie gestürzten Europäischen Staatensystems.

Erster Zeitraum.

Von Heinrich VII. bis auf Elisabeth. 1484—1558.

Bereits in der Periode des Mittelalters hatte England an den Begebenheiten des festen Landes einen sehr lebhaften Antheil genommen, durch seine Landkriege in Frankreich, und durch sein Bestreben, dieses Reich zu erobern. Die, in so vielfacher Rücksicht unglückliche, Vermählung der Tochter Philipp's des Schönen, der Isabella mit Eduard II., hatte dazu den Grund gelegt, indem der Sohn aus dieser Ehe Eduard III. seine Ansprüche auf Frankreich gegen das Haus Valois auf diese seine mütterliche Abkunft grün-

dete. Eine Reihe von Kriegen, die eine lange Zeit hindurch eben so glücklich für England geführt wurden, als sie um die Mitte des 15ten Jahrhunderts unglücklich für dasselbe endigten, war die Folge davon.

Das damalige politische Continental-Interesse Englands war also ein bloßes Eroberungs-Interesse. In jenen Zeiten einer noch nicht verfeinerten Politik, wo blinde Vergrößerungssucht ihre einzige Spannfeder war, konnten solche Entwürfe möglich seyn; wiewohl doch auch damals der Augenschein deutlich genug zeigte, daß eine dauernde Unterjochung Frankreichs unter England ein Traumbild sey. Seit dem Jahre 1450 waren die Engländer aus Frankreich vertrieben: allein der bloße Titel eines Königs von Frankreich war doch nicht das einzige, was England noch übrig blieb. Politische Ideen, die so tiefe Wurzel gefaßt haben, als jene, sind so leicht nicht auszurotten; und der Erfolg zeigte, daß sie fast diesen ganzen Zeitraum hindurch noch in England lebten, indem man jede Gelegenheit, die einige Wahrscheinlichkeit, sie auszuführen, darzubieten schien, begierig ergriff. Da Bretagne damals noch seine eigenen Herzöge hatte, die fast in beständigen Händeln mit den Königen von Frankreich begriffen waren, so fand England an ihnen in Frankreich selbst noch Verbündete; und hätten diese Händel durch das Aussterben des Mannsstamms (1488) und die darauf folgende Vermählung der Erbin Anna mit König Karl VIII. nicht aufgehört, so hätten sie wahrscheinlich noch sehr bleibende Folgen gehabt. Es kam noch dazu, daß, da Calais sich

noch in den Händen der Engländer befand, man dadurch immer gleichsam im Besitz des Thors von Frankreich zu seyn glaubte, durch das man, so oft man wolle, in das Innere eindringen könne.

Allein noch unter der Regierung von Heinrich VII. ward England zugleich durch Familienverbindungen, die in Heyrathen ihren Grund hatten, in das Interesse des festen Landes verflochten. Der Sohn von Heinrich VII., Arthur, heyrathete die Tochter von Ferdinand Catholicus, Catharina; und als er schon als Jüngling starb, ward sie die Gemahlin seines Bruders, Heinrich's, nachmaligen Königs Heinrich's VIII.

Unter der Regierung von Heinrich VII. konnten diese Verhältnisse keine große Folgen haben, da er absichtlich die Theilnahme an den auswärtigen Händeln möglichst vermied, um seinen Thron desto mehr sichern zu können. Nur einmal ging er Maximilian I. zu Gefallen, als König Karl VIII. diesem seine verlobte Braut, die Prinzessin Anna, die Erbin von Bretagne, entriß, und dadurch den Grund zu dieser so wichtigen Acquisition legte, mit einer Armee nach Calais hinüber; allein, ungeachtet das Englische Interesse hier wesentlich gefährdet war, so war es doch mehr eine Finanz- als eine Kriegsexpedition. Für 600000 Kronen erkaufte sich Karl VIII. den Tractat von Estaples (1492); Heinrich VII. ging schon nach wenigen Wochen wieder nach England zurück; und die Verbindung zwischen England und Bretagne blieb auf immer aufgelöset.

Allein unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Heinrich VIII. (1509-1547) zeigten sich die Folgen davon desto auffallender. Um die Zeit, als er den Thron bestieg, war durch die Ligue zu Cambrai Italien der Mittelpunct der Europäischen Politik geworden. England konnte seiner Lage und seinen übrigen Verhältnissen nach von der Theilnahme an den Händeln Italiens damals durchaus keinen Vortheil erwarten. Vielmehr mußte, indem Frankreich hier seine Kräfte fruchtlos verschwendete, um Eroberungen zu machen, die Neutralität ihm von selber ein Uebergewicht über diesen seinen Nachbarn geben. Allein die Familienverbindung, in der Heinrich mit Spanien stand, wurde jetzt von seinem Schwiegervater Ferdinand Catholicus genutzt, ihn in diese Händel zu verwickeln. Als die Ligue von Cambrai zerfiel, und aus ihr die heilige Ligue gegen Frankreich sich bildete, trat Ferdinand dieser bey, um sich bey dieser Gelegenheit des Reichs von Navarra zu bemächtigen. Er berechnete sehr gut die Vortheile, welche die Theilnahme von Heinrich, dem er mit der Hoffnung schmeichelte, die alten Ansprüche auf Guienne ausführen zu können, für ihn wahrscheinlich haben müsse. Er erreichte seine Zwecke; Heinrich VIII. brach mit Frankreich (1512); und als er gebrochen hatte, ließen ihn sein Schwiegervater und seine andern Verbündeten im Stich, und nach einem vergeblichen Einfall in die Picardie endigte er diesen Krieg, der die hinterlassenen Schätze seines Vaters erschöpft hatte, durch einen Frieden (1514), den die Ver-

mählung seiner Schwester mit Ludwig XII. befestigen sollte.

Ein so mißverstandenes Interesse wie dieses, das nur durch die überlegene Schlauheit eines falschen Freundes aufgeregt war, konnte nicht anders als nur vorübergehend seyn. Aber die Zeitumstände änderten sich bald; und als Ludwig XII. und Ferdinand (1516) kurz nach einander von dem Schauplatz abtraten, um Franz I. und Karl V. Platz zu machen, bildeten sich neue Verhältnisse, welche für die Continental=Politik von England wichtiger wurden, oder wenigstens wichtiger zu werden schienen. Die nun entstandene Rivalität zwischen Frankreich und dem Oesterreichisch=Spanischen Hause legte zuerst den festen Grund zu dem System des Gleichgewichts in Europa; und vier blutige Kriege zwischen Karl und Franz waren die Folgen davon. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß in England die Idee auflebte, den Ausschlag in diesen Kriegen geben zu können; was konnte dem ohnehin so eiteln Heinrich VIII. mehr schmeicheln, als sich als den Schiedsrichter von Europa zu betrachten? In der That schien er auch dazu viele Mittel in Händen zu haben. Er konnte, war er auf Karl's Seite, Frankreich wehe thun, da der Besitz von Calais ihm eine Landung an den Französischen Küsten erleichterte; und, war er auf der Seite von Franz, so konnte er auf eben diesem Wege leicht einen Einfall in die Niederländischen Provinzen, die Besitzungen von Karl V. machen. Kein Wunder also, daß er jene Rolle

wirk=

wirklich übernahm; allein er spielte sie so ungeschickt, daß er gar nichts ausrichtete; und man braucht nur einen Blick in die Geschichte zu werfen, um die Ursachen davon zu entdecken.

Als Franz I. zum erstenmal im Jahr 1521 mit Karl V. brach, und beyde Monarchen um Heinrich's Freundschaft buhlten, war es anfangs unentschieden, auf wessen Seite er treten würde, bis es Karl gelang, den Cardinal Wolsey durch Versprechungen und Schmeicheleyen zu gewinnen. Durch ihn war auch der König gewonnen. Allein ungeachtet er Truppen nach Frankreich hinüber sandte, blieb doch der Krieg in der Picardie ein Nebenkrieg, der nichts entschied. Das traurige Schicksal von Franz I. bey Pavia (1525) brachte ihn zur Besinnung. Er fürchtete jetzt, sein Verbündeter möchte zu mächtig werden; er verließ dessen Parthey; und trat nach dem Vertrage von Madrit, durch welchen Franz seine Freyheit unter Bedingungen erkaufte, die er nicht zu halten dachte (1527), selbst auf die Seite seines bisherigen Feindes über. Allein wie der zweyte Krieg ausbrach (1527-1529), lähmte sich Heinrich VIII. selber die Hand; indem er aus Handelsursachen dem Kayser die Neutralität seiner Niederlande zugestand; dem einzigen Punct, wo er ihm schaden konnte. Die Folge war also, daß er für seinen Verbündeten Nichts that. Als während dieses Kriegs seine Religions- und Ehehändel entstanden, schien er darüber seine große Rolle gänzlich zu vergessen, und nahm an dem dritten Kriege jener beyden Fürsten, der durch den zehnjäh-

rigen Waffenstillstand zu Nizza endigte (1538), gar keinen Antheil. Dagegen verband er sich desto enger mit dem Kayser, als dieser 1541 seinen vierten Krieg mit Franz anfing; nicht weil er damals von der Uebermacht von Frankreich etwas zu fürchten hatte; sondern weil er seinen Launen Genüge thun wollte. Der Vertrag, den er mit Karl V. schloß, ist ein treffendes Bild der damaligen Politik; die Bedingungen zeigen, daß man sie nicht halten wollte, weil sie unmöglich erfüllt werden konnten; Heinrich VIII. verlangte nichts geringers als die Französische Krone; und um ganz Frankreich zu erobern, ging er, während Karl in Champagne einfiel, mit einer geringen Macht nach Calais über. Allein die beyden Verbündeten zerfielen unter einander; Karl V. schloß seinen Frieden für sich zu Crespy (1544); und überließ es seinem Bundesgenossen, sich aus der Verlegenheit zu ziehen; und dieser gab sich zufrieden, als ihm die Bezahlung eines Jahr-Geldes versprochen wurde, das man von der andern Seite auch nicht zu bezahlen willens war, ungeachtet man ihm als Unterpfand das von ihm eingenommene Boulogne auf 8 Jahre ließ *).

Aus diesem Allem ergiebt sich das deutliche Resultat, daß die angebliche Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beyden Hauptmächten des festen Landes in diesen Zeiten nichts weiter als ein bloßer

*) Es wurde unter seinem Sohne für eine viel geringere Summe, als versprochen war, von Frankreich wieder eingelöst.

Nahme war. Ein Fürst, der stets ein Sclave seiner Launen, und das Spiel derer blieb, die zunächst um ihn waren, konnte keiner festen Politik fähig seyn; und eben so wenig war es sein Minister, der Cardinal Wolsey, der sich nicht weniger als sein Herr von seinen Leidenschaften leiten ließ. Man hätte erwarten dürfen, daß das neue, unter der Regierung von Heinrich VIII. durch die Reformation aufgeregte, Interesse ein Band zwischen England und dem festen Lande hätte werden können; allein die Verfahrungsart von Heinrich VIII., so sehr er sich auch in diese Streitigkeiten mischte, mußte dieß unmöglich machen. Indem er, durch seinen Supremat, sich in England nur an die Stelle des Pabstes setzte, ohne die protestantische Lehre zuzulassen, deren Anhänger er verfolgte, war es unmöglich, daß er mit den protestantischen Fürsten in Deutschland sich vereinigen konnte; und die Versuche, die er dazu machte, waren deßhalb vergeblich.

Unter der Regierung seines Sohns und Nachfolgers Eduard VI. ward der politische Zusammenhang mit dem festen Lande nicht verstärkt; vielmehr giebt sie den Beweis, daß die Bande, womit es unter Heinrich VIII. mit demselben zusammenhing, in keinem Nationalinteresse, sondern nur in den Einfällen dieses Königs bestanden hatten. Obgleich diese Regierung die Reformation in England einführte, so nahm sie doch an der großen Crisis, durch welche der Zustand der Protestanten in Deutschland damals bestimmt ward, keinen Antheil; ungeachtet die Verbindung zwi-

schen Heinrich II. von Frankreich und Moritz gegen Karl V. dazu so leicht die Veranlassung hätte geben können. Allein als Eduard VI. so frühzeitig starb, und seine Schwester Maria ihm folgte, ward England durch eine Heyrath wieder in eine Verbindung mit dem festen Lande gesetzt, welche höchst gefährlich für dasselbe hätte werden können; indem Maria sich mit Philipp II. von Spanien vermählte (1554). Zwar wurden durch das Parlament alle mögliche Maaßregeln für die Zukunft genommen; aber wäre diese Ehe fruchtbar gewesen, so möchte Philipp's unermüdete Thätigkeit leicht über diese Hindernisse gesiegt haben. Aber auch da sie dieß nicht wurde, blieb sie dennoch für England nicht ohne politische Folgen. Als Philipp II. bereits kurz nach dem Antritt seiner Regierung sich zum Kriege mit Frankreich genöthigt sah (1557), wußte er durch den persönlichen Einfluß, den er auf seine Gemahlin hatte, sie in den Krieg mit hereinzuziehen. Die Folge davon war der Verlust von Calais, dem einzigen Ueberrest der alten Eroberungen Englands in Frankreich auf dem festen Lande (die Inseln Guernsey und Jersey sind in ihren Händen geblieben); dessen sich die Franzosen 1558 bemächtigten. Ein Verlust, der, wie lebhaft man ihn damals auch in England empfand, doch gewiß ein wahrer Gewinn für dasselbe war. Er trug am meisten dazu bey, das alte Traumbild von großen Eroberungen in Frankreich gänzlich verschwinden zu machen; das wenigstens bisher so oft als Vorwand zu Unternehmungen gegen dieß Land gebraucht worden war, wenn man sich auch

von der Unmöglichkeit ihrer Ausführung schon lange hatte überzeugen müssen.

Uebersieht man das bisher Gesagte, so ist es klar, daß, ungeachtet sich England in diesem Zeitraum öfters in die Angelegenheiten des festen Landes mischte, doch dieß Brittische Continental-Interesse noch gar kein National-Interesse war, sondern nur in den Familienverbindungen des regierenden Hauses, und in den alten Ansprüchen der Englischen Könige auf Frankreich, das hieß, in einer Idee, die sich bereits selber überlebt hatte, seinen Grund hatte. Für seine Selbstständigkeit hatte England damals von Frankreich so wenig als von Spanien zu befürchten, da Italien das Ziel der Politik dieser Mächte war; und wenn man glauben konnte, in der Folge etwas von ihnen zu fürchten zu haben; — was konnte natürlicher seyn, als durch ihre wechselseitigen Kämpfe unter einander sich beyde aufreiben zu lassen? Es frägt sich also nur noch, in wie fern England durch seine Handelsverbindungen in diesem Zeitraum in das Interesse des festen Landes verflochten seyn konnte?

Damals noch gänzlich ohne Colonien, welche die Producte entfernter Welttheile, um sie wieder auf andere Märkte zu verführen, England hätten darbieten können; und nur mit einer sehr beschränkten eigenen Industrie, die erhebliche Gegenstände für den Handel mit fremden Völkern geliefert hätte, sieht man leicht, daß an ein Handelsinteresse, das auch nur entfernt mit dem der folgenden Zeitalter verglichen werden könnte, gar nicht zu denken war. Die große Han-

delsrevolution, zu der durch die Entdeckung von Amerika und Ostindien im Anfang dieses Zeitraums der Grund gelegt wurde, — die einzige, die allgemein in der Geschichte des Welthandels Epoche macht, — blieb zwar nicht ganz ohne Einfluß auf England; denn auch von dort segelte bereits 1497 Johann Cabot als Entdecker nach den Küsten von N. Amerika, und hatte Andere zu Nachfolgern; allein diese Entdeckungen geschahen, wenn gleich mit Bewilligung, doch ohne Unterstützung der Regierung, und blieben diesen Zeitraum hindurch noch so gut wie ungenutzt.

Indeß erzeugte England ein einheimisches Product, dessen Ausfuhr theils roh, theils auch schon verarbeitet, von solcher Wichtigkeit war, daß sie auf seine Continentalpolitik nicht ohne Einfluß blieb, nämlich die Wolle. Bereits seit dem zwölften Jahrhundert war die Schafzucht, die nachmals unter Eduard IV. durch Spanische Widder noch veredelt ward, fast die Hauptbeschäftigung des Englischen Landmanns gewesen; und nachdem man die Wolle lange nur unverarbeitet ausgeführt hatte, war man nachmals dahin gekommen, selber Tuchmanufacturen zu errichten. Der erste und nächste Markt des Englischen Wollhandels waren aber die Niederländischen Provinzen, deren Manufacturen eben durch diesen Handel aufblühten; und so entstand hier eine Verbindung, die nicht blos in den Launen eines Königs oder Ministers, sondern in dem Interesse der Nation gegründet war. Bereits in diesem Zeitraum hatte sie die po=

litische Folge, daß als Heinrich VIII. sich 1527 gegen Karl V. erklärte, ein Aufstand der Wollarbeiter erfolgte, der den König nöthigte, einen Separatvertrag wegen der Neutralität der Niederlande zu schließen. Der Verfolg dieser Untersuchung wird lehren, daß die Verbindung mit diesen Provinzen in der Folge stets eines der festesten Bande des Brittischen Continental-Interesse geblieben ist, so wie es das älteste war.

Außer den Niederlanden fanden die Engländer aber auch bereits damals in den meisten nordöstlichen Ländern von Europa einen Markt für ihre Wollwaaren; in Preussen, Dänemark, Schweden und Norwegen, und endlich selbst in Rußland. Dieser Handel war geraume Zeit nur durch die Schiffe der Hanse geführt, die bekanntlich auch eine ihrer Handelslogen in London hatte. Allein die Engländer fingen mit Macht an, ihn sich selber zuzueignen, wovon eine Menge Fehden mit der Hanse die Folgen waren; die jedoch mehr Seeräubereyen mit allen sie begleitenden Grausamkeiten blieben, als förmliche Kriege wurden. Wäre aber dieser Städtebund nicht bereits damals so sehr im Sinken gewesen, daß Elisabeth ihn seiner Handelsprivilegien in England berauben konnte, so hätten die Verhältnisse zwischen England und ihm einen viel größern Einfluß auf die Continentalpolitik dieses Landes haben müssen, als sie jetzt behalten konnten.

Dieß sind die Fäden, durch welche England unter den ersten vier Tudors mit dem Continent von Europa politisch zusammenhing. Alles nur zarte und zerbrechliche Fäden, und meist zum Nachtheil von Eng-

land geknüpft. Allein erst der letzten Regentin aus diesem Hause war es aufbehalten, festere und bessere zu knüpfen, und in der Geschichte des Continental-Interesse von England macht ihre Regierung unstreitig eine eigene Periode, und zwar eine der wichtigsten Perioden aus.

Zweyter Zeitraum.

Zeitalter der Elisabeth 1558—1603.

Für die ganze Geschichte des Brittischen Continental=Interesse sind, bis auf die letzte Periode herunter, eigentlich nur zwey Zeiträume allgemein Epoche machend, der der Elisabeth, und der von Wilhelm III. Unter Elisabeth hob sich England, wie groß auch immer die Anmaaßungen ihres eiteln Vaters waren, doch erst zu einem Staat vom ersten Range empor. Unter ihr lernte es seine wahre Macht, und den Wirkungskreis derselben kennen; das alte Traumbild, von Eroberungen auf dem festen Lande, verschwand gänzlich; auch alle die Familienbande, mit denen unter den vorigen Regierungen England mit dem Continent zusammengehangen hatte, wurden und blieben aufgelöst. Allein an ihre Stelle traten Verhältnisse ganz anderer Art, die nicht persönlicher Vortheil, nicht eitle Vergrößerungsprojecte erzeugten. Elisabeth bleibt das große Verdienst, daß sie es war, die ihr Interesse dem Nationalinteresse unterordnete, oder es mit demselben zu vereinigen wußte; statt daß ihre Vorgänger nur ihr persönliches Interesse zu Rath zu ziehen pflegten; und wie schlau, ja wie arglistig sie auch

zuweilen verfuhr, so bildet dieses doch unstreitig im Ganzen den Character ihrer glänzenden Regierung.

Ihre erste Unternehmung war die Einführung des Protestantismus in England; und diese erste Unternehmung bestimmte nicht nur die innern Verhältnisse des Reichs, sondern wurde auch auf lange Zeit hinaus die wahre Grundlage des Brittischen Continental-Interesse.

Veränderung der Religion war schon an sich nicht blos Sache der Regierung, sondern Sache des Volks. Indem Elisabeth hierin den Wünschen einer sehr großen Majorität der Nation nachgab, entstand dadurch ein wahres, ein allgemeines National-Interesse, das aber zugleich das Interesse der Regierung war. Wenn durch dasselbe aber England nun auch in die Politik des festen Landes verflochten wurde, so sieht man leicht, daß auch dieses nothwendig durch viel festere Bande geschehen mußte, als es bisher möglich gewesen war. Erst jetzt konnte und mußte ein wahres Continental-Interesse entstehen; wenn man nämlich, darunter ein solches verstehen will, welches nicht blos ein persönliches Interesse der Herrscher, sondern zugleich der Nation ist. Mehrere Ursachen machten aber eine solche Verflechtung jetzt durchaus unvermeidlich.

Um die Zeit, als die Glaubensveränderung in England eingeführt ward, war bereits, wie oben in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt worden*), das religiöse Interesse zugleich in einem hohen Grade

*) S. 76 ff.

ein politisches Interesse geworden. Auf den Protestantismus ward in England unmittelbar die Erhaltung der Verfassung gebaut, und die Königin selber konnte es nicht übersehen, daß Fall des Protestantismus auch ihr Fall war. Sie war also genöthigt, Beschützerin desselben zu werden; allein nach den damaligen Verhältnissen konnte sie dieses nicht blos in England bleiben. England war, da Schweden um diese Zeit noch wenig in Betracht kam, die erste Hauptmacht in Europa, die sich für den Protestantismus erklärte; es war also natürlich, daß Elisabeth als Oberhaupt der Protestanten, oder wenigstens als ihre Stütze überhaupt, betrachtet wurde; und sie durfte diese Rolle nicht verleugnen, wenn sie nicht ihrem eigenen Vortheil entgegen handeln wollte. Allein da eben um diese Zeit Spanien in Philipp II., — dessen Stolz Elisabeth ohnehin durch die Abweisung seiner Hand beleidigt hatte, — den entschlossensten Vertheidiger der alten Lehre zum König hatte, so war die dadurch gegründete Antipathie zwischen diesen beyden Mächten eine unausbleibliche Folge. Aber eben diese Antipathie war es wiederum, die den festen Grundstein zu der Größe von England legte. Das religiöse Interesse war jetzt zugleich das Interesse der Selbstständigkeit, und der politischen Existenz; und indem sich England der ersten Macht der damaligen Zeit entgegen stemmte, mußte es in einem Kampfe, in dem es nur Sieg oder Untergang galt, sich entweder selber zu einer Macht der ersten Größe erheben, oder sich erdrücken lassen.

Daß dieses gespannte Verhältniß mit Spanien dreyßig Jahre dauern konnte (1558-1588), ehe es zum förmlichen Kriege kam, ohne daß Elisabeth in diesem langen Zeitraum irgend etwas ihrem wahren Interesse vergeben hätte, ist unstreitig im Ganzen betrachtet der glänzendste Beweis ihrer überlegenen Politik. Allein während desselben spannen sich durch zwey gleichzeitige Begebenheiten auf dem festen Lande die Fäden an, durch die England mit demselben politisch zusammenhängen sollte: die Hugenottenkriege in Frankreich, und die Revolution der Niederlande. Wenn der eine von ihnen durch den Lauf der Zeitumstände noch während der Regierung der Elisabeth wieder abriß, so schien der andere dagegen für immer geknüpft worden zu seyn.

England hatte, als die Unruhen in den Niederlanden ausbrachen, drey Ursachen, sich dieser Insurgenten anzunehmen. Es ist oben bereits gezeigt worden, daß die Niederländischen Provinzen der Hauptmarkt für die Brittischen Producte waren *); und schon deßhalb konnte England bey ihren Schicksalen

*) Schon bey dem ersten Anfang der Unruhen 1564, als man die Einfuhr der Englischen Tücher verbieten wollte, gab dieß Veranlassung zu Streitigkeiten, die nur provisorisch ausgeglichen wurden. S. Rapin V. S. 131. (der Deutschen Uebers.); wo man auch Nachrichten über den Betrag des damaligen Englisch-Niederländischen Handels findet, der auf 12 Millionen in Gold (Gold- oder Sonnenthaler?) geschätzt wird, wovon die Ausfuhr der Tücher aus England allein 5 Millionen betrug.

nicht gleichgültig seyn. Zweytens: wegen der Verflechtung des Religionsinteresse. Der Kampf, der hier begann, war ein Kampf gegen Religions-Tyranney; wenn der Protestantismus hier siegte, so war ihm auch seine Existenz in Deutschland wie in England gesichert; dagegen blieb sie in beyden Ländern zweifelhaft, wenn es Spanien gelang, ihn hier zu vernichten. Und dazu kam noch drittens: daß durch die Entreißung der Niederlande der Spanischen Macht eine Wunde geschlagen wurde, an der es sich langsam verbluten mußte; und bey der jetzt entstandenen Rivalität England sicher war, seinem Gegner den Rang abzulaufen.

Aus diesen Gründen nahm Elisabeth Antheil an den Niederländischen Unruhen, und diese Theilnahme war nicht blos ihr Vortheil, sondern Vortheil der Nation. Allein sie that es nur, indem sie sie sparsam mit Gelde unterstützte, und es geschehen ließ, daß Engländer als Freywillige bey ihnen dienten. Sie wollte, wie es schien, nicht blos wo möglich einen Krieg mit Spanien vermeiden, sondern schien es auch recht gut zu wissen, daß eine solche sparsame Unterstützung am meisten dazu geeignet ist, Kräfte zu entwickeln, und so den Hauptzweck desto sicherer zu erreichen. Erst 1585 schloß sie einen förmlichen Vertrag mit ihnen, indem sie für das vorgeschossene Geld und die Hülfstruppen, die sie ihnen schickte, sich drey ihrer Seehäfen verpfänden, und ihrem Gesandten einen Platz in dem damaligen Kriegsrath versprechen ließ; aber dagegen die angebotene Oberherrschaft über

diese Provinzen ausschlug. Diese, und andere bekannte Vorfälle, führten nun aber zum förmlichen Bruch mit Spanien; und das Interesse Englands und der Niederlande in Rücksicht dieser Macht wurde nun unzertrennlich verbunden. Die Niederlage der unüberwindlichen Flotte (1588) befreyte England auf einmal von aller Gefahr der Spanischen Uebermacht; und Elisabeth wollte nun selber einen Krieg nicht mehr endigen, der nicht blos die Sicherheit, sondern auch die Größe ihres Reichs gründete.

Wenn man die ganze Verfahrungsart der Elisabeth gegen die Niederlande übersieht, so zeigt es sich deutlich genug, was ihre Absicht dabey war. Daß dieser werdende Freystaat mit solchen Riesenschritten seiner künftigen Größe entgegeneilen, daß er nicht blos Spanien, sondern, indem er den Welthandel sich zueignete, selbst England überflügeln, daß es diesem dereinst alle Anstrengung kosten würde, diesen seinen künftigen Rival daraus zu verdrängen — das Alles fiel ihr gewiß nicht ein; und wie hätte es ihr auch einfallen können? Sie glaubte in ihm einen Staat zu bilden, der nur unter der Obhut von England bestehen, und eben daher des Brittischen Einflusses in seine Angelegenheiten sich nie würde entledigen können. Sie wollte hier ihren Principat gründen, so gut wie sie in Schottland ihn gründete, und in Frankreich ihn gern gegründet hätte. Diese Art der Verbreitung ihrer Macht war so gut ihr Streben, als das von Philipp II.; nur daß sie ihr Spiel verdeckter zu spielen, und besser zu rechnen

wußte. Wie konnte es aber auch anders seyn, als daß die wechselseitige Rivalität von England und Spanien, die jetzt das Gleichgewicht von Europa bestimmte, ein solches wechselseitiges Streben hervorbrachte? Das Terrain, was der Eine gewann, verlor nothwendig der Andere; und mußte daher suchen, nicht nur das seinige zu behaupten, sondern auch neues zu gewinnen.

Die Wendung, welche die Angelegenheiten der Niederlande unter ihrer Regierung nahmen, mußte aber noch mehr dazu beytragen, die Bande zwischen ihnen und England zu befestigen. Zwar kehrten die Belgischen Provinzen während des Kriegs wieder unter die Spanische Herrschaft zurück: und nur die Batavischen behaupteten dagegen ihre Unabhängigkeit; allein auch schon während des Kriegs hatte sich die Industrie und der Handel aus jenen, die der beständige Schauplatz des Kampfes waren, in diese gezogen, die unendlich weniger litten; und da in diesen letztern der Protestantismus entschieden triumphirte, so wurden sie also neben dem mercantilischen zugleich durch das religiöse Interesse an England gekettet, und der gemeinschaftliche Kampf mit Spanien blieb das Losungswort beyder Völker.

Die Verhältnisse der Elisabeth mit Frankreich waren um vieles verwickelter, als die mit den Niederländern; und sie selber konnte schwerlich voraus wissen, wie weit sie führen würden. Die langen Hoffnungen, mit denen sie Franz von Alençon — den muthmaßlichen Reichserben — zu einer Vermählung hin-

hielt, die, wie viel man auch in ihrer Geschichte die Weiblichkeit mit in Anschlag bringen muß, doch sicherlich niemals ernstlich in ihrem Plane liegen konnte, waren der Schleyer, unter dem sie ihre wahren Absichten verbarg. Die Religionskriege hatten seit dem Jahr 1562 hier noch nicht lange angefangen, als sie durch Intercession, durch Geld und Freywillige, die Hugenotten auch schon zu unterstützen anfing; und, ohne mit Frankreich zu brechen, damit fortfuhr. Es möchte schwer seyn, ein Gegenstück zu dem feinen politischen Spiele zu finden, das sie hier spielte; das selbst das in den Niederlanden noch übertraf. Wer konnte auch wissen, wie diese Kriege endigen würden? Indeß war doch auch hier die Rivalität mit Spanien die Hauptursache ihrer Theilnahme. Als Philipp II. die Ligue unterstützte, um durch sie seine Absichten zu erreichen, arbeitete sie ihm entgegen als die Verbündete von Heinrich von Navarra; und führte, als er zum ruhigen Besitze des Throns gelangt war, noch in Gemeinschaft mit ihm den Krieg mit Spanien, den für Frankreich der Friede von Vervins (1598) endigte. Allein die Beruhigung der Hugenotten durch das Edict von Nantes, und der Tod von Philipp II., die beyde noch in eben diesem Jahre erfolgten, mußten von selber diesem Interesse ein Ende machen, das seiner Natur nach nur vorübergehend war.

Auf diesen Hauptstützen ruhte das Continental-Interesse von England während ihrer Regierung; allein die große und vielseitige Entwickelung der Kräfte der Nation während derselben gewann darauf auch einen

Einfluß, der um so weniger unbemerkt bleiben darf, je dauernder er war.

Das Zeitalter der Elisabeth war dasjenige, wo die Nation ihre Bestimmung und ihren Wirkungskreis eigentlich erst kennen lernte; indem sie den Grund zu dem Gebäude ihres Welthandels und ihrer Schifffahrt legte, das freylich erst späterhin vollendet worden ist. Die Rivalität mit Spanien führte größtentheils auch dieses herbey, und da die Besitzungen dieser Nation sich über die entlegensten Welttheile verbreiteten, wagten es auch die Britten, sie auf den entferntesten Meeren aufzusuchen und zu bekämpfen. Auf diese Weise wurden zu so manchen, nachmals erst blühend gewordenen, Zweigen des Brittischen Handels die Keime gelegt; indem die Engländer allenthalben darnach strebten, sich selber die Schifffahrt ihres Landes zuzueignen, die bisher meist durch Andere war geführt worden. So entstand, indem sie den Weg über N. O. nach Ostindien suchten, über das nachmalige Archangel ihr Handel nach Moscau, und selbst bis nach Persien. So ihre Theilnahme an den so unermeßlich wichtig gewordenen Fischereyen von Neufundland. So wurden in dieser Zeit die ersten Versuche mit dem Afrikanischen Sclavenhandel gemacht. So wurden der Hanse ihre Privilegien in England genommen, und Brittische Adventurers bemächtigten sich des Handels nach dem festen Lande. So wurden die ersten, wenn auch noch mißlungenen, Versuche zu der Colonisation von N. Amerika gemacht. So richtete England bereits seine Augen auf den Ostindischen Handel um Afrika herum,

und

und noch gegen das Ende dieser Regierung (1600) ward die ältere Ostindische Compagnie gestiftet, obgleich man noch keine erhebliche Besitzungen in Ostindien hatte; so wurden ferne Länder entdeckt; und der Britte Drake umsegelte bereits glücklich die Erde.

Zwar waren die meisten dieser neuen Handelszweige damals noch zu unbeträchtlich, als daß sie als eben so viele Banden des politischen Interesse betrachtet werden könnten. Man führte noch keine eigentliche Handelskriege; allein man fing doch an, im Ganzen genommen, die Wichtigkeit des Handels-Interesse einzusehen. Es kam noch hinzu, daß in gleichem Maaße mit dem Handel und der Schifffahrt auch die Seemacht von England wuchs. Eine Seemacht, im jetzigen Sinne des Worts, war England eigentlich bisher noch gar nicht gewesen. Erst unter Heinrich VIII. wurde ein schwacher Grund zu der königlichen Marine gelegt, die nachmals die Stärke von England ausmachen sollte. Die Rivalität mit Spanien vermehrte das Bedürfniß derselben; sie wuchs also unter der Elisabeth; allein es bedurfte erst eines solchen großen Experiments, als das gegen die unüberwindliche Flotte, um ihre ganze Wichtigkeit für England kennen zu lernen. Erst seit diesem Zeitpunct wurzelte die Ueberzeugung, daß die Sicherheit und Unabhängigkeit Britanniens von diesen hölzernen Mauern abhange; erst seit dieser Zeit lebte plötzlich das volle Gefühl der Kraft auf, und der Defensiv-Krieg gegen Spanien ward in einen kühnen Offensiv-Krieg verwandelt; erst seit dieser Zeit endlich

entstand jene Idee von der Herrschaft der Meere, die, von den Spanischen Flotten gesäubert, nur einen neuen Beherrscher zu erwarten schienen.

Das Resultat von diesem Allem ist also, daß 1) das religiöse Interesse unter der Regierung der Elisabeth zugleich das Interesse der Selbstständigkeit und das Band des Continental-Interesse wurde; und daß 2) auch bereits damals der Grund zu jenem Handels-Interesse gelegt wurde, dessen volle Kraft freylich sich erst in einem spätern Zeitraume entwickeln sollte.

Dritter Zeitraum.

Periode der Stuarts 1603—1689.

Um die Zeit, als die Stuarts zum Englischen Thron gelangten, war, wie aus dem bisherigen erhellt, das Religions-Interesse die Angel, um welche die ganze innere sowohl als auswärtige Politik von England — so wie damals von Europa überhaupt — sich drehte. Auf den Protestantismus hatte Elisabeth ihren Thron und ihre Größe gegründet; und es konnte keine festere Basis dafür geben, weil sie durch ihn ihr Interesse mit dem der Nation verband. Ihrem Nachfolger schien also der Weg vorgezeichnet, den er zu betreten hatte; er fand es für gut, einen andern zu betreten, und bereitete dadurch seinem Hause den Untergang vor.

Das Haus der Stuarts ist wohl das einzige in der Geschichte, das nicht sowohl durch practische als

durch thoretische Grundsätze seinen Fall herbeyführte. Diese Grundsätze standen aber, wie mit dem Interesse von England überhaupt, so mit dem damaligen Continental-Interesse, in geradem Widerspruche. Wenn durch die Vertheidigung des Protestantismus Elisabeth den Principat des protestantischen Europas errungen hatte, so war es klar, daß dieser nur dadurch behauptet werden konnte, daß ihr Nachfolger mit gleicher Festigkeit dieselbe Rolle übernahm. Allein die wunderbare Verschmelzung der politischen und religiösen Lieblingsideen von Jacob I., welche die erblichen und schlechterdings unausrottbaren Ideen seines Hauses blieben, machte ihn dazu untüchtig. Die Theorie von der hohen Würde und Unumschränktheit der königlichen Macht bestimmte seinen religiösen Glauben; und Jugendgefühle, durch die Schicksale seiner Mutter geweckt, wirkten darauf ein. Er haßte die Puritaner von ganzem Herzen, weil er sie kaum anders als Rebellen betrachtete. Er bekannte sich zu der bischöflichen Kirche, weil er als König von England es mußte; allein schon seine erste Rede an das Parlament *) sagt es so klar und so unverholen, daß eigentlich der Katholicismus, — nur mit Hinweglas-

*) Diese Rede, so wie die übrigen von dem König selber verfertigt, ist ein interessantes Actenstück in der Englischen Geschichte. Sie enthält die Keime zu der ganzen Saat von Unglück, die nachmals für die Stuarts reifte. Man möchte sagen, der böse Genius dieses Hauses, der es wie verblendet von einem Fehltritt zum andern trieb, habe sie dem Könige inspirirt.

sung der ihm abscheulichen Lehre von der päbstlichen Herrschaft, weil diese die königliche Macht beschränkte, — die Religion seines Herzens sey, daß er dadurch das Zutrauen der Nation auf einmal und auf immer verlieren mußte.

Eine unmittelbare Zurückwirkung dieser Grundsätze auf die Continentalpolitik war unvermeidlich; und zeigte sich bereits in den ersten Jahren der Regierung von Jacob I. auf eine doppelte Weise; bey dem Frieden mit Spanien, und bey den Unterhandlungen der Niederländer mit dieser Macht. Bereits 1604 endigte Jacob I. den Krieg mit Spanien, den Elisabeth nicht hatte endigen wollen, durch einen Frieden mit Philipp III., in dem England gar keine Vortheile gewann, und die Niederländer ihrem Schicksale überlassen wurden. In wie fern die Bedingungen dieses Friedens an und für sich mehr oder weniger vortheilhaft waren, entschied hier wenig; allein mit demselben erstarb auch auf einmal jene Rivalität mit Spanien, welche unter Elisabeth die Seele der Brittischen Politik gewesen war. Durch sie und auf sie war die Größe dieses Reichs gegründet; durch sie hatte sich seine Seemacht entwickelt; auf ihr gründete sich das Zutrauen der auswärtigen protestantischen Staaten, und der Principat, den England hier behauptet hatte. Es ist also klar, daß durch die Veränderung dieses Verhältnisses das ganze Continental-Verhältniß von England verändert, und das festeste, und unter den damaligen Umständen natürlichste, Band desselben aufgelöset wurde.

Die zweyte Gelegenheit, bey der das veränderte System der Englischen Politik sich zeigte, war die Unterhandlung, in welche die vereinigten Niederländer wegen der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit schon seit dem Jahre 1607 mit Spanien traten. Wie wichtig mußte dieser Zeitpunct für England seyn, das jenen Kampf so lange Zeit mitgekämpft hatte! Mit welcher Thätigkeit würde Elisabeth ihn genutzt haben, um sich das Verdienst der Unterhandlung zuzueignen, und die neue Republik wo möglich mit losen, und doch starken, Banden an sich anzuschließen! Allein Ideen dieser Art paßten nicht in einen Kopf, wie der von Jacob war. Nach seinem System waren die Niederländer doch eigentlich nichts weiter als Rebellen gegen ihren König; und so gerieth er bey der Unterhandlung auf eine so wunderbare Weise in Widerspruch mit sich selber, daß Niemand recht wissen konnte, was er wollte, weil er es selber nicht wußte. Die Folge war, daß sich am Ende Niemand um ihn bekümmerte; und Heinrich IV. den Einfluß erhielt, den Elisabeth sich zugeeignet haben würde.

Diese Apathie und Indolenz, die Jacob I. unter dem Nahmen der Liebe zum Frieden verbarg, würde die Verhältnisse Englands mit dem festen Lande völlig aufgelöset haben, wenn sie nicht wieder durch Familiensachen angeknüpft wären. Die Sorge, seinen Prinzen standesmäßig zu verheyrathen, — und dieses hieß nach seinen Grundsätzen mit keiner als einer Königstochter, — verflocht ihn in eine Unterhandlung, die die gänzliche Verkehrtheit dieses sonder-

baren Kopfes wohl mehr als irgend etwas characterisirt. Eine Spanische Prinzessin sollte die Gemahlin seines Sohns und Erben werden; also eine Katholikin, eine Abkömmlingin aus dem Hause, von der Nation, die durch entgegengesetztes politisches und religiöses Interesse die Erbfeindin von England war. So trug Jacob I. kein Bedenken, das Interesse seines Sohns, seines Volks und sein eigenes, auf das Spiel zu setzen, sobald es der Befriedigung eines seiner Einfälle galt, der mit seinen Vorurtheilen in Verbindung stand. Es ist hier nicht der Ort, das Detail dieser wunderbaren Unterhandlung zu erzählen, die dem Spanischen Hofe 7 Jahre (1617-1624) lang den Vortheil gewährte, den schwachen König am Stricke zu führen, und die, als sie endlich dennoch scheiterte, die Veranlassung zu einem Kriege gab, durch den der unglückliche Karl I. den ersten Schritt zu seinem Verderben that.

Gerade während dieser Unterhandlungen aber hatte die Verheyrathung der einzigen Tochter von Jacob I., Elisabeth, eine andere Reihe von Continental-Verhältnissen herbeygeführt, die auf jene Verhandlungen keinen geringen Einfluß hatten. Bereits 1612 war sie an Churfürst Friedrich V. von der Pfalz verheyrathet, der 1618 die Böhmische Krone annahm, und nicht nur sie, sondern auch seine Erbländer durch die Schlacht bey Prag und ihre Folgen verlor. Hätte Jacob I. damals einen bedeutenden Antheil an dem Deutschen Kriege genommen, so würde ihm Niemand haben den Vorwurf machen können, daß er mit dem

Interesse seiner Tochter das des Reichs verwechselt hätte. Es galt hier nicht blos dem erstern, sondern auch dem letztern; es galt dem Interesse des Protestantismus, und zwar um so viel mehr, da seit 1621 auch der Krieg zwischen Spanien und den Niederländern wieder erneuert ward. Allein Jacob I. stand auch hier wieder mit sich selber im Widerspruch. Er billigte die Unternehmung seines Schwiegersohns nicht, weil er die Böhmen als Rebellen betrachtete, und doch hätte er seiner Tochter gern eine Königskrone gegönnt. Allein bey der genauen Verbindung Spaniens mit Oesterreich schien es ihm noch bedenklicher, etwas zu thun; denn wenn er sich dazu entschließen wollte, so brauchte man in Spanien nur mit der Abbrechung der Heyrathsunterhandlung seines Sohns zu drohen, um ihn wieder unentschlossen zu machen. Daher also jene traurige Rolle, die er in diesem wichtigen Zeitpunct spielte. Eine Hülfe, die nichts helfen konnte, war Alles, was sein Schwiegersohn von ihm erhielt.

Wenn Jacob I. das Continental=Verhältniß von England auf diese Weise verrieth, so rächte sich diese Vernachlässigung aber auch auffallend! Eben die Macht, die unter seiner Vorgängerin das Eine Hauptgewicht in die Wagschale von Europa warf, sank jetzt zu einer Unbedeutenheit herab, die sie fast zum Gespötte von Europa machte. Die bisherige Untersuchung hat gelehrt, daß die damaligen Continental=Verhältnisse von England nur noch sehr einfach in Vergleich mit denen der spätern Zeit waren; und den=

noch giebt schon die Regierungsgeschichte von Jacob I. das klare Resultat, daß Vernachlässigung des Continental-Interesse für England auch der Anfang zum Sinken ist.

Die Regierung seines unglücklichen Sohns begann zwar mit einem doppelten Krieg, mit Spanien und mit Frankreich. Allein der erste ward nur durch das vernichtete Heyrathsproject erregt, und hatte seinen Grund also nur in Familiensachen; der andere sollte zwar der Vertheidigung der Hugenotten in Frankreich, als Richelieu sie entwaffnete, und also der Religion gelten, allein persönlicher Haß der Minister war auch hier die eigentliche Ursache, und beyde wurden so schwach und planlos geführt, daß sie nur dazu dienten, Karl I. in Streitigkeiten mit seinem Parlament zu verwickeln.

Wenn Karl I. an den Deutschen Angelegenheiten und denen des Pfälzischen Hauses noch einigen Antheil nahm, so war auch dieser nicht nur so schwach und unwirksam, daß nichts dadurch ausgerichtet ward, sondern man sah auch aus der ganzen Art, wie er dabey verfuhr, daß es nicht sowohl Religions- und National- als Familien-Interesse war, welches ihn dazu bewog. Das wahre Continental-Interesse von England ward also immer dabey aus den Augen gesetzt; und als sich vollends die großen Stürme in dem Innern desselben erhoben, blieb Karl I. keine Zeit übrig, sich um auswärtige Angelegenheiten zu bekümmern; und England, sich selber überlassen, blieb so gut als völlig isolirt in dem Europäischen Staa-

tensystem, bis Cromwell seit 1649 sich des Staatsruders bemächtigt hatte.

Die Regierung dieses kühnen Usurpators zeichnet sich nicht blos durch eine lebhaftere vorübergehende Theilnahme an dem Continental-Interesse aus, sondern ist für dasselbe nicht ohne dauernde Folgen geblieben. Die Stürme der Revolution hatten in England Kräfte aufgeregt, die man vormals nicht gekannt hatte; fast jeder hatte die Waffen getragen, der dazu fähig war; und der Geist der Factionen hatte moralische Triebfedern geschaffen, die nur in solchen Zeitaltern wirken können. Dazu kam der sehr wichtige Umstand, daß ungeachtet der unruhigen Zeiten doch von Karl I., so wie auch von seinem Vater, die Seemacht keinesweges vernachlässigt war. Die für dieselbe bestimmten Summen waren von Karl mit großer Gewissenhaftigkeit verwandt worden; und so stand zu Wasser wie zu Lande die jetzige Republik England viel mächtiger da, als vormals die Monarchie.

Das eigene Interesse des Protectors erforderte es ohne Zweifel, um den vielen Gährungsstoff im Innern ableiten zu können, und auch um seiner Herrschaft Glanz zu geben, an den auswärtigen Angelegenheiten lebhaften Antheil zu nehmen; allein außerdem hatte sich in den vormaligen Zeiten ein neues Interesse angefangen zu bilden, das mit dem Fortgange der Zeit noch immer zunehmen, und auf die Verhältnisse mit den Mächten des festen Landes einen immer größern Einfluß gewinnen sollte, das Colonial-Interesse.

Nach Ostindien trieben die Engländer zwar schon lange Schifffahrt und Handel; allein sie hatten dort noch keine Besitzungen, sondern nur einzelne Factoreyen. Auch diese gaben schon Veranlassung zu Streitigkeiten mit Holländern und Spaniern; deren Eifersucht keinen Fremden dort leiden wollte *). Die ersten eigentlichen Colonien der Engländer wurden aber an den Küsten von N. Amerika und in Westindien angelegt. Die politischen und religiösen Unruhen trugen dazu am meisten bey. Schaaren von Mißvergnügten wanderten hinüber, und suchten jenseit des Oceans eine Freyheit oder Sicherheit, die sie zu Hause nicht fanden, oder nicht zu finden glaubten. So entstanden in jener Zeit die zahlreichsten Niederlassungen in mehreren der jetzigen vereinigten Provinzen; und in Westindien seit 1623 und 1624 auf Barbados, St. Christoph und einigen andern der kleinen Antillen, die die Spanier nicht der Mühe werth gehalten hatten, zu besetzen.

Diese auswärtigen Besitzungen blieben stets in einer gewissen Abhängigkeit von dem Mutterlande, wie verschieden auch dieses Verhältniß modificirt war. Der Mutterstaat mußte sie also schützen; und da dieses besonders gegen die Mächte des festen Landes geschehen mußte, so wurde sehr natürlich dadurch dieß Colonial-

*) Besonders im Jahr 1623 auf Amboina, wo die Holländer die dortigen Engländer unter dem Vorwande einer Verschwörung grausam ermordeten, und ihnen auch die kleine Insel Poleroon entrissen.

Interesse eine der Haupttriebfedern der Continental-Politik. Diese Verflechtung ward aber besonders damals zuerst durch die ungereimten Ansprüche der Spanier herbeygeführt, die, als die ersten Entdecker der neuen Welt, sich auch das volle Eigenthum derselben, und nicht weniger die ausschließende Schifffahrt in den dortigen Meeren, anmaßten. Diese Ansprüche wurden selbst in den Perioden des Friedens nicht aufgegeben; und wenn auch seit dem Vertrage von 1604 diese Niederlassungen etwas mehr Ruhe erhielten, und auch deßhalb besser gediehen, so erlaubten sich die Spanier doch bey mehreren Gelegenheiten Gewaltthätigkeiten und Barbareyen, die genug bewiesen, daß sie ihre Ansprüche nicht aufgeben wollten; und wenigstens Eines der Motive waren, die Cromwell bestimmten, sie zu züchtigen, als er 1655 den Krieg gegen sie erklärte.

Das ganze System, welches sich der Protector in Rücksicht auf die Continental-Politik gebildet hatte, war ein sehr umfassendes und zusammengesetztes System, und ist deßwegen nicht leicht zu übersehen *). Seine ganze Regentschaft beweist, was für eine große Wichtigkeit er darauf setzte; allein so wenig es zu leugnen ist, daß Leidenschaft und persönliche Bedürfnisse Einfluß darauf hatten, so wenig ist es doch zu verkennen, daß das Ganze auf dem unstreitig richti-

*) **Hume** hat diesen Theil der Geschichte Cromwell's am schwächsten bearbeitet. Man vermißt die Darstellung aller Hauptideen, die in Cromwell's Politik doch so vor Augen liegen.

gen Grundsatz gebaut war: "es zum Mittel der Vergrößerung des Handels und der Schifffahrt von England zu machen." Folgen davon waren die beyden auswärtigen Kriege, die er führte: der mit den Holländern (1652-1654) und der mit den Spaniern (1655-1657).

Was auch für Ursachen auf den Krieg gegen die erstern mit einwirkten, so war es doch ein Handelskrieg; der erste dieser Art, den England geführt hat. Die Verhältnisse in Westindien, wo die Holländer sich fast gänzlich den Handel der Brittischen Inseln, besonders der wichtigsten derselben, Barbados, zugeeignet hatten, gaben die Veranlassung zu jener berühmten Schifffahrtsacte, die nicht nur den Verkehr mit den Colonien ausschließend dem Mutterlande sicherte, sondern auch die Producte der Europäischen Länder in keinen fremden Schiffen, als die diesen Ländern selber angehörten, in England einzuführen erlaubte, und dadurch der unermeßlichen Frachtschifffahrt der Holländer einen Hauptstreich versetzte. Diese Acte war daher nicht viel weniger als eine Kriegserklärung. Die Verhältnisse der beyden Staaten hatten sich aber überhaupt gewaltig geändert; in der That fehlte den Holländern damals wenig mehr zum Monopol des großen Welthandels; und wenn England daran Theil nehmen sollte, so mußte wohl ein solcher Kampf bestanden werden, als Cromwell ihn bestand. Der Streit über das Recht der Flagge, so unerheblich er auch scheint, bezeichnet dennoch die Rivalität dieser beyden Nationen auf eine merkwürdige Weise; daß

aber durch die Behauptung der Schifffahrtsacte ein Hauptgrundstein zu der Seegröße von England gelegt wurde, bedarf keines Beweises.

Der Krieg mit Spanien, mit Hülfe Frankreichs, hat für die Brittische Continental-Politik eine doppelte Folge gehabt. Erstlich wurde durch die Eroberung von Jamaica (1655) das Colonial-Interesse von Westindien auf immer fixirt. Bis dahin hatte England nur einige der dortigen kleinen Caraibischen Inseln inne, und wurde dort mehr tolerirt, als daß es sich behauptete. Cromwell's Plan war, den Spaniern ihre Hauptbesitzung Domingo zu entreißen, und die Engländer dadurch zu Herren in Westindien zu machen. Dieß mißglückte; allein die Eroberung der Insel Jamaica, die, wie unbedeutend sie auch damals noch war, doch binnen wenigen Jahren eine blühende Englische Colonie wurde, gab dafür Ersatz; und Westindien mußte seitdem, da der Verbrauch der Colonialwaaren fortdauernd wuchs, eine Wichtigkeit für England erhalten, die es bisher nicht gehabt hatte, und welche auf die Verhältnisse mit den andern, dort angesiedelten, oder sich ansiedelnden, Völkern einen großen Einfluß behalten mußte.

Eine zweyte Folge dieses Krieges war die Erneuerung des Plans, Besitzungen auf dem festen Lande zu haben. Der Plan des Protectors ging dahin, sich der Seeplätze, und vielleicht der ganzen Küsten der Spanischen Niederlande zu bemächtigen; und deßhalb mußte Frankreich im voraus sich anheischig machen, die zu erobernden Plätze daselbst, Dünkirchen,

Mardyk und Gravelines, England zu überlassen; und die beyden ersten kamen wirklich auf diese Weise in die Hände der Engländer. Allein seine Absichten gingen noch weiter. Er wollte auch der Haupthäfen an der Nordsee und Ostsee sich bemächtigen; und die Verbindung, in welcher er 1657 mit Schweden trat, sollte ihm den Weg dazu bahnen *). Es war der Zeitpunct, wo Karl X., der kriegerische Nachfolger von Christina, damit umging, durch die Eroberung von Polen und Dänemark eine große Monarchie im Norden zu errichten. Der Protector versprach ihm Unterstützung; und richtete dafür seine Augen auf den Besitz von Bremen, von Helsingör und Danzig. Allein es hätte ein längeres Leben dazu gehört, so weitaussehende Pläne zu realisiren, als Cromwell zu Theil ward; der Besitz von Jamaica und die Schiffsfahrtsacte blieben (da Dünkirchen schon 1662 an Frankreich verkauft ward) die bleibenden Denkmähler seines Protectorats.

Wie umfassend also auch seine Continental-Politik war, so kamen doch nur einzelne seiner Ideen zur Ausführung. Allein als durch die Restauration (1660) die Stuarts wieder zum Thron gelangten, kehrten auch mit ihnen die alten Vorurtheile

*) Nach *Hume* XI, p. 271. schloß er das Bündniß mit Schweden blos aus Eifer für den Protestantismus. Gleichwohl behielt er sich laut Art. XVII. des Vertrags die Disposition über alle den Dänen entrissenen festen Plätze vor, welches doch wohl nicht blos aus Eifer für den Protestantismus geschah.

ihres Hauses zurück, die unter den damaligen Verhältnissen für England noch gefährlicher werden mußten, als in der Periode von Jacob I. und seinem Sohn. Es war der Zeitraum, wo Ludwig XIV. seine Macht so schnell und so furchtbar hob, daß die Ruhe und die Unabhängigkeit aller seiner Nachbaren dadurch gestört wurde. Um seine Entwürfe ausführen zu können, bedurfte er des Einverständnisses mit England; und wenn gleich bey seinem ersten Versuche England an der Verbindung Theil nahm, die den Aachner Frieden (1668) herbeyführte, oder doch herbeyzuführen schien, so ist es doch aus der Geschichte allgemein bekannt, wie Karl II. und seine feilen Minister darum doch bald wieder so tief in das Interesse von Frankreich verflochten wurden, daß sie selbst an dem Vernichtungskriege gegen die Republik der Niederlande Antheil nahmen, wie sehr die Unterjochung derselben unter Frankreich auch dem Brittischen Interesse entgegen seyn mußte. Die Hoffnung, durch Hülfe Frankreichs nach dem Umsturze der Verfassung und der Religion zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, war der Talisman, durch den Ludwig XIV. diesen pflichtvergessenen Fürsten mit in sein Interesse zog *), und ihn, so wie seinen Bruder und Nachfolger, darin erhielt. Es wäre also auch vergeblich, un-

*) Den evidenten Beweis davon geben die Bedingungen des geheimen Vertrags mit Frankreich 1670, die Hume bekannt gemacht hat. Vol. XI, p. 215. Not. der Baseler Ausgabe.

ter solchen Regenten, die nur ihre Leidenschaften und Vorurtheile zur Richtschnur nahmen, nach festen politischen Grundsätzen eines Continental-Interesse zu fragen: es bedurfte erst einer Revolution, um dieses aufs neue zu gründen.

Vierter Zeitraum.

Wilhelm III. und Anna 1689—1714.

Wir kommen auf dasjenige Zeitalter, welches für die Geschichte der neuern Continental-Verhältnisse von England unstreitig das wichtigste ist, das Zeitalter von Wilhelm III. Das Verdienst, den Grund zu dem, bis auf unsere Zeiten dauernden, Continental-Interesse gelegt zu haben, gebührt ohne Zweifel ihm! In dem Zeitalter der Elisabeth war es, wie oben gezeigt, der Protestantismus, der die Verhältnisse Englands zu den Mächten des festen Landes bestimmte. Allerdings wirkte diese religiöse Triebfeder in diesem Reich auch länger und stärker, als fast in keinem andern der Europäischen Staaten, so daß sie ihre Kraft auch selbst noch unter der Regierung von Wilhelm III. mächtig äußerte; allein eben weil sie damals, wie in der ersten Abhandlung dieser Sammlung gezeigt ist, bereits in dem übrigen Europa anfing zu erschlaffen, mußte dieses auch nothwendig bald der Fall mit England werden. Die Local- und Familienverhältnisse des regierenden Hauses konnten ihr hier nur auf etwas längere Zeit, wie anderswo, jene Kraft noch erhalten. Eine andere starke Trieb-

feder

feder mußte also jetzt an ihre Stelle treten, wofern die Theilnahme an den Angelegenheiten des festen Landes einen höhern Grund, als etwa blos die persönlichen Verhältnisse und Neigungen der Regenten, haben sollten. Diese neue Triebfeder, von jetzt an bis auf die neuesten Zeiten die eigentliche Seele der Brittischen Politik, war die jetzt auf immer gegründete Rivalität mit Frankreich. Sehr selten ist England seitdem in politische Verbindungen mit dem festen Lande getreten, die nicht unmittelbar oder mittelbar aus dieser Quelle geflossen wären. Ja! diese Rivalität ist eines der ersten Triebräder der Politik des Europäischen Staatensystems überhaupt geworden; und je einseitiger dieser Gegenstand oft beurtheilt wird, um desto mehr verdient er, daß man im voraus den wahren Gesichtspunct faßt, aus dem er betrachtet werden muß.

Die Rivalität dieser beyden mächtigen Nationen war unleugbar die Ursache theils der Entstehung, theils der Erweiterung und auch der Verlängerung, mehrerer der großen Kriege, welche nicht blos Europa, sondern nicht weniger die entferntesten Welttheile wiederholt verwüstet haben. Es ist, von dieser Seite sie angesehen, also auch unstreitig eine sehr verzeihliche Meinung, wenn man sie als eine Hauptquelle des vielfachen Unglücks betrachtet, das in diesem Zeitraum die Menschheit getroffen hat; aber es ist gewiß eine falsche Meinung, wenn man diese unleugbaren Uebel als die Vortheile überwiegend ansieht, welche eben daher entstanden sind. Ein freyerer Blick

in die Weltgeschichte im Großen führt uns vielmehr hier zu ganz andern Resultaten!

Was ist Rivalität von Nationen überhaupt anders, als der Sporn, und zwar der stärkste Sporn, der sie antreibt, ihre Kräfte zu entwickeln? Was also anders, als die Haupttriebfeder zur Erreichung derjenigen Cultur, deren sie nach ihren Anlagen und Verhältnissen fähig sind? Der Gang der Entwickelung ganzer Nationen ist hier derselbe, wie der von einzelnen Individuen; und wie könnte er auch ein anderer seyn, da sie ja aus solchen zusammengesetzt sind? So wie bey diesen Nacheiferung den Jüngling zum Mann bildet, so auch bey jenen: und vielleicht möchte man in der ganzen Geschichte vergeblich sich nach einem Beyspiele umsehen, daß ohne Rivalität eine Nation zu etwas Großem gediehen wäre. Nie wären die Griechen das erste Volk ihrer Zeit geworden, ohne die Siege über die Perser! Nie hätte Rom sich zur Weltherrschaft aufgeschwungen, ohne den Kampf mit Carthago; und Carthago hätte keinen Hamilcar und Hannibal gesehen, wenn es nicht die Nebenbuhlerin von Rom geworden wäre. Ja! selbst das weltherrschende Rom, das endlich fast ohne Rivalen da zu stehen schien, würde schwerlich das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung überlebt haben, wenn nicht der Kampf gegen die Germanischen Nationen, denen es späterhin unterlag, es damals aufrecht erhalten hätte. Und bietet die Geschichte des neuern Europas nicht eben so viele Beweise dar? Haben nicht seit dem sechzehnten Jahrhundert Spanien,

Frankreich, die Niederlande durch ihre wechselseitige Rivalität sich gehoben? Ward die Eifersucht der katholischen und protestantischen Parthey nicht das Lebensprincip des Deutschen Staatskörpers? Hätte Peter der Große, hätte Friedrich der Zweyte zu jenem Gipfel der Größe sich aufgeschwungen, wenn jener keine Schweden, und dieser keine Oesterreicher zu bekämpfen gehabt hätte? — Und doch hat schwerlich in Einem dieser Fälle National-Eifersucht so viel gewirkt, als in dem Wettstreit zwischen Frankreich und England. Durch ihn entwickelten sich die edelsten Anlagen beyder Nationen; durch ihn ward jener Sinn für Freyheit und Selbstständigkeit, auf Patriotismus gegründet, ward das erhabenste Gefühl des Menschen lebendig erhalten. Durch ihn reifte nicht blos die Bildung dieser Völker, sondern ward auch die Europäische Cultur in den Boden entfernter Welttheile verpflanzt; und das, was in den Augen des kurzsichtigen Sterblichen oft nur als die Quelle von Unglück und Elend erschien, ward in den Händen der Versehung das Mittel, dessen sie sich zum Wachsthum und zur Verbreitung der Vervollkommnung unsers Geschlechts bediente.

Und so verschwindet, von diesem Standpunct aus betrachtet, auch von selber jene Partheylichkeit, die allerdings, sobald man ihn niedriger wählt, unvermeidlich ist. Wer sich nur in den Gesichtspunct der einen oder der andern Nation stellt, wird nie so urtheilen können, daß er nicht von der einen Seite der Partheylichkeit beschuldigt würde; wer diesen hö-

hern Standpunct wählt, entgeht leicht diesem Vorwurfe. Er hat nicht nöthig, gemachte Fehltritte zu leugnen, begangene Ungerechtigkeiten zu beschönigen. Er gesteht es gerne, daß jene Eifersucht die Quelle manches Uebels wurde; allein er sieht auch hier nur die Bestätigung des allgemeinen Gesetzes, daß von so beschränkten Wesen, als wir es sind, das Große und Vortreffliche nicht rein und unvermischt erreicht werden kann, weil sie des Sporns der Leidenschaften bedürfen, um mit der vollen Kraft zu wirken, mit der die Natur sie ausgerüstet hat.

Als Wilhelm III. durch die Revolution zum Brittischen Thron gelangte, war die Rivalität der Nationen schon vorhanden, wenn auch keine Rivalität der Regierungen Statt gefunden hatte; und selbst der Zwist zwischen der Regierung und der Nation giebt den Beweis davon. Das Religionsinteresse behielt noch in England seine volle Stärke, weil es nach der Ueberzeugung der Nation mit dem der Freyheit und Selbstständigkeit unauflöslich zusammenhing. Allein es kamen hier durch den Geist der Regierung von Ludwig XIV. noch ganz andere Ursachen hinzu, jene Rivalität zu verstärken. Seine Eroberungskriege hatten die Aufmerksamkeit der Engländer um so mehr erregen müssen, da sie vorzüglich gegen die Niederlande, die Spanischen wie die vereinigten, gerichtet gewesen waren. Die Eroberung von jenen mußte von selbst die Abhängigkeit der letztern nach sich ziehen; und wir kennen bereits aus dem vorhergehenden die Bande, durch welche diese mit England

zusammenhingen, die selbst die Kriege von Cromwell und Karl II. nur vorübergehend hatten auflösen können. Frankreich wurde aber für England ein so viel gefährlicherer Nachbar, da es sich jetzt förmlich in die Reihe der ersten Seemächte stellte; und mehr als Alles dieß mußte das Handels= und Colonialsystem, das Colbert schuf, die Rivalität der beyden Nationen entflammen. Unter der Regierung der beyden letzten Stuarts hatte der Handel der Engländer mit dem Umfange ihrer Colonien gleich große Fortschritte gemacht *); man empfand die ganze Wichtigkeit davon; und eine so mächtige benachbarte Nation, die es ihnen darin gleich, oder selbst zuvorzuthun strebte, konnte unmöglich von ihnen mit gleichgültigen Augen angesehen werden. Das Französische Colonialsystem erhielt aber jetzt einen gleichen, ja fast noch größern Umfang, als das Brittische. Jene unglückliche Verflechtung der Colonien beyder Nationen nach ihrer geographischen Lage **), die so viel Blut gekostet hat,

*) Im Frieden von Breda 1667 erhielten sie die Provinz Neuyork; und 1680 stiftete Wilh. Penn seine Niederlassung in Pensylvanien.

**) Ich setze hinzu, der Europäischen Colonien überhaupt. Gäbe es einen Schritt, wo nicht zum ewigen, doch zum dauernden Frieden für Europa, so wäre es eine solche geographische Absonderung der Colonial=Länder. Wenn auch nicht ganz, ist dieser Schritt doch der Hauptsache nach durch die letzten Friedensschlüsse gethan; worauf wir zu seiner Zeit zurückkommen werden; die Ent=

und vielleicht noch mehr kosten wird, war die Folge davon; in Westindien, in Ostindien, in Nordamerika wurden die Franzosen jetzt Nachbarn der Engländer. Das wechselseitige National-Interesse durchkreuzte sich also immer mehr; die beyderseitigen Berührungs-Puncte waren jetzt nicht mehr blos in Europa zu suchen; sie fanden sich an allen Enden der Welt. Auch hatte die Rivalität der Nationen sich bereits unter den Stuarts, trotz der damaligen Einigkeit der Herrscher beyder Reiche, gezeigt. England war 1668 der Tripelallianz wider Frankreich gegen die Neigung Karl's II. beygetreten; und wenn auch Karl in dem nächsten Kriege 1672 sich mit Ludwig gegen Holland verband, so nöthigte ihn doch schon das Geschrey des Volks, nach zwey Jahren von der Verbindung abzugehen. Es war also um die Zeit der Revolution in England schon eine wahre National-Rivalität gegründet; sie war nicht blos eine Frucht der Politik von Wilhelm III.

Allerdings trugen aber die persönlichen Gesinnungen und Verhältnisse dieses Fürsten auf vielfache Weise dazu bey, dieselben zu vergrößern, indem er sie zur festen Staatsmaxime erhob. Noch im Jünglingsalter (1672), als die Stütze der Republik der Niederlande dem mächtigen Herrscher von Frankreich gegen übergestellt, der sie stürzen wollte, den er, und der wiederum ihn persönlich haßte *), schien er schon

wickelung der Schicksale der Spanischen Colonial-Länder thut vielleicht das Uebrige.

*) Es ist aus den Memoires von *St. Simon* bekannt,

seit diesem Zeitpunct nur für den einzigen Zweck zu leben, Ludwig entgegen zu arbeiten; und wurde die Seele aller der Verbindungen, die sich gegen ihn entspannen. Auf den Thron von England erhoben, hatte er jetzt diesen gegen ihn zu vertheidigen, da Ludwig seinen Nebenbuhler in Schutz nahm; der Krieg, noch zugleich durch eine Menge anderer Ursachen herbeygeführt, brach also nothwendig aus, und setzte fast ganz Europa in Flammen (1689-1697), bis Ludwig in dem Ryswiker Frieden sich bequemte, Wilhelm als König von England anzuerkennen.

Es giebt schwerlich ein anderes Beyspiel in der Geschichte, daß die Rivalität zweyer aufgeklärten Nationen zugleich auf so vielfachen Fundamenten gebaut wäre, als die zwischen England und Frankreich. Das Interesse der Selbstständigkeit, der Religion, des Handels, waren hier mit dem des Regenten auf eine wunderbare Weise verschlungen. Darf man sich also wundern, wenn eine solche Rivalität eine der stärksten und zugleich der dauerhaftesten ward? Allein es ist Zeit, die Folgen zu entwickeln, welche dieselbe für die Bildung des nachfolgenden Brittischen Continental-

daß dieser persönliche Haß zuerst durch die abschlägige Antwort entstand, die Wilhelm dem König ertheilte, als dieser ihm, noch als bloßem Prinzen von Oranien, eine seiner natürlichen Töchter zur Gemahlin anbieten ließ. — Nur lege man auf solche Anecdoten, auch wenn sie wahr sind, nicht zu viel Gewicht. Auch ohne diesen Vorfall würde die Sache nicht anders gegangen seyn.

Interesse überhaupt hatte; wir werden hier mehrere der Hauptfäden sich anspinnen sehen, an welchen das ganze Gewebe der folgenden Politik von Europa hing.

Bündnisse auf dem festen Lande mußten unter den damaligen Umständen für England eine unausbleibliche Folge dieser Rivalität seyn. Es war ein Wettstreit mit einer Macht, die als Seemacht damals England ungefähr gleich, als Landmacht aber ihm unendlich überlegen war; und um so mehr überlegen bleiben mußte, da es noch lange währte, bis man hier es einsehen lernte, daß Vermehrung des stehenden Militärs nicht sogleich Schmälerung der National-Freyheit sey. England durfte sich also damals nicht schmeicheln, allein einen Kampf mit Frankreich bestehen zu können; und diese einmal gegründete Idee blieb herrschende Idee selbst bis auf die Zeiten herunter, wo man ihre Richtigkeit mit großem Recht bezweifeln konnte; und daher zugleich das Princip der Continental-Politik.

Eine Verbindung mit derjenigen Macht, die als Landmacht zugleich den ersten Platz nach Frankreich behauptete und ihm das Gegengewicht hielt, war also eine natürliche Folge; und so entstand jene enge Verbindung zwischen England und Oesterreich; die das wahre Fundament der Brittischen Continental-Verhältnisse ward, und, wenn auch vorübergehend aufgelöst, doch bald sich aufs neue wieder anknüpfte; und wahrscheinlich auch immer wieder sich anknüpfen wird, so lange überhaupt die Rivalität zwischen England und Frankreich währt. Sie zog

aber von selber, so lange noch ein Zweig des Habsburgischen Hauses in Spanien herrschte, auch eine Verbindung mit dieser Macht nach sich, und zwar um so mehr, da die Eroberungspläne von Ludwig XIV. auf ihre Niederländischen Provinzen fortdauernd gerichtet waren. Noch größer mußte aber nothwendig der Einfluß der Brittischen Politik auf die vereinigten Niederlande werden, da ihr Erbstatthalter zugleich jetzt König von England war; und so entstand das große Bündniß zu Wien (1689), in dem England seinen mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse des festen Landes zum erstenmal in seiner ganzen Stärke zeigte.

Dieses Bündniß, und der darauf folgende Krieg, bis zum Ryswiker Frieden 1697, gaben dem Staatensystem des westlichen Europas die meisten der Hauptformen, die ihm nachmals eigenthümlich geblieben sind. Die Verbindung der Seemächte (Englands und Hollands) mit Oesterreich, gegen die Macht, die als Landmacht und Seemacht fast gleich furchtbar war, bildet die Grundlage; und das Interesse dieser Staaten forderte eine solche Verbindung so klar, daß schwerlich politische Sophismen viel dagegen werden ausrichten können. Jene Staaten des festen Landes, die alle bereits die Erfahrung gemacht hatten, daß Ludwig sich auf ihre Kosten vergrößern, oder selbst sie vernichten wollte, mußten darin das natürlichste Hülfsmittel gegen seine Uebermacht sehen; und in wie fern dieses bey England gleichfalls der Fall war, ist aus dem obigen klar.

Unter diesen Umständen brachte es die geographische Lage dieser Staaten mit sich, daß die damals noch Spanischen, nachmals Oesterreichischen, Niederlande gleichsam der Centralpunct dieser Verbündeten werden mußten. Sie waren auf der einen Seite das Hauptziel der Französischen Politik; und dagegen auf der andern gleichsam die Brücke, durch welche England mit seinen Verbündeten des festen Landes zusammenhing. Durch sie führte der Weg nach Deutschland, und zu der Vereinigung mit den verbündeten Heeren; sie waren der Ableiter der Kriege für die Hauptländer der Oesterreichischen Monarchie; mit ihrer Unabhängigkeit von Frankreich stand oder fiel die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande, so wie des Deutschen Reichs; und mit diesem Allem sank oder erhielt sich das Gleichgewicht von Europa. So ward und mußte die Erhaltung der Belgischen Provinzen eine der Hauptmaximen der Brittischen Continental-Politik werden; der dieser Staat wiederholt nicht ohne Ursache seine besten Kräfte aufgeopfert hat.

Indem England auf diese Weise seine Continental-Verbindungen auf allen Seiten anknüpfte, konnte es nicht fehlen, daß auch mehrere der kleinern Staaten in dieselben hineingezogen wurden. Nur diejenigen aber von ihnen verdienen hier angeführt zu werden, wo diese Verbindungen dauerhafter wurden; und unter diesen muß Savoyen zuerst genannt werden. Die unglücksvolle Thätigkeit von Louvois nöthigte in dem Kriege von 1689 den Herzog Victor Amadeus II. zum erstenmal an jenen großen Trauerspielen Antheil zu

nehmen, die jetzt in Europa wiederholt aufgeführt wurden; und die Lage und Beschaffenheit seiner Staaten, die das Thor und das Bollwerk von Italien sind, mußten, sobald auch dieses Land ein Schauplatz des Krieges ward, dem Beytritt dieses Hauses einen hohen Grad von Wichtigkeit geben, den die gewandte Politik seiner Herrscher in diesem gefährlichen Spiele mit den Mächtigern auf eine seltene Weise und mit noch seltenerm Glücke zu nutzen wußte. Von den übrigen Staaten Italiens, da Neapel noch Provinz war, war keiner wichtig genug, um Verbindungen mit ihm anknüpfen zu können; und die mit einzelnen Deutschen Fürsten brauchte man weniger zu suchen, da das gesammte Reich gewöhnlich seinem Oberhaupte zu folgen, und jeder der großen Oesterreichischen Kriege auch ein Reichskrieg zu werden pflegte.

Durch den Krieg von 1689 wurden also die Brittischen Continental-Verhältnisse eigentlich organisirt; und auf dem Grunde, der hier gelegt war, ward nachmals nur weiter fortgebaut. Den Beweis davon gab der schon nach 4 Jahren folgende Spanische Successionskrieg. Durch die Unterhandlungen, welche ihm vorhergingen, war England auf das tiefste in die Verhältnisse des festen Landes verflochten worden; und würde, hätte auch Ludwig XIV. durch die Anerkennung des Prätendenten gegen den Ryswiker Frieden dasselbe nicht zum Kriege gezwungen, doch schwerlich die Neutralität behauptet haben. Es galt hier die Entscheidung eines Streits, wovon nach den herrschenden Grundsätzen der damaligen Politik, — in

wie fern mit Recht oder Unrecht kommt hier nicht in Betrachtung, — die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa abhing.

Die Verbindungen Englands auf dem festen Lande in diesem Kriege waren also, mit Ausnahme der veränderten Verhältnisse in Spanien, fast gänzlich dieselbigen, wie in dem vorhergehenden; ungeachtet der Schöpfer dieser Verbindungen den Ausbruch desselben nicht mehr erlebte *). Allein die unveränderte Politik seiner Nachfolgerin, der Königin Anna, ungeachtet des Wechsels der Einfluß habenden Personen, giebt den deutlichsten Beweis, daß bey allem Gezänke der Partheyen in England die Politik von Wilhelm doch nicht blos seine, sondern die der Nation gewesen war. Die Verbindung mit Oesterreich ward der Hauptfaden, an den sich Alles übrige anreihte, da nicht nur die Republik der vereinigten Niederlande, ungeachtet der abgeschaften Erbstatthalterwürde, ihrer Politik getreu blieb, sondern auch das Deutsche Reich an dem Kriege thätigen Antheil nahm, und der Herzog von Savoyen, wenn auch Anfangs auf Frankreichs Seite, doch bald von den Alliirten gewonnen ward. Dennoch hat der Spanische Successionskrieg die Brittische Continental-Politik auf mehr wie eine Weise anders modificirt, und ihr zugleich eine größere Stärke und einen größern Umfang gegeben; und diese Puncte bedürfen hier einer nähern Erläuterung.

*) Wilhelm III. starb 1702. 19. März.

Erstlich: Die alten Verbindungen, besonders die mit Oesterreich, wurden durch ihn weit mehr befestigt. Die damalige Föderation fand das, wodurch jede Allianz nur erst furchtbar wird, Oberhäupter, die fähig waren, sie zusammenzuhalten und ihr einen Geist einzuhauchen. Wo zeigte wohl die Geschichte ein Duumvirat, wie das von Eugen und Marlborough? Und wo wäre es nicht der glückliche Erfolg, der einer solchen Verbindung das Siegel der Festigkeit aufdrückte? Wenn gleich gegen das Ende des Kriegs die Verbindung dennoch zerfiel, so war es doch schon ein Beyspiel ohne Gleichen, daß sie so lange hatte dauern können; und auch jene Auflösung war nur vorübergehend, und der Faden knüpfte sich wieder an, sobald die Umstände es erforderten.

Zweytens: Eine bleibende Folge jenes Kriegs für die Brittische Continental-Politik war die enge Verbindung mit Portugal. Wenn dieser Staat nicht ohne Ursachen für seine Unabhängigkeit fürchtete, wie ein Bourbon den Thron von Spanien bestieg, und deßhalb an die Verbündeten sich anzuschließen bereit war, so bedurften diese seiner, um den Krieg mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs selbst nach Spanien spielen, und Philipp von Anjou seines Throns wieder berauben zu können. Allein eine solche, durch die Zeitumstände herbeygeführte, Verbindung würde doch nur vorübergehend gewesen seyn, wenn sie nicht durch stärkere Bande wäre befestigt worden. Dieß geschah durch den berühmten Handelstractat des Brittischen Ministers Methuen 1705, durch den den

Brittischen Manufacturen, besonders den Wollenzeugen, in Portugal, so wie den Portugiesischen Weinen in England, ein freyer Eingang verstattet wurde. Es ist bekannt, daß kaum ein anderer Handelstractat so gewinnreich für England geworden ist, da der hier eröffnete Markt durch die erst kurz vorher aufgefundenen Goldgruben von Brasilien ein so unermeßlich reicher Markt wurde. So entstand, indem das Handelsinteresse auf das innigste mit dem politischen verflochten wurde, jene Anschließung Portugals an England, die selbst die heftigsten Stürme der Revolution nicht haben auflösen können.

Drittens: In dem Spanischen Successionskriege wirkte England zum erstenmal durch die Ertheilung großer Subsidien. Der Reichthum von England in Verbindung mit dem Finanzsystem, zu welchem unter Wilhelm III. der Grund gelegt wurde, durch Fundirung der Staatsschuld sich einen unermeßlichen Credit zu verschaffen, hätte eine solche Erscheinung früher oder später hervorbringen müssen, wenn es nicht schon überhaupt in dem Character von Handelsstaaten läge, die große Landkriege führen, daß sie dieses mehr oder weniger durch fremde, von ihnen bezahlte, Truppen thun. Mag dieses durch Subsidien, oder durch förmliches in Sold=Nehmen geschehen; es bleibt der Hauptsache nach dasselbe System, und die guten und übeln Folgen müssen auch dieselben bleiben. Der Spanische Successionskrieg gab bey seiner unnöthigen Fortsetzung durch den Abbruch der Friedensunterhandlungen 1709 schon ein gefährliches Beyspiel von

der Leichtigkeit der Verlängerung solcher Kriege, sobald das Interesse der Parthey, die am Ruder sich befindet, sie fordert; allein die Erfahrung hat auch wiederholt gezeigt, daß der Schaden davon auf England selber zurückfallen mußte.

Viertens: Die Bedingungen des Utrechter Friedens mußten die Continentalverhältnisse von England noch auf mehr wie Eine Weise verstärken, ohne sie doch — das neue Verhältniß gegen Spanien abgerechnet — wesentlich zu verändern. Dieß geschah aber theils durch die Abtretung der Spanischen Nebenländer in Europa, theils durch die Acquisitionen, die England in Amerika machte. Indem die bisherigen Spanischen Niederlande jetzt an Oesterreich kamen, blieb dieses dadurch, aus den oben entwickelten Ursachen, der natürliche Verbündete von England auf dem festen Lande; und die Abtretung der Italiänischen Besitzungen theils an Sardinien, theils gleichfalls an Oesterreich, bot neue Berührungspuncte eines gemeinschaftlichen Interesse für diese Staaten und für England in dem Mittelmeere dar, welches durch den Gewinn von Gibraltar und Minorka hier ohnehin schon festen Fuß gefaßt hatte. Dagegen wurden die Bewilligungen des Assiento-Tractats von Spanien, und die Acquisition von Akadien oder Neu-Schottland in N. Amerika die Keime zu künftigen Kriegen, die sich aber in der folgenden Periode erst lange nachher entwickelten.

Das Resultat, welches aus diesem Allem hervorgeht, ist also: "daß, um die Zeit, als das Haus

„Hannover zum Brittischen Thron gelangte, das „Continental-Interesse von England, nach seinen „Haupttheilen, schon völlig bestimmt war.“ Die Rivalität mit Frankreich war das Fundament, worauf es gebauet war; und so lange diese dauert, wird es, troß allen momentanen Veränderungen, doch wesentlich dasselbe bleiben. Die freundschaftliche Verbindung, in der England unter Georg I. mit dem Regenten trat, schien zwar jene Rivalität zu beendigen; aber es schien auch nur so. Sie war nur die Folge eines innern Zwistes in dem Hause Bourbon, und hörte auch mit diesem wieder auf, wie der folgende Zeitraum lehren wird.

Fünfter Zeitraum.

Periode des Hauses Hannover bis auf die Französische Staatsumwälzung 1714—1789.

Die Continentalverhältnisse von England unter dem Hause Hannover werden noch enger und verwickelter, als sie es vorher gewesen waren; die Untersuchung darüber greift also auch unvermeidlich desto tiefer in die allgemeine Geschichte des Europäischen Staatensystems ein, und wird dadurch desto schwieriger, aber auch desto lehrreicher. Vielleicht darf man auch hinzusetzen desto verdienstlicher, da diese ganze Periode der Brittischen Geschichte, wie einzig in seiner Art, und wie glänzend auch immer der Stoff ist, den sie darbietet, noch keinen ihrer würdigen Bearbeiter gefunden hat. Mag also das, was hier gegeben

ben werden kann, auch immer dazu nur eine geringe Vorarbeit seyn, so lohnt es sich doch der Mühe, die Geschichte dieses Staats in diesem glücklichen Zeitraum nach einem ihrer wichtigsten Gesichtspuncte zu verfolgen; und vielleicht zugleich einige der Vorurtheile zu bekämpfen, die durch einseitige Ansicht entstanden sind.

Ich glaube es in der ersten Hälfte dieser Untersuchung hinreichend dargethan zu haben, daß um die Zeit, als Georg I. den Brittischen Thron bestieg (1714), die Hauptfäden der Brittischen Continentalpolitik bereits völlig geknüpft waren. Allerdings aber wurden sie theils verstärkt, theils kamen auch einige neue hinzu. Als den ersten und stärksten von diesen betrachtet man gewöhnlich den Umstand, daß das Haus, welches den Brittischen Thron bestieg, auch Besitzungen auf dem festen Lande hatte. Daß es eine gänzlich falsche Idee sey, in diesen den Hauptgrund der Brittischen Continentalpolitik zu suchen, muß schon aus dem Bisherigen deutlich hervorgehen; allerdings blieben sie aber nicht ohne Einfluß, wie übertrieben auch derselbe, besonders von den Brittischen Schriftstellern, in gewissen Perioden geschildert worden ist. Allein eine unpartheyische Würdigung desselben setzt eine deutlichere Ansicht der politischen Lage von England bey dem Regierungsantritt Georg's des Ersten, sowohl in Rücksicht seines innern Zustandes, als seiner Verhältnisse gegen das übrige Europa voraus.

Die damaligen innern Verhältnisse von England würden schon allein engere Continental-Verhältnisse haben herbeyführen müssen, wären auch nicht die auswärtigen hinzugekommen. War gleich das Haus Hannover durch die Stimme der Nation zu der Nachfolge gerufen, so ist es doch bekannt, wie wenig diese Nation damals in sich selbst einig war; wie die Partheyen der Whigs und Torys zu wahren politischen Faktionen wurden; und welche wilde Ausbrüche die Folgen davon waren. Es gab einen Prätendenten, der zahlreiche Anhänger im Innern, und mächtige Freunde im Ausland hatte. So lange dieser auswärts Stützen fand, oder auch nur der Anschein da war, daß er sie finden würde, mußte ihm entgegengearbeitet werden, und dieses Entgegenarbeiten, auch wenn es nur durch Unterhandlungen geschah, führte nothwendig eine Kette von politischen Verhältnissen auf dem festen Lande herbey. Das Daseyn, und zwar das lange Daseyn eines solchen Prätendenten, der wenigstens eine politische Wichtigkeit erhalten konnte, und in gewissen Zeitpuncten wirklich erhielt, war für England selbst, so wie für das neuregierende Haus ein ausgezeichnetes Glück. Die fortdauernde Gefahr erhielt die Nation, so wie die Regenten, in fortdauernder Wachsamkeit, und wurde eins der stärksten Bande zwischen beyden. Wie tief auch immer jener die Ueberzeugung eingedrückt seyn mochte, daß die Aufrechthaltung ihrer Verfassung an die protestantische Succession geknüpft war, so bedurfte die große Masse des Volks doch einer

fortdauernden Erinnerung daran; und was konnte diese mehr geben, als die fortdauernden Ansprüche eines katholischen Prätendenten? Und wie groß auch immer die persönlichen Eigenschaften, wie rein die Absichten, und wie stark die Anhänglichkeit an die Constitution bey den Regenten aus dem neuen Hause waren, so konnte es doch auch für sie keine lebendigere Erinnerung geben, daß sie durch die Constitution und für die Constitution mit ihrer hohen Würde bekleidet seyen, als eben jene lange fortgesetzten Ansprüche. So mußten König und Nation in der Ueberzeugung übereinkommen, die Constitution als das Palladium, jene ihrer Freyheit, diese ihres Throns, zu betrachten; so entwickelte sich von selbst die Ueberzeugung, daß das Interesse des Königs und des Volks eins und dasselbe und unzertrennlich sey; so blieb, mit Einem Wort, die Constitution nicht ein todter Buchstabe; sondern ward den Herzen des Volks und seiner Regenten eingedrückt.

Noch mehr indeß trugen die damaligen auswärtigen Verhältnisse dazu bey, die Continental=Politik Englands zu verstärken, durch die es auf das Tiefste sowohl in die Angelegenheiten des Westen, als des Osten von Europa verflochten wurde.

Der Westen von Europa war so eben aus einem dreyzehnjährigen Kampfe hervorgegangen, dessen Preis die spanische Monarchie war. Ein Bündniß, von dem England die Seele genannt werden kann, hatte diesen Kampf bestanden, der sogleich ermattete, und bald sich endigte, als England zurücktrat. Der

Friede, in dem es sich wichtige Vortheile ausbedung, wie wenig hinreichend sie auch in den Augen der Whigs schienen, war sein Werk gewesen; die Erhaltung desselben mußte nicht weniger sein Interesse seyn. Selten war aber wohl ein Frieden schwankender, als der Utrechter es war; denn zwischen den beyden Hauptttheilnehmern, zwischen Spanien und Oesterreich, bestand durch Uebereinkunft noch gar kein Friede, wenn auch durch die Entfernung ihrer Länder, und die Verhältnisse des übrigen Europas, der Krieg aufgehört hatte. Der Verlust der Europäischen Nebenländer, in Italien und den Niederlanden, an Oesterreich und Savoyen war von Spanien nicht verschmerzt; es wartete nur auf eine Gelegenheit sich ihrer wieder zu bemächtigen. Das Interesse Englands also und Oesterreichs, seines Hauptverbündeten auf dem festen Lande, kam in der Erhaltung des Friedens überein; und die Bande zwischen beyden mußten dieselben bleiben, oder noch stärker werden. Allein die Wendung, welche die innern Verhältnisse des Bourbonischen Hauses nahmen, verschaffte ihm noch einen andern Alliirten auf dem festen Lande, den es noch so eben mit der äußersten Anstrengung bekämpft hatte, Frankreich. Seit dem Tode von Ludwig XIV. (1715) entwickelten sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans jene Verhältnisse auf eine ganz andere Weise, als man es erwartet hatte. An die Stelle der gehofften engen Verbindung zwischen den beyden Zweigen des Bourbonischen Hauses in Frankreich und Spanien trat vielmehr Eifersucht und

Zwietracht, die bis zum Kriege führte. Die schwache Gesundheit des jungen Königs von Frankreich eröffnete die wahrscheinliche Aussicht einer baldigen Erledigung des französischen Throns. Wer sollte in diesem Falle folgen? Der Regent, oder der König von Spanien, der für sich und für seine ganze Descendenz auf den französischen Thron hatte Verzicht thun müssen? Allein man wußte schon aus dem Beyspiele Ludwig's des Vierzehnten, was es mit einer solchen Verzichtleistung zu sagen hatte. Es war aber wenig Wahrscheinlichkeit, daß der Regent sich den Scepter würde entreissen lassen, wenn man damit bis zum Tode des jungen Königs wartete. Viel leichter schien es, ihm jetzt die Regentschaft zu entreissen; und diese Idee fand in den Kopf des spanischen Ministers Alberoni um so eher Eingang, da sie mit seinen übrigen Entwürfen der Wiedereroberung der durch den Utrechter Tractat an Oesterreich und Savoyen verlornen Nebenländer, besonders in Italien, ja selbst der Umwälzung des Staatensystems von Europa durch die Erhebung des Prätendenten auf den Brittischen Thron zusammenhing. Allein der Versuch, durch eine Verschwörung den Regenten zu stürzen, ward verrathen und vereitelt; und der Ausbruch selbst von Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich (1719) war die Folge davon.

Unter diesen Umständen war die Anschließung des Regenten an England eine natürliche Politik. Er hatte mit England Ein Interesse, das Aufrechthalten der bestehenden Ordnung der Dinge in Europa, wie

sie durch den Utrechter Frieden gegründet war; er mußte wegen seiner Selbsterhaltung den Absichten Spaniens entgegenarbeiten. Auf der andern Seite, wie auffallend auch die Erscheinung seyn mag, England und Frankreich verbündet zu sehen, findet man doch leicht, daß es keine wesentliche Veränderung der Brittischen Continental-Politik war. Spanien wollte unter Alberoni in Europa herrschen, wie Frankreich unter Ludwig dem vierzehnten. Es war also dasselbe Interesse, das jetzt England dahin brachte, Spanien sich zu widersetzen, mit dem, welches wenige Jahre vorher es zum Kampfe gegen Frankreich bewogen hatte.

Außerdem traten aber noch in Rücksicht Spaniens besondere Ursachen ein, die in den Brittischen Handelsvortheilen ihren Grund hatten, welche England bewogen, Spanien entgegenzuarbeiten, und — was damit gleichbedeutend war — die Aufrechthaltung des Utrechter Friedens in seinem ganzen Umfange zum Ziel seiner Politik zu machen; nämlich die in diesem Frieden von Spanien gemachten großen Bewilligungen durch den Assiento-Tractat. Zufolge desselben hatten die Engländer das Recht, das Spanische Amerika auf 30 Jahre mit Negersclaven zu versehen, und jährlich ein Schiff von 500 Tonnen auf die große Messe von Portobello zu schicken *);

*) Die Messe von Portobello war damals eine der wichtigsten in der Welt, weil hier der Umsatz der Europäischen Waaren für das Spanische Südamerika gegen das Gold und Silber von Peru geschah.

Bewilligungen, die fast unausbleiblich durch den Schleichhandel, der davon unzertrennlich war, ihnen den Handel des Spanischen Amerikas zusichern mußten. Je einträglicher fast mit jedem Jahre diese Vorrechte wurden, um desto mehr war es das Streben der Brittischen Regierung, durch Fortdauer des Friedens auch die Fortdauer dieser Vortheile zu sichern. Es wäre überflüssig die Begebenheiten zu erzählen, die nach 1719 den Sturz Alberoni's, und darauf den Beytritt Spaniens zu der Quadrupelallianz herbeyführten, wodurch jener Zweck erreicht wurde.

Diese Auseinandersetzung zeigt wohl hinreichend, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des westlichen Europas in der ersten Hälfte der Regierung Georg's I. keineswegs blos in dem Interesse des Regenten, sondern auch in dem Interesse der Nation gegründet war. Es war damals noch von keiner Alleinherrschaft der Meere, es war nur von der Erhaltung des Gleichgewichts, so wie von der Erhaltung der Vortheile, die der Nation zugesichert waren, und von der Fortdauer der Ruhe Europas die Rede. Allein desto wichtiger fängt jetzt schon der Einfluß der Colonialbesitzungen an, auf die Continentalpolitik zu wirken, dessen Fortschritte in der Folge nicht unbemerkt bleiben dürfen.

Indem aber das Brittische Cabinet in dem Westen von Europa thätig war, knüpften sich zugleich neue Fäden der Continentalpolitik in dem Osten an. Der große Krieg, der den Norden dieses Welttheils ein und zwanzig Jahre hindurch verwüstete (1700-

1721), äußerte auch auf England seinen Einfluß. Es ist der, beynahe in allen Brittischen Geschichten wiederholte, Vorwurf, der Georg dem ersten gemacht wird, daß er den König hier mit dem Churfürsten verwechselt, und seinen deutschen Ländern zu Gefallen auch als König sich in jene Fehden habe verwickeln lassen. Um desto mehr verdienen hier die Fragen eine unpartheyische Untersuchung, — und was könnte noch jetzt wohl dieser Unpartheylichkeit im Wege stehen? — inwiefern das Interesse von England selbst diese Einmischung erforderte? Inwiefern es mit dem des Churfürstenthums übereinstimmte? Und inwiefern der Erfolg für England nachtheilig oder vortheilhaft war?

Es ist bereits in den obigen Abschnitten dieser Abhandlung gezeigt, daß England schon seit längerer Zeit kein müssiger Zuschauer bey den Nordischen Staatshändeln geblieben war. Der Grund davon lag in seiner Schifffahrt nach der Ostsee. Seitdem diese beträchtlich wurde, konnten ihm die dortigen Veränderungen so wenig gleichgültig seyn, als sie es den Holländern waren, mit denen es diese Schifffahrt, wenn auch damals noch sehr ungleich, theilte. Sie konnten dieses um so viel weniger seyn, da die natürliche Beschaffenheit der Ostsee, zu welcher man nur durch schmale Meerengen, unter denen eigentlich nur Eine, der Sund, eine völlig brauchbare Straße für die Schifffahrt ist, gelangen kann, es keineswegs gleichgültig machte, in wessen Händen diese Straße, und mit ihr der Zugang zu jenem Meere

sey. Wenn eine einzige Macht im Norden die Herrschaft an sich riß; wenn sich hier, wie es in der Periode der Schwedischen Uebermacht mehr wie Einmal im Werke war, eine einzige große Monarchie bildete, die jene Straße wirklich verschließen, oder durch willkührliche Erhöhung von Zöllen so gut wie verschließen konnte, so war der Handel und die Schifffahrt der Engländer und Holländer dahin im hohen Grade precair und ungewiß.

Die thätige Theilnahme Englands an den Händeln des Nordens fängt daher auch erst an in der Periode der Schwedischen Uebermacht, als diese anfing Dänemark zu bedrohen; und die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichts, oder wenigstens die Sicherung der Existenz des einen wie des andern, war das Ziel derselben. Freylich konnte nach den Verhältnissen Englands diese Theilnahme außer den Negotiationen nur in der Sendung von Flotten bestehn; allein nach der Lage dieser Reiche, bey der jeder Krieg zwischen ihnen, sobald er ernstlich seyn sollte, nicht wohl bloßer Landkrieg, sondern auch Seekrieg seyn mußte, war gerade eine solche Hülfe von hoher Wichtigkeit; und konnte selbst, was sonst bey Seeunternehmungen nicht leicht der Fall zu seyn pflegt, entscheidend werden.

Die innern Unruhen und Kriege, welche England gegen das Ende des dreyßigjährigen Krieges verwüsteten, machten eine lebhafte Theilnahme an der damaligen Bedrängniß Dänemarks durch Schweden, die durch den Frieden von Brömsebroe endigte (1645),

unmöglich. Die Periode von Cromwell ist aber der Zeitpunct, wo diese anfing. Seine Absicht ging selbst, wie in dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung gezeigt ist, dahin, England Besitzungen in der Ostsee zu verschaffen. Als Karl Gustav von Schweden Dänemark gänzlich zu vernichten drohte (1657), nahm sich England thätig desselben an. Unter Englischer Vermittlung ward der Friede zu Roschild geschlossen (26. Febr. 1658); und wie Karl Gustav plötzlich diesen wieder brach, und Copenhagen belagerte, nahm England nicht nur an der Verbindung im Haag Antheil; sondern Englische Kriegsschiffe gingen auch mit der Holländischen Flotte nach der Ostsee, und trugen durch den Sieg über die Schwedische Flotte viel zu der Entsetzung von Copenhagen bey (1659). Der Handel nach der Ostsee, die Erhaltung des Sundzolls auf dem bisherigen Fuß, sind die Ursachen, welche in dem damaligen Tractate von dieser eifrigen Theilnahme angeführt werden *).

Die kurz darauf erfolgte Veränderung in England, durch die Wiederaufrichtung des Throns, verminderte die Theilnahme Englands nicht nur nicht, sondern befestigte sie vielmehr. Man hielt den Handel nach der Ostsee für so wichtig, daß er durch neue Handelsverträge mit Schweden sowohl als Dänemark regulirt ward, welche noch jetzt die Grundlagen des beyderseitigen Verkehrs ausmachen. Der

*) Man sehe Schmauß Einleitung zu der Staatswissenschaft. II, S. 129.

mit Schweden ward von Karl II. bereits im Jahr 1661 mit der Regentschaft, unter der Karl XI. stand, abgeschlossen, und im Jahr 1666 in einigen Stücken verändert; der mit Dänemark kam im Jahr 1671 zu Stande *). In beyden wurde besonders darauf Rücksicht genommen zu bestimmen, was Contrebande sey, (worüber jedoch die Bestimmungen nicht gleichlautend sind), um auch in kriegerischen Zeiträumen den Störungen jener Schifffahrt vorzubeugen. Was aber die Aufmerksamkeit der Engländer auf die Ostsee am meisten rege erhielt, war das beständige Streben der Holländer, ihnen den Rang dort abzulaufen, und wo möglich sie gänzlich davon auszuschließen; weßhalb die Verhältnisse beyder Staaten auch gewöhnlich auf den Norden zurückwirkten. Einen deutlichen Beweis davon geben die Unterhandlungen während des Kriegs, den beyde Mächte in den Jahren 1665-1667 mit einander führten, der durch den Tractat von Breda endigte. Die Holländer gewannen damals Dänemark sowohl als Schweden für sich; und den Engländern sollte der Eingang in die Ostsee gänzlich durch die Dänen untersagt werden **). Allein der bald darauf folgende Frieden von Breda (1667), und die neuern und größern Auftritte im westlichen Europa, als

*) Man findet sie in *Schmauss Corpus Juris gentium.* Vol. II. p. 753 und 2328.

**) Zufolge des Tractats, der d. 11. Febr. 1666 zwischen Holland und Dänemark in Haag abgeschlossen wurde. Schmauß Staatswissenschaft II, S. 178.

Ludwig XIV. seine Kriege hier in den Niederlanden anfing, veränderten die politischen Verhältnisse, und jene Unterhandlungen blieben ohne Erfolg.

Zwar erstreckten sich die Erschütterungen, welche die ehrsüchtigen Unternehmungen Ludwig's hervorbrachten, bis tief in den Norden: und als es Frankreich gelang, Schweden für sich zu gewinnen, wurde auch Dänemark hereingezogen; allein der Krieg wurde kein Seekrieg, und hatte keine Beziehung auf den Handel. Man braucht außerdem nur an die innern Verhältnisse von England sich zu erinnern, wie sie sowohl unter Karl II. und Jacob II., als auch unter Wilhelm III. waren, um es zu begreifen, weßhalb seine Politik in diesen Zeiten weniger auf den Norden gerichtet seyn konnte.

Der große Nordische Krieg aber, der nach einem zwanzigjährigen Kampfe die Verhältnisse des Nordens gänzlich veränderte, mußte nothwendig die Aufmerksamkeit Englands erregen. Man sah davon schon die Beweise in dem Frieden zu Travendal (1700), der unter Englischer Vermittelung und Garantie zwischen Dänemark und Schweden geschlossen ward. Der Spanische Successionskrieg, der gleich darauf den Westen von Europa in Flammen setzte, und von England mit einer noch nie gesehenen Anstrengung und einem eben so großen Glücke zu Lande geführt ward, machte es freylich der Brittischen Politik unmöglich, sich mit Nachdruck in die Händel des Nordens zu mischen. Man beobachtete nur den Schwedischen Helden, und war gern zufrieden, wenn

man es nur verhindern konnte, daß ihn nicht etwa die Lust anwandelte, als Verbündeter von Frankreich mit dem Schwerdt darein zu schlagen. Allein durch den Utrechter Frieden (1713) von diesem Kampfe befreyt, war es wohl kaum anders zu erwarten, als daß England auch auf jener Seite wieder thätig seyn würde.

Aber gewiß war es für die Brittische Politik keine leichte Aufgabe, welche Parthey man hier ergreifen sollte? Alle Verhältnisse waren hier verändert; Schweden war erschöpft und zu Grunde gerichtet; und während Rußland seine Kräfte entwickelte, konnte nicht mehr blos von der Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Dänemark und Schweden die Rede seyn. Aber aus welchem Gesichtspunkte mußte England diesen Wachsthum von Rußland, in Beziehung auf sein eigenes Interesse, betrachten? — Auf der Einen Seite konnte es der Brittischen Politik nicht gleichgültig seyn, daß im Norden eine Macht sich bildete, die nicht nur die Unabhängigkeit und selbst die Existenz der übrigen Staaten bedrohete; sondern es auch ganz darauf anlegte, große Seemacht zu werden, und die Herrschaft der Ostsee an sich zu reissen. Auf der andern Seite bedurfte es keines großen Scharfsinns, um die Vortheile, wo nicht zu berechnen, doch wenigstens zu ahnen, die England aus der Policirung Rußlands zuwachsen mußten. Die Bekanntschaft mit den Künsten und Bedürfnissen des Luxus in einem so unermeßlichen Reiche öffnete für die handelnden und fabricirenden Völker Europas ei-

nen eben so unermeßlichen Markt für ihre Producte, von dem man die Engländer unmöglich ganz verdrängen konnte, wenn sich auch damals noch nicht voraussehen ließ, welches Uebergewicht dereinst England auf diesem Markte durch den Fall des Holländischen Handels haben werde.

Allein von diesen allgemeinen Betrachtungen ging die Brittische Politik, wie es scheint, nicht aus. Man warf keine Blicke in die Ferne, sondern handelte nach den Verhältnissen des Augenblicks. Man benutzte einzelne Gelegenheiten die sich darboten, und ward so in jene Händel verflochten, ohne ein festes System zu befolgen. Die Verbreitung des Nordischen Kriegs nach Deutschland, worin Georg I. als Churfürst von Hannover verwickelt wurde, gab dazu die Veranlassung.

Durch die Angriffe seiner Feinde hatte Schweden fast alle seine deutschen Besitzungen verloren, und besonders waren die durch den Westphälischen Frieden erlangten Herzogthümer Bremen und Verden in die Hände der Dänen gekommen. Dänemark verkaufte bekanntlich diese Länder an Hannover durch einen Tractat, der am 26. Juni 1715 unterzeichnet ward. Da Schweden diesen Kauf nicht anerkennen wollte, vielmehr Karl XII. es kein Hehl hatte, daß sein ganzes Streben dahin gehe, wo möglich in Norddeutschland wieder den Meister zu spielen, so würde die Verflechtung Hannovers in den Nordischen Krieg schon eine natürliche Folge gewesen seyn, wenn auch in dem Tractat nicht ausdrücklich wäre bestimmt worden, daß Georg I. an Schweden den Krieg erklären

sollte *). Er erklärte ihn auch als Churfürst von Hannover. Auch führte ihn Georg I. auf dem festen Lande nur als solcher; zugleich aber wurde ein Geschwader von 8 Englischen Kriegsschiffen nach dem Sund geschickt, das sich mit der Dänischen Flotte vereinigte **). Nicht mit Unrecht beklagte sich Karl XII. über diese letzte Maaßregel, die übrigens keine erheblichen Folgen hatte. Auch Er unterschied nun aber bey seinem bittern Hasse gegen Georg I. den König nicht weiter von dem Churfürsten; und suchte sich durch nichts geringeres, als durch eine Revolution zu Gunsten des Prätendenten in England zu rächen, die sein Minister, der Freyherr von Görz, zwar anlegte, aber nicht ausführen konnte.

Indessen gaben die großen Störungen, denen der Handel der Ostsee durch den Krieg ausgesetzt war, England auch Gelegenheit zu Klagen, die sein Interesse unmittelbar betrafen. Keine andre Macht hat die Handelsverbote mit ihren Feinden gegen die Neutralen so weit getrieben, als Karl XII. in seinen Verordnungen darüber ***). Allerdings hatte er dazu besondre Ursache. Es war nach den damaligen Verhält-

*) Man sehe die Actenstücke in *Memoires* de Lamberti, IX, p. 299.

**) Der Brittische Admiral Hopson diente damals unter dem Dänischen Oberbefehlshaber. So verändern sich die Dinge!

***) Man sehe seine Edicte vom 8. Febr. ... 19. Decemb. 1715. bey Lamberti, IX, p. 228.

nissen sein hohes Interesse, so viel ihm möglich war zu verhindern, daß Rußland ihm als Seemacht nicht überlegen ward. Gleichwohl war die Marine der Lieblingsgegenstand der Sorgen von Peter; und bereits 1716 konnte er selber mit einer Flotte in der Ostsee erscheinen, die der Schwedischen überlegen war. Die Neutralen, vorzüglich die Holländer, erleichterten ihm dieß auf alle Weise. Der große Gewinn, der dabey zu machen war, bewog sie, ihm nicht nur andere Nothwendigkeiten, sondern selbst ganze Schiffe zuzuführen, die als Kriegsschiffe gebraucht werden konnten. Darauf gründeten sich die scharfen Maaßregeln von Karl, die zwar zunächst die Holländer, aber nach ihnen auch die Engländer trafen, und ihre Schifffahrt auf der Ostsee beynahe vernichteten, wenn sie nicht durch die Bedeckung von Kriegsschiffen sie sicherten.

Das Interesse von Georg I., als Churfürst von Hannover, war also nicht das einzige, welches ihn zu Maaßregeln gegen Karl bewog; auch als König von England hatte er Ursache sich zu beklagen. Indeß ist es der, bey allen Englischen Schriftstellern wiederholte, Vorwurf, daß er dieß doppelte Interesse zu wenig unterschieden habe; daß der Wunsch, die Herzogthümer Bremen und Verden zu behaupten, wodurch die Communication zwischen seinem neuen Reiche und seinen deutschen Ländern eröffnet ward, ihn verleitet habe, auch England in die Nordischen Fehden zu verflechten. Es möchte schon nach dem bisher Gesagten nicht schwer seyn, Gründe zu

der

der Vertheidigung von Georg I. zu finden; allein wenn man auch jedem darin sein eigenes Urtheil läßt, so bleibt ein anderer Gesichtspunct übrig, den, von allen mir bekannten Englischen Schriftstellern, kein Einziger gefaßt hat; und der zur Beurtheilung dieses Gegenstandes der wichtigste ist. Ich meine die Bestimmung der Frage: für wessen Interesse die Acquisition von Bremen und Verden wichtiger war, ob für das von England, oder für das von Hannover? — Ich glaube es ist nicht schwer das erste zu zeigen.

Hannover gewann durch jene Acquisition allerdings wohlfeilen Kaufes zwey Provinzen, von denen jedoch die eine an sich nur von geringer, die andere zwar von größerer Wichtigkeit ist, beyde aber nur längs den Ufern der Flüsse eine höhere Fruchtbarkeit genießen. Allein die letzte dieser Provinzeh beherrscht die Mündungen der beyden Hauptflüsse, und also die beyden Haupthandelsstraßen des Nördlichen Deutschlands; und wird durch diese ihre geographische Lage von hoher Wichtigkeit. Für das Churfürstenthum, ein Land, das keine einzige Seestadt oder bedeutende Handelsstadt besitzt; das verhältnißmäßig wenig exportirt, und dem man seine Exporte, da sie gar nicht zu den Gegenständen gehören, die man unter der Contrebande zu begreifen pflegt, auch nicht leicht zu verhindern Ursache haben konnte, war dadurch wenig gewonnen; allein für England desto mehr. Seitdem die Provinz, welche die Mündungen jener Ströme, und mit ihnen die beyden

ersten Seestädte von Deutschland beherrscht, zu den Domänen seines Königs gehörte, waren diese großen Handelsstraßen England bleibend geöffnet; die Communication mit Deutschland hing nicht mehr von politischen Conjuncturen ab; es brauchte nicht leicht zu fürchten, daß seinen Exporten durch erhöhte Zölle der Eingang erschwert oder gänzlich versagt wurde; ihm war die Perspective eröffnet, sich des Handels von Norddeutschland zu versichern.

Um die Wahrheit dieser Bemerkung einzusehen, muß man den Gegenstand nicht nach den jetzigen, sondern den damaligen Verhältnissen betrachten. Es war, bey der damaligen Spannung zwischen England und Schweden, nichts weniger als eine leere Besorgniß, daß Karl jede Gelegenheit ergreifen würde sich zu rächen. Gesetzt er hätte sich wieder gehoben, — und war dieß nach der fast schon zur Reife gediehenen Aussöhnung mit Rußland nicht höchst wahrscheinlich? — und wäre wieder zum Besitz seiner deutschen Länder gekommen; würde nicht gleich damals, oder auch bey jedem nachmals entstandenen Streit die Sperrung jener Flüsse so gut wie die Sperrung der Ostsee, und die Ausrüstung von Kapern auf der Nordsee so gut wie auf jener, die Folge davon gewesen seyn?

Für den Brittischen Handel mußten aber jene Vortheile desto wichtiger erscheinen, je mächtigere Rivalen ihm damals noch entgegenstanden. Es fehlte zu jener Zeit noch viel, daß die Engländer schon die ersten in dem Handel mit Deutschland, besonders auf der Elbe und Weser, gewesen wären. Dieß waren

ohne Widerrede noch die Holländer. Um also die Concurrenz mit Holland auszuhalten, um ihm allmählig gleich zu kommen, wo nicht es zu verdrängen, war jene Acquisition von doppelt großer Wichtigkeit. Es wäre leicht, noch weitere Vortheile aufzuzählen, wie die ungehinderte Ueberschiffung von Truppen aus oder nach Deutschland, und andere, die England dadurch gesichert wurden, und deren Wichtigkeit von den jedesmaligen politischen Conjuncturen abhing.

Aus diesem Allen glaube ich erhellt hinreichend, — und mehr sollte auch nicht dadurch gezeigt werden, — daß es eine höchst beschränkte Ansicht der Brittischen Schriftsteller ist, wenn sie die bisher beschriebene Einmischung Georg's I. in die Nordischen Angelegenheiten, aus der England viel wesentlichere Vortheile als Hannover zog, ihm zum Vorwurfe machen.

Immer aber bleibt es wahr, diese Einmischung beruhte nicht auf festen politischen Principien, sondern war ein Werk der Umstände. Daher änderte sie sich auch völlig, so wie die Umstände sich änderten.

Karl XII. fiel in den Laufgräben *), sein Minister, sein Freund und Rathgeber, mußte das Blutgerüst besteigen; und mit ihnen stürzte auch das ganze Gebäude ihrer Politik zusammen, eben da es seiner Vollendung nahe war. Es ist bekannt, daß dieses auf das Fundament einer Aussöhnung mit Rußland

*) 11. Dec. 1718. Und schon am 28. Febr. 1719. ward Görz gerichtlich ermordet.

gegründet war, um dafür auf Kosten der andern Feinde, besonders Dänemarks, Ersatz zu finden. Die neuen Machthaber in Schweden wollten schon diesen Plan nicht, weil es der Plan des verhaßten Görz gewesen war. Wenn aber Karl XII. mit seinem eisernen Willen und seinem eisernen Arm nicht mehr fähig gewesen war, sich allein zu helfen, wie hätte diese Regierung es vermocht? Es blieb also nichts übrig, indem man mit Rußland wieder brach, als bey denen Hülfe zu suchen, die man so eben mit allem Nachdruck hatte bekriegen wollen; vor Allen aber bey England. Der Friedensschluß mit Georg I., als Churfürst von Hannover, in dem Schweden gegen ein Aequivalent an Gelde den Herzogthümern Bremen und Verden entsagte, bahnte dazu den Weg; und kurz darauf folgte ein Allianz-Tractat mit England *), der ausdrücklich gegen Rußland gerichtet war, in welchem der Beystand sowohl mit einer Flotte als mit Landtruppen stipulirt ward, um den verwüstenden Einfällen des Czars Grenzen zu setzen.

Das System der Brittischen Politik im Norden ward daher plötzlich umgekehrt, und England trat als der erklärte Gegner von Rußland und als der Vermittler bey Schwedens andern Feinden, bey Preußen und Dänemark, auf. Wie schlecht Schweden bey dieser Verbindung fuhr, ist aus der Geschichte bekannt;

*) Der Frieden mit Hannover ward abgeschlossen 20. Nov. 1719; und schon am 21. Jan. 1720 die Allianz mit England.

es mußte den Frieden mit Preußen durch die Abtretung des größten Theils von Pommern, den mit Dänemark durch die Aufgebung seiner Zollfreyheit im Sunde erkaufen. Aber der Zweck, den man erreichen wollte, ward dennoch nicht erreicht. Ungeachtet der hingesandten Flotten, die zu spät kamen, wurden die Küsten von Schweden von dem Czar nicht weniger auf das grausamste verwüstet; und der Preis, für den der Nystädter Friede von ihm erkauft werden mußte *), benahm Schweden vollends alle Hoffnung, je wieder in die Reihe der ersten Mächte von Europa eintreten zu können.

Wenn Schweden auf eine so harte Weise für seine politischen Fehler büßen mußte, so ließ die Umänderung der Brittischen Politik sich vielleicht damit entschuldigen, daß England die furchtbare Vergrößerung Rußlands hindern, und das System des Gleichgewichts in dem Norden aufrecht erhalten wollte. Allein in diesem Falle unternahm es etwas, das es nicht ausführen konnte; und gab bereits damals einen Beweis, wie wenig es seine eigenen Kräfte immer richtig zu schätzen, und seinen Wirkungskreis zu berechnen im Stande sey. Der einzige Schaden, den es Rußland zufügen konnte, war, auf einige Zeit seine Schifffahrt auf der Ostsee zu erschweren. Gewiß aber reichte dieses nicht hin, seinen Wachsthum aufzuhalten. Zu der Aufrechthaltung des Gleichgewichts im Norden war es aber überhaupt zu spät.

*) 10. Sept. 1721.

Als Rußland vollends im Nystädter Frieden die schönsten Länder an der Ostsee, Liefland, Esthland, Ingermanland und einen Theil von Carelien von Schweden abgetreten bekam; — welche Unterstützung, wie kräftig sie auch immer gewesen wäre, hätte Schweden noch im Stande erhalten können, Rußland das Gleichgewicht zu halten?

Durch den Nystädter Frieden ward zwar für England nichts bestimmt; allein er wurde doch die Grundlage seiner Continentalpolitik in Rücksicht des Nordens. So wie die Folgen dieses Friedens sich zwar langsam, aber um desto sicherer in dem Aufblühen von Rußland entwickelten, so wie nicht nur seine Ausfuhr, da es jetzt im Besitz der Haupthäfen an der Ostsee war, zunahm, sondern auch durch die Verbreitung des Europäischen Luxus seine innere Consumtion, so entwickelte sich auch immer mehr bey England die Ueberzeugung, daß dieses Aufblühen für dieß letztere Land keinesweges bedenklich, wohl aber höchst vortheilhaft sey; da der Markt für die Brittischen Waaren sich um so mehr erweiterte, und der Handel nach der Ostsee immer wichtiger wurde. Dazu kam das, in gleichem Maaße als die Brittische Marine anwuchs, steigende Bedürfniß, sich mit den zum Schiffbau nöthigen Materialien, Holz besonders und Hanf, aus der Fremde zu versehen; welches beydes das unermeßliche Rußland am freygebigsten darbot. Beyde Länder kamen mit Einem Wort immer mehr dahin, sich wechselsweise unentbehrlich zu werden; nicht um gemeinschaftliche Kriege zu füh-

ren, sondern um wechselseitige Bedürfnisse zu stillen; Verbindungen, die fester und unauflöslicher als alle Allianztraktate sind.

Unter diesen Verhältnissen mußte der Character der Brittischen Continentalpolitik im Norden mehr leidend als thätig werden. Das gute Vernehmen mit Rußland wurde ein Bedürfniß für beyde; und nichts war da, was dieses Band hätte stören können. Wenn auch zuweilen die Rückwirkungen der politischen Verhältnisse des Westens von Europa auf den Norden dergleichen konnten fürchten lassen; so blieben diese doch ohne erhebliche Folgen. Dieses dauerte so lange, bis Rußland einen unmittelbaren und kräftigen Antheil, nicht blos an den Angelegenheiten des Nordens und Ostens, sondern auch des Westens und Südens von Europa nahm. Seitdem dieses geschah, mußten auch neue Fäden der Brittischen Continentalpolitik im Norden sich anspinnen, wie die Folge dieser Untersuchung zeigen wird.

Der glückliche Erfolg, welchen die Stiftung der Quadrupelallianz für das westliche Europa erzeugte, hatte England nicht blos auf das tiefste in die Verhältnisse desselben verflochten, sondern man kann selbst sagen, daß es die Seele derselben blieb. Die Annahme der Bedingungen, welche diese Allianz Spanien vorschrieb, durch diese Macht, stellte nach dem Fall von Alberoni zwar noch keinen sichern Frieden, aber doch den Ruhestand wieder her (26. Jan. 1720); auf einem allgemeinen Congresse sollten die noch streitigen Puncte ausgemacht werden. Unter diesen Um-

ständen ließ es sich voraus erwarten, daß die Theilnahme Englands an den Verhandlungen des Continents nicht anders als sehr lebhaft seyn konnte; in der That aber übertrifft sie fast noch die Erwartung. Die politische Thätigkeit und das Negociiren war ein Bedürfniß für Georg I. geworden. Es kann seyn, daß anfangs das Bestreben, zu zeigen, daß er nicht blos der Regierung eines kleinen, sondern auch eines großen Staats, und der Lenkung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten von Europa gewachsen sey, daran Theil gehabt habe; allein ein mal so tief in diese verflochten, würde er sich, ohne sich selbst und England zu compromittiren, nicht so leicht haben zurückziehen können, wenn es auch seiner Neigung gemäß gewesen wäre. Dazu kam aber noch, daß um eben diese Zeit (April 1721) ein Minister in England das Staatsruder bekam, und ganzer 21 Jahre in den Händen behielt, der darin mit seinem Herrn übereinstimmte, den Krieg zwar nicht zu scheuen, aber alle Mittel anzuwenden, die Unterhandlungen und Demonstrationen darbieten konnten, ihn zu vermeiden. Die lange, und fast immer friedliche, Administration von Robert Walpole ließ also schon im voraus solche Erscheinungen erwarten.

Die Continentalverhältnisse von England lassen sich immer aus dem doppelten Gesichtspunct betrachten; inwiefern sie für England? und inwiefern sie für das Ganze des Europäischen Staatensystems vortheilhaft oder nachtheilig waren? Es versteht sich, daß in dem Brittischen Cabinet die erste Frage auch im-

mer die überwiegend wichtige war. Auch wir werden daher unsern Gegenstand zuerst von dieser Seite betrachten müssen; nichts aber soll uns deßhalb hindern, ihn auch von der andern Seite anzusehen; und die Uebereinkunft und die Verschiedenheiten von beyden zu bemerken.

Es ist nicht zu leugnen, daß wenn man die Brittische Politik in den letzten Jahren Georg's I. übersieht, kein fester Plan darin sich zeigt. Ein Inselstaat, der an den Angelegenheiten der Continentalmächte Antheil nimmt, wird dieses nur vermöge eines auf richtige Politik gegründeten, und mit Festigkeit befolgten, Föderativsystems thun können. Wir haben gesehen, wie bisher die Fäden von diesem von England angeknüpft waren. Allein in dem Zeitraum, von dem hier die Rede ist, wechselten jene Verbindungen so sonderbar, daß man jene Grundsätze zu vergessen schien. Die Verbindung mit Frankreich ward erneuert, die mit Oesterreich aufgelöst. Die Allianzen im Norden werden nur durch die Rückwirkungen der Verbindungen im Westen bestimmt. Die Nichtkenntniß der wahren Entwürfe der auswärtigen Staaten, die man so oft dem Brittischen Cabinet vorzuwerfen Gelegenheit sieht, zeigte sich auf eine auffallende Weise. Indeß erfordert auch die Gerechtigkeit zu bemerken, daß die Verhältnisse der Continentalmächte gegen einander nicht weniger wechselnd und ungewiß waren, weil sie großentheils durch die Aufregung eines persönlichen und leidenschaftlichen Hasses bestimmt wurden. Daher das allgemeine Schwanken der da=

maligen Politik, welches unmöglich ganz ohne Rückwirkung auf England bleiben konnte. Doch zeigt sich in der ganzen damaligen Thätigkeit des Brittischen Cabinets Eine herrschende Idee, die nicht blos für England sondern für Europa höchst wohlthätig war: die Erhaltung des Friedens. Man kann nur zweifeln, ob man immer dazu die rechten Mittel ergriff.

Eine Frucht davon war der Congreß zu Cambray, der sich unter der Vermittlung Englands und Frankreichs 1721 anfing zu versammeln, um nach langem Zaudern und vergeblichen Unterhandlungen im Jahr 1725 wieder fruchtlos auseinander zu gehen. Hier sollte der alte Streit zwischen Oesterreich und Spanien gänzlich geendigt, hier sollten die neuen Fehden, vorzüglich die über die Puppe von Karl VI., die Indische Compagnie zu Ostende, über welche alle andere Handelsstaaten ein Geschrey erhoben, als gälte es ihr höchstes Interesse, beygelegt; mit Einem Worte hier sollte das Uebel ganz mit der Wurzel ausgerottet werden. Allein wo bestätigt wohl die Geschichte auffallender die Wahrheit, daß große Convente gewöhnlich vergeblich, oft höchst schädlich sind, wenn nicht große Männer sie leiten, die sich über kleinliche Leidenschaften zu erheben, und das Große für groß, so wie das Kleine für klein anzusehen und darnach zu behandeln wissen? Die Stimmen der Vermittler verhallten unter dem lauten Gezänk über meist unbedeutende Gegenstände; die Leidenschaften wurden nicht gestillt, sondern erst aufgeregt; und der Convent hätte kaum ein anderes Ende nehmen können als er nahm, wenn

nicht auch andere Zwischenvorfälle ihn aufgelöst hätten.

Es ist ein trauriges Schauspiel zu sehen, wie damals die Politik von fast ganz Europa durch die beschlossene, aber vereitelte Heirath eines Kindes bestimmt ward; und wie wenig daran fehlte, daß kein allgemeiner Krieg wieder ausbrach. Eine Spanische Infantin war bey der Annahme der Quadrupelallianz (damals erst Ein Jahr alt) zur Gemahlin von Ludwig XV. bestimmt, und nach Paris gesandt worden, wo sie erzogen ward. Der Herzog von Bourbon, der dirigirende Minister in Frankreich, hatte aber seine Gründe, weßhalb er eine baldige Verheirathung des jungen Königs wünschte; die nach dem Alter der Infantin noch kaum in 10 Jahren möglich gewesen wäre. Er suchte also eine schon erwachsene Gemahlin für Ludwig, die er in der Tochter des gewesenen Königs von Polen, Stanislaus Lescinsky fand; und die Spanische Infantin ward zurückgesandt. Dieser Vorfall, der immer kränkend war, erzeugte jetzt den höchsten Grad der Erbitterung bey der ohnehin so stolzen Elisabeth, die sich zugleich als Mutter und Königin beleidigt fühlte *). Allein bey der freundschaftlichen Verbindung

*) Elisabeth von Parma war bekanntlich seit 1715 die zweyte Gemahlin von König Philipp V., und die eigentliche Beherrscherin Spaniens. Ihre erste Sorge war, ihre eigenen Kinder auf Thronen zu setzen (da der von Spanien zunächst den Söhnen der ersten

zwischen Frankreich und England durfte man es um so weniger wagen mit Frankreich zu brechen, da durch den Congreß zu Cambrais noch immer die völlige Aussöhnung mit Oesterreich nicht bewirkt war. Es war bey einer solchen Stimmung der Gemüther auch nicht zu erwarten, daß auf einem Congreß eine solche Vereinigung erreicht werden konnte; und daher faßte man in Spanien den raschen Entschluß, einen Versuch zu machen, sich mit Oesterreich unmittelbar zu setzen. Dieser Versuch war an und für sich nicht tadelnswerth; er konnte kaum mißlingen, da man über die Hauptpuncte, die wechselseitigen Verzichtleistungen, längst in der Stille einverstanden war, und bey den übrigen keine Collision von Interesse statt fand; allein nur fehlte man darin, daß man weder in der Wahl des Vermittlers, noch in der ganzen Art zu verfahren, vorsichtig genug war. Nie wäre es, als man durch den Wiener Tractat vom 30. April 1725 und den gleich darauf folgenden Handelstractat sich mit Oesterreich wirklich verglich, nöthiger gewesen, durch eine vorsichtige und schonende Politik die Besorgnisse zu besänftigen, die bey den auswärtigen Mächten durch diese unverhoffte Entwickelung des politischen Gewebes entstehen mußten. Allein das Geschäft der Vermittelung ward einem der eitelsten und prahlhaf-

Ehe gebührte); wodurch Spanien in mehr als Einen Krieg gestürzt ward. Die Aussicht, ihre Tochter auf dem Französischen Thron zu sehen, war ein Hauptheil ihres Plans, der jetzt vereitelt ward.

testen Menschen übertragen, dem Duca de Ripperda *), der, von seinem unverhofften Glücke berauscht, sich so wenig darin zu finden wußte, daß er sehr bald seinen eigenen Sturz dadurch herbeyführte. Das unkluge Betragen dieses Mannes, der sich jetzt für den ersten Staatsmann in Europa ansah, seine Großthuerey, und das beleidigende Benehmen gegen die Gesandten der fremden Mächte, mußte Spanien in eine Crisis stürzen, deren Ausgang weit eher kriegerisch als friedlich seyn zu müssen schien.

Diese Aussöhnung zwischen Spanien und Oesterreich weckte die ganze politische Thätigkeit von Georg I. Sie enthielt eigentlich zunächst nur das, was England immer betrieben hatte, nämlich die gänzliche Vollendung des Utrechter Friedens, und eine Defensivallianz. Allein man glaubte weit mehr darin zu sehen, als wirklich darin war. Man wollte von geheimen Bedingungen wissen, die vorzüglich gegen England gerichtet seyn sollten; um nicht nur Spanien Gibraltar **), und Karl dem VI. die Sicherung seiner Ostendischen Compagnie zu verschaffen, sondern selbst den Prätendenten auf den Brittischen Thron zu setzen; — denn in welcher der damaligen politischen Verhandlungen durfte dieses Gespenst fehlen?

*) Eigentlich ein geborner Holländer, den Alberoni als Fabrikant nach Spanien gezogen hatte. Nach seinem Fall irrte er als Abentheurer in der Türkey umher.

**) Spanien machte allerdings Ansprüche auf Gibraltar, Karl VI. hatte aber nur seine Mediation zugesagt.

Der Erfolg hat gezeigt, daß man wirklich nur Gespenster sah; das Brittische Cabinet hatte sich von der wahren Lage der Dinge nicht gründlich unterrichtet; man glaubte den Gerüchten und dem Hörensagen; allein die Folge davon schien höchst ernsthaft zu werden.

Die neue supponirte Offensiv-Allianz sollte durch eine Gegenallianz bekämpft werden, die Georg I. während seines Aufenthalts in seinen Deutschen Staaten mit Frankreich und Preußen zu Herrenhausen schloß (3. Sept. 1725). Ja! diese politischen Erschütterungen erstreckten sich bis nach dem äußersten Norden. Es gelang Oesterreich, Rußland und anfangs auch Schweden auf seine Seite zu ziehen; um auch hier ein Gegengewicht zu haben, gewannen die Herrenhäuser Alliirten Dänemark, und auch Schweden trat bald, durch Subsidien die man ihm versprach, auf ihre Seite über. Es war einmal der Zeitraum der Bündnisse! Aber weit gefehlt, diese auf das wohlverstandene wechselseitige Interesse zu bauen, baute man sie auf Verhältnisse, die nothwendig vorübergehend seyn mußten. England trennte sich von Oesterreich, der Continentalmacht des südlichen Europas, mit der es allein durch ein bleibendes Interesse vereinigt seyn konnte. Es schloß sich an Frankreich und an Preußen an. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben; Friedrich Wilhelm I. trat gleich nachher mit Oesterreich in besondere Unterhandlungen; weil er seinen Privatvortheil, in Rücksicht der bald zu erwartenden Eröffnung der Herzog-

thümer Berg und Jülich darin sah, oder darin zu sehen glaubte, um diese Besitzungen sich zu verschaffen.

In der That schien aber ein weit verbreiteter Krieg die Folge des Herrenhauser Bündnisses werden zu sollen. England rüstete drey Flotten aus, von denen die eine nach Westindien, die andere nach Gibraltar, und die dritte nach der Ostsee gesandt wurde. Die beyden ersten waren also gegen Spanien bestimmt, welches von seiner Seite dagegen bereits die Belagerung von Gibraltar anfing; die dritte zur Unterstützung von Dänemark und Schweden, wenn Rußland Bewegungen machen sollte. Allein alle diese Aussendungen von Geschwadern blieben ohne wichtigen Erfolg, weil ein guter Genius die Kriegsflamme noch auslöschte, da sie schon aufzulodern angefangen hatte.

Europa verdankte dieß am meisten dem Ministerialwechsel, der 1726 in Frankreich vorging. Der Cardinal Fleury wurde hier dirigirender Minister, als der Herzog von Bourbon fiel; und brachte nicht weniger friedliche Gesinnungen in das Französische Ministerium, als Walpole sie in das Brittische gebracht hatte. Die Unterhandlungen, vorzüglich geleitet von den Päbstlichen Nuntien, nahmen eine günstige Wendung; und ein Hauptstein des Anstoßes ward aus dem Wege geräumt, als Karl VI. einwilligte, seine Ostendische Handelscompagnie vorerst auf sieben Jahre zu suspendiren. Georg I. erlebte es noch so eben, daß zu Paris und Wien die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden, die auch nach einigem

Verzuge Spanien annahm; denen zu Folge England seine Flotten zurückrufen, Spanien aber die Blockade von Gibraltar aufheben sollte *); welche durch den Tractat zu Pardo (einem Schlosse bey Madrit) von beyden Mächten demnächst bestätigt wurden **). Allein wenige Tage nach der Abschließung jener Präliminarien war Georg I. bereits am 22. Jun. 1727, während einer Reise in seine deutschen Staaten, gestorben.

Die bisherige Auseinandersetzung wird hoffentlich hinreichen, ein allgemeines Urtheil über die Continentalpolitik Englands unter Georg I. zu fällen, und ihre Folgen sowohl auf das Staatensystem von Europa überhaupt, als auch für England insbesondere, genauer zu bestimmen.

Auf das Europäische Staatensystem überhaupt hatte die Einmischung Englands unter Georg I. offenbar höchst wohlthätige Folgen. Die Erhaltung des Friedens war ihr Zweck; und der Friede ward erhalten oder wiederhergestellt. Zu welchem langwierigen und blutigen Kriege hätte nach aller Wahrscheinlichkeit die Ausführung der Projecte Alberoni's führen müssen, hätte England nicht Frieden geboten, und durch die Quadrupelallianz ihn erhalten, die sein Werk war! Die Ausführung jener Projecte, insofern sie sich auf die Wiedereroberung der verlornen Nebenländer bezogen, wäre so wenig

*) d. 13. Juni 1727.

**) 6. März 1728.

wenig für Europa, als wahrscheinlich für Spanien selber ein Glück gewesen; das so theuere Erfahrungen wiederholt gemacht hatte, was entfernte Nebenländer kosten. Der Krieg im Norden ward durch Englands Vermittelung geendigt; und wenn es gleich für England unmöglich war, hier ein Gleichgewicht wiederherzustellen, so ward doch wenigstens Schweden durch dasselbe in der Reihe der selbstständigen Staaten erhalten, aus der es, ohne Hülfe, wahrscheinlich verschwunden wäre.

England selbst gewann durch seine Continentalverhältnisse zwar keine neue Besitzungen (wiewohl ich gezeigt zu haben glaube, daß die Acquisition von Bremen und Verden auch für England ein hoher Gewinn war); allein es erndtete Früchte anderer Art, von nicht geringerm Werth.

Ich rechne dahin zunächst: die Befestigung des Hauses Hannover auf dem Brittischen Thron. Die Nation hat dieses zu laut und allgemein als das größte ihr wiederfahrne Glück betrachtet, als daß es eines Beweises bedürfte; die Frage kann nur seyn, ob dieses eine Folge der Continentalverhältnisse war? Man könnte vielleicht dagegen einwenden, daß gerade die Versuche, den Prätendenten wieder auf den Thron zu erheben, durch die Einmischung Englands in die Angelegenheiten des Continents veranlaßt worden seyen. Allein so lange die Stuarts mächtige Freunde im Auslande hatten, oder haben konnten, bedurfte nicht auch das neuregierende Haus ihrer? Der Thron dieses Hauses stand noch keines-

weges so sicher, daß man nicht jede Stütze hätte nützen müssen, die sich für ihn darbot. Ganz eigentlich aber ist es das lange gute Vernehmen mit Frankreich, welches am meisten dazu beytrug. Frankreich war die erste, vielleicht die einzige Macht, die durch die Unterstützung des Prätendenten dem neuen Hause große Gefahr hätte bringen können. Gewiß ein Glück, welches nicht ungenutzt bleiben durfte, das diesem Hause erlaubte, durch diese Verbindung seinem Interesse gemäß zu handeln, ohne dem Interesse der Nation zu schaden!

Ferner: Durch jene lebendige Theilnahme erhielt sich England die hohe Achtung in dem Europäischen Staatensystem, welche es unter Wilhelm und Anna sich erworben hatte. Man muß sehr kurzsichtig seyn, um es nicht zu begreifen, von welcher Wichtigkeit die Meinung von einem Staate in einem solchen System sey, wie das Europäische ist. Von ihr hängt das Betragen der andern, gerade so wie im Privatleben unter Individuen, ab. Selbst gesunkene Staaten haben daran öfters auf geraume Zeit ihre Stütze gefunden, wie Venedig und die Pforte; aber auch ein Staat, der erst im Steigen ist, darf gegen sie nicht gleichgültig seyn. Wenn auch durch diese Meinung gar kein positiver Gewinn erhalten würde, so ist doch schon der negative unschätzbar, daß nichts von Wichtigkeit ohne Vorwissen eines solchen Staats, und also nichts leicht gegen ihn und sein Interesse, unternommen wird. Es giebt für diese Wahrheit keinen bessern Commentar, als die Vergleichung Englands

und der Republik der vereinigten Niederlande in den Zeiten, von denen hier die Rede ist, und noch die Rede seyn wird. Dieser letzte Freystaat machte es seit dem Utrechter Frieden zu dem Hauptgrundsatz seiner Politik, sich möglichst von allen fremden Händeln entfernt zu halten; oder nur halb gezwungen daran Theil zu nehmen. Auch er stand noch eine Zeitlang in der Meinung in der Reihe der Staaten vom ersten Range. Allein nach und nach fing er an darin zu sinken, und die Erfahrung hat gezeigt, wohin dieß führte!

Endlich war die Fortdauer des Friedens auch für England eine Frucht seiner Continentalpolitik, und zwar keine der geringsten. Sie sicherte ihm nicht nur den ruhigen Genuß der Vortheile des Spanischen Handels, sondern auch den vom Verkehr mit seinen Colonien, die eben damals anfingen in Nordamerika und Westindien recht emporzublühen, besonders seitdem die, mit jedem Jahre steigende, Consumtion der Westindischen Producte, besonders des Kaffees, anfing diesen einen Werth zu geben, den Niemand vormals hätte ahnen können. Es waren noch nicht die Zeiten wie die jetzigen, wo England mächtig genug war, auch während des Krieges seinen Handel ohne große Störung fortzuführen!

Wenn aber dieß Alles die Zweckmäßigkeit der Brittischen Continentalpolitik unter Georg I. im Ganzen beweist, so soll es schlechterdings keine Vertheidigung jeder einzelnen Maaßregel seyn, welche in Rücksicht derselben ergriffen wurde. Es ist, beson-

ders in den letzten 6 Jahren dieses Königs, nicht zu leugnen, daß die Einmischung des Brittischen Cabinets in die Angelegenheiten des festen Landes den Character einer übertriebenen Geschäftigkeit annahm, ohne dabey die Festigkeit zu behaupten, welche die unerlaßliche Bedingung dauerhafter Verbindungen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß man zuweilen übereilte Maaßregeln ergriff, wie besonders diejenigen, welche durch das Herrnhauser Bündniß veranlaßt wurden, die, ohne einen Zusammenfluß glücklicher Umstände, die nicht in der Macht von England standen, wahrscheinlich nachtheilige Folgen gehabt hätten. Vielleicht muß man auch schon von hier an den Wahn datiren, durch seine Flotten mehr ausrichten zu können, als die Natur der Dinge es zuläßt; so wie auch die Meinung, durch Subsidien, die man ertheilte, viel zu gewinnen, wenigstens unterhalten ward, wenn sie auch damals noch nicht sehr große Folgen hatte.

Man erwartete bey dem Tode des Königs (1727) große Veränderungen in dem Ministerio. Allein diese erfolgten nicht; Walpole, unterstützt durch den Credit der Königin Caroline, blieb dirigirender Minister. Man wird also schon im voraus es nicht anders erwarten können, als daß der Geist der Brittischen Continentalpolitik in den ersten Jahren der Regierung Georg's II. sich ziemlich gleich blieb. Wenn aber auch keine schnelle Veränderung erfolgte, so führte doch der Wechsel der Verhältnisse auf dem festen Lande auch einen Wechsel der Verhältnisse für England herbey, der nicht unbemerkt bleiben darf.

Als Georg II. den Thron bestieg, dauerten die guten Verhältnisse zwischen England und Frankreich noch in ihrer ganzen Stärke fort. Die Charactere der beyden dirigirenden Minister, von Fleury und Walpole, paßten zu sehr für einander, als daß eine Veränderung hier leicht eintreten konnte. Beyde wollten die Erhaltung des Friedens, und ihre Verbindung ward durch den Bruder des Brittischen Ministers, Horatio Walpole, als Gesandten in Paris, noch mehr befestigt. Preußen, der andere Herrnhauser Verbündete, war schon, wie oben bemerkt, in Separatunterhandlungen mit Oesterreich hineingegangen; die Republik der Vereinigten Niederlande stand mit England und Frankreich in dem freundschaftlichsten Vernehmen; noch gewohnt, sie an den großen Verbindungen in Europa Theil nehmen zu sehen, supponirte man auch jetzt ihren Beytritt zu jeder Verbindung; während sie selber, indem sie die Erhaltung des Friedens zum Zweck machte, nicht glaubte vorsichtig genug dabey verfahren zu können. Von den Verbündeten, Spanien und Oesterreich, war man mit dem ersten in Unterhandlungen begriffen: die, ob sie gleich anfangs durch den Tod des Königs eine ungünstige Wendung zu nehmen schienen, doch bald durch die Fortdauer der Administration von Walpole wieder in ihr altes Gleis gebracht, und durch den Tractat zu Pardo glücklich beendigt wurden. Auch mit Oesterreich schien jetzt, seit der Suspension der Ostendischen Compagnie, der Faden der Freundschaft wieder angeknüpft werden zu kön-

nen; aber bald wurde dieses durch neue Zwischenvorfälle verhindert, oder doch aufgeschoben.

Das Brittische Cabinet legte damals sichtbar einen viel höhern Werth auf die Freundschaft Spaniens als Oesterreichs. Die temporairen Vortheile durch den sichern Besitz Gibraltars und Minorcas, der einträgliche Handel nach Spanien selbst und vor allen nach seinen Amerikanischen Besitzungen, wie er durch die Verträge stipulirt war, schien ihm zu wichtig. Allein diese Freundschaft konnte nicht wohl erhalten werden, ohne in die eigennützigen Pläne der Königin von Spanien, zur Versorgung ihrer Kinder, hineinzugehen; und dadurch sich der Gefahr einer Beleidigung Oesterreichs auszusetzen. Indeß der Gewinn, der eine Trennung der beyden Mächte, Oesterreichs und Spaniens, für England mit sich zu führen schien, überwog diese Bedenklichkeit. Durch die Bedingungen der Quadrupelallianz war der Königin von Spanien für ihren ältern Sohn, Don Carlos, Toscana nebst Parma und Piacenza, nach ihrer bevorstehenden Eröffnung, versprochen worden; bis wohin sie mit neutralen Truppen besetzt bleiben sollten. Allein besorgt, daß ihr möchten Hindernisse in den Weg gelegt werden, wollte sie sich derselben schon jetzt versichern, indem Spanische Truppen als Besatzung dahin verlegt wurden. England ging in diese Pläne hinein, und schloß, ob sie gleich jener Stipulation der Quadrupelallianz entgegen waren, ohne Zuziehen und Vorwissen Oesterreichs in Verbindung mit Frankreich einen Tractat mit Spanien zu

Sevilla ab*), in welchem Spanien dieses nicht nur bewilligt ward, sondern England selbst sich auch anheischig machte, dazu beyzutragen, daß Don Carlos mit 6000 Mann Spanischer Truppen nach jenen Provinzen geschickt wurde. Eine heftige Erbitterung Oesterreichs war davon die natürliche Folge.

Wie übel aber Oesterreich dieß auch empfand, wie laut es auch erklärte, daß es keine Spanische Truppen hier leiden würde; so gelang es Walpole dennoch, es zu besänftigen. Sein Plan war, zu versuchen, zwischen zwey Klippen durchzusegeln; — und es gelang ihm. Nachdem die gefährlichste, der Bruch mit Spanien, vermieden war, kam es jetzt darauf an, auch die andere zu vermeiden. Allein Walpole kannte den Talisman, durch den man den Unwillen Karl's des VI. beschwören konnte. Wer seine Successionsordnung zu Gunsten seiner Töchter, seine pragmatische Saction anerkannte, konnte immer darauf rechnen, ihn für sich zu gewinnen; und selbst zu Aufopferungen zu bewegen. Für diesen Preis erhielt Walpole, indem er jetzt eben so in der Stille mit Oesterreich negociirte, wie kurz vorher mit Spanien, die förmliche Aufhebung der Ostendischen Compagnie für England; so wie das Versprechen der Investitur mit Toscana und Parma, nebst der Einwilligung, die Spanischen Truppen dahin zu senden, für Spanien; und der Wiener Vertrag vom 16. März 1731 ward geschlossen.

*) 9. Nov. 1729.

In jedem Continentalstaat hätte Walpole mit dieser Politik wahrscheinlich scheitern müssen. England war nun mit aller Welt Freund, ohne einen einzigen wahren Freund im politischen Sinne des Worts zu besitzen. Die Freundschaft Spaniens konnte nicht dauerhaft seyn, weil ein wachsender Keim der Zwietracht in den Handelsverhältnissen lag; die Freundschaft mit Frankreich erkaltete eben durch den Wiener Tractat, der ohne seine Theilnahme geschlossen war; wogegen Fleury das gute Vernehmen mit Spanien nicht nur wiederherstellte, sondern es auch immer mehr zu befestigen wußte. Die erneuerte Freundschaft mit Oesterreich bedurfte unter solchen Verhältnissen noch erst einer Feuerprobe, ehe man auf ihre Aechtheit zählen durfte. England hatte sich in ein Gewebe von Tractaten verstrickt, aus dem es kaum sich selber herausfinden zu können schien. Es war, wenn es alle erfüllen wollte, kaum möglich, daß an irgend einem Ende von Europa ein Krieg entstehen konnte, in den es nicht verflochten wurde, ja in dem es nicht Mehreren zugleich Hülfe leisten mußte. Allein ein Inselstaat hat freylich hier große Vortheile vor jedem andern voraus. Er bleibt schon durch seine Lage auf jeden Fall vors Erste aus dem Gedränge; und wie viele Auswege lassen da, wo man Zeit hat, sich nicht finden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne eben geradezu seinen Versprechungen untreu zu werden! Es ist eine sichere Regel, daß ein Inselstaat bey seinen Verbindungen mit Continentalmächten immer weniger auf das Spiel setzt, als diese

in den ihrigen mit ihm. Wahrscheinlich waren es aber nicht solche Betrachtungen, die Walpole leiteten. Er war nicht der Mann, der seine Politik auf allgemeine Grundsätze baute, oder der sehr weite Blicke in die Ferne warf. Sein Ziel war die Erhaltung des Friedens. Es war ihm gleichgültig, durch welche Hindernisse sein Weg, dahin zu kommen, sich schlingen mußte, wenn es ihm nur gelang, eines nach dem andern glücklich zu vermeiden.

Die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt sich auffallend durch die Begebenheiten, welche in den nächsten Jahren in Europa sich ereigneten. Der erledigte Polnische Thron durch den Tod Königs August II. *) stürzte den größten Theil des Continents von Europa in einen Krieg, wobey die Besetzung des Polnischen Throns bey den meisten nur ein Vorwand war. Karl VI. beging die Thorheit, für die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction von Sachsen, für August III. Parthey mit Rußland und Preußen zu nehmen, und gab dadurch den Bourbonschen Mächten die Waffen gegen sich in die Hände. Angegriffen von Frankreich, Spanien und Savoyen, sah sich Karl VI. binnen Einem Jahre aller seiner Italiänischen Besitzungen beraubt, während die Ufer des Rheins zugleich der Schauplatz des Kriegs in Deutschland wurden.

Wer hätte nach so vielen vorhergegangenen Unterhandlungen, und so vielen allenthalben angeknüpften

*) 1. Febr. 1733.

Verbindungen erwarten sollen, daß England bey dieser Crise und dem Angriff seines neuesten Verbündeten sich hätte neutral halten sollen? Auch fehlte es nicht an Aufforderungen um Hülfe von Oesterreichischer Seite; allein da der Tractat mit dieser Macht nur ein Defensivtractat war, so hielt es nicht schwer, ihn zu umgehen. England, in Verbindung mit Holland, beschränkte sich also auf das, was ihnen selber am nächsten lag, die Neutralität der Oesterreichischen Niederlande aufrecht zu halten *); im übrigen aber Friedensvorschläge zu thun, die jedoch nicht angenommen wurden. Der Ausgang ist bekannt. Frankreich schloß die Wiener Präliminarien mit Oesterreich ohne Englands Dazwischenkunft **). Es acquirirte für sich — gegen das leere Versprechen der Anerkennung der Pragmatischen Sanction — das Herzogthum Lothringen; und die Königin von Spanien begnügte sich endlich für ihren Sohn Don Carlos statt Parmas und Toscanas mit dem Königreich Neapel und Sicilien; in der Hoffnung, bey der nächsten Gelegenheit auch noch die übrigen Italiänischen Länder für ihren zweyten Sohn nachzuholen.

Das Benehmen Walpole's bey diesen Vorfällen war vielleicht den momentanen Vortheilen Englands am gemäßesten, nur consequent war es nicht. Eben der Minister, dessen ganze Thätigkeit fast schon

*) Durch einen Tractat mit Frankreich im Haag 24. Nov. 1733.

**) Am 3. Octob. 1735.

in Bewegung gesetzt ward, wenn nur irgend ein Zweig an dem Baum der Politik sich bewegte, sieht jetzt zu, daß der ganze Stamm erschüttert wird, ohne etwas Wesentliches zu thun? Wie durfte er noch hoffen, in der Folge einen treuen Verbündeten zu finden? — Er, dem doch so viel an Verbindungen lag, — wenn er seinen neuesten und fast einzigen Alliirten seiner wichtigsten Länder berauben sah, ohne ihm zu helfen? Wer auf dem Polnischen Thron sitzen blieb, mochte England freylich gleichgültig seyn; allein konnte es, — nach Allem was es bisher gethan hatte, — auch das Schicksal von Italien, auch die Vergrößerung von Frankreich seyn? Fern sey es, dadurch behaupten zu wollen, daß England bey jedem solchen Fall die Waffen ergreifen sollte. Der Wahn, hier entscheiden zu können, hat der Welt schon genug gekostet! Nur, ich wiederhole es, in Vergleich mit seiner bisherigen Politik, — consequent war dieß Betragen nicht. Die Geschichte nimmt es sich nie heraus, zu bestimmen, was in einem gegebenen Falle geschehen seyn würde; allein die Vermuthung ist wenigstens nicht ohne Grund, daß eine kräftige Unterstützung, an Oesterreich damals ertheilt, vielleicht Europa den ganzen bald folgenden Successionskrieg hätte ersparen können.

Indeß näherten sich die Zeiten, wo alle Bemühungen des Ministers zur Erhaltung des Friedens umsonst waren, weil die Nation die Wohlthaten der Ruhe nicht mehr ertragen konnte. England ward zugleich in zwey Kriege gestürzt, den Spanischen und den Oesterreichischen Successionskrieg,

die beide zuletzt in Einen zusammenschmolzen. Sie wurden aber epochemachend für die Brittische Continentalpolitik; und aus diesem Gesichtspuncte müssen sie hier betrachtet werden.

Der mit Spanien im Jahr 1739 ausgebrochene Krieg kann nur entfernt als eine Folge der Continentalverhältnisse angesehen werden; insofern nämlich die in dem Utrechter Frieden gemachten Handelsbewilligungen durch den Assiento-Tractat den Grund dazu legten. Allein von einer andern Seite betrachtet, ist er dennoch immer sehr wichtig; als eine, aus der Entwickelung der Brittischen Handelspolitik, insofern diese für die auswärtigen Verhältnisse immer wichtiger ward, hervorgehende Erscheinung. Es war der erste Krieg, den England unter dem Hause Hannover, ja man kann sagen, den es überhaupt blos wegen des Handels führte; und zwar, weil die Stimme der Nation ihn laut forderte. Und wenn gleich der Assiento-Tractat und einige andere Streitigkeiten, wie über das Fällen des Campesche-Holzes u. a. die Veranlassung dazu gaben, so lag doch die Ursache eigentlich tiefer. Die Ausbreitung der Britten in Westindien, und der wachsende Verkehr ihrer dortigen Colonien, konnte mit den Ansprüchen, welche die Spanier noch immer auf das Eigenthumsrecht der dortigen Meere machten, unmöglich bestehen; und der Krieg war schon in seinem Ursprunge nicht blos ein Krieg zur Beschützung des Schleichhandels, sondern der freyen Schifffahrt in den Westindischen Gewässern. Die streitige Frage konnte nicht seyn, und

war es auch nicht, ob England nach den Spanischen Colonien sollte Schleichhandel treiben dürfen? sondern sie wurde gleich Anfangs die: ob Brittische Schiffe in Westindien im offenen Meere der Spanischen Visitation unterworfen seyn sollten, oder nicht? Die Spanier übten bisher dieß Vorrecht aus, das sie als eine Folge ihrer Herrschaft, und als das einzige Mittel betrachteten, dem Schleichhandel Schranken zu setzen. Die Engländer dagegen wollten jener Visitation sich nicht unterwerfen. Von dieser Seite angesehen, wird die Wichtigkeit dieses Kriegs für die Folge keines weitern Beweises bedürfen.

Das ganze und das aufrichtige Bestreben des Ministers ging indeß dahin, den Krieg zu vermeiden, wenn es, ohne dem Interesse der Nation zu nahe zu treten, möglich wäre. Er ließ sich daher in Unterhandlungen ein; und da er wohl wußte, daß die Forderung, die Visitation der Schiffe betreffend, nimmermehr von Spanien ausdrücklich und geradezu würde aufgegeben werden, so suchte er sie, so viel wie möglich, zu umgehen; und so gelang es ihm, am 15. Jan. 1739 einen Tractat mit Spanien zu Stande zu bringen, der zu Madrid unterzeichnet ward. Allein er enthielt nur einige Präliminarien, indem die weitere Ausgleichung über die ganze künftige Sicherheit der Brittischen Schifffahrt in Westindien auf die Untersuchung von beyderseits zu ernennenden Commissarien verwiesen ward. Wie viele Klugheit auch immer der Minister in dieser Unterhandlung bewiesen hatte, so scheiterte doch nun sein gan-

zer Plan. Die Gegenparthey siegte, und er sah sich genöthigt, Spanien den Krieg zu erklären. — Ob es aber nicht besser gewesen wäre, dieß lieber durch einen Andern thun zu lassen, und seine Dimission damals zu nehmen, als nach einem vergeblichen Kampfe sich von seinen Gegnern verdrängen zu lassen?

Der Schauplatz dieses Kriegs wurde, wie es sich erwarten ließ, Westindien. Es war das erstemal, daß Brittische Kriegsflotten nach jenen Weltgegenden segelten; wo man sonst nur einzelne Schiffe, oder höchstens kleine Geschwader gesehen hatte. Die immer steigende Wichtigkeit der Colonien, in Verbindung mit der Handelseifersucht, erzeugten seitdem die Folge, daß die Europäischen Mächte sich auch in ihren Colonien bekriegten.

Aber dieser Krieg blieb bald nicht der einzige. Das Jahr 1740, in dem Maria Theresia und Friedrich II. den Thron bestiegen, ward Epochemachend in der allgemeinen Geschichte von Europa; aber auch Epochemachend in der Geschichte der Brittischen Continentalverhältnisse. Es ist gezeigt, wie diese seit drittehalb Decennien schwankten; es ist gezeigt, daß, wenn man auch in gewissen Zeitpuncten größere Festigkeit des Brittischen Ministeriums hätte erwarten dürfen, doch die Hauptursache in der schwankenden Politik der Continentalmächte selber, und ihrer Verhältnisse gegen einander lag. Allein der Oesterreichische Successionskrieg, der auf Anstiften Frankreichs ausbrach, und keinen geringern Zweck hatte, als die Oesterreichische Monarchie, so viel im-

mer möglich, zu zerstückeln, veranlaßte ein gemeinschaftliches Interesse der Mächte, die sich zu diesem Ende mit Frankreich verbanden, Spaniens, Sardiniens, Bayerns, und, wenn gleich nur auf einige Zeit, und zu bestimmten Zwecken, auch Preußens. Die alte Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich lebte also in ihrer ganzen Stärke wieder auf; und wenn der Zweck, den man beabsichtigte, erreicht ward, so herrschte Frankreich auf dem Continent von Europa ohne Nebenbuhler.

Daß die Zerstückelung der Oesterreichischen Monarchie in doppelter Rücksicht für England ein Unglück seyn würde, sowohl weil ihm das Schicksal der Oesterreichischen Niederlande, als das Gleichgewicht der Continentalmächte nicht gleichgültig seyn konnte, darüber war man in England einverstanden. Ohnedem hatte England nicht nur die pragmatische Sanction im Allgemeinen garantirt, sondern war noch besondere Verbindlichkeiten, zur Stellung von 12000 Mann Hülfstruppen, gegen Oesterreich eingegangen *). Die Ehre und das Interesse von England schienen also einen thätigen Beystand zur Pflicht zu machen, um Oesterreich zu retten. Aber wie dieser zweckmäßig gegeben werden konnte, — dieß war eine andere Frage.

Die Verhältnisse Oesterreichs, und die Continentalverhältnisse überhaupt, hatten sich seit der Gelangung Georg's I. zum Brittischen Thron durch das

*) In dem Tractat von 1731.

Steigen der Preußischen Macht, die jetzt in militärischer Rücksicht als eine der ersten sich bereits zeigte, wesentlich verändert. England selber hatte mit Preußen wenig Berührungspuncte; allein es konnte England nicht gleichgültig seyn, wenn Preußen sich an dessen Feinde anschloß; und so lange außerdem das Interesse Hannovers noch nicht gänzlich von dem von England getrennt betrachtet ward, gab es hier einen Berührungspunct von großer Wichtigkeit. Die Herrenhauser Allianz schien auch dazu den Grund gelegt zu haben. Allein schon das Zurücktreten Preußens von derselben, und noch mehr eine persönliche Abneigung, die ungeachtet ihrer nahen Verwandtschaft unglücklicherweise zwischen Georg II. und Friedrich Wilhelm I. herrschte, hatte diese Aussichten vereitelt; und selbst alle Versuche zu einem freundschaftlichen Verhältniß vergeblich gemacht. Dennoch verlor das Brittische Cabinet diese Maaßregel nicht aus dem Auge; und noch in den nächsten Jahren vor dem Tode Karl's VI. war es das Lieblingsproject von Walpole, eine große Allianz mit Oesterreich, Rußland und Preußen zu Stande zu bringen, die den Bourbonischen Höfen das Gleichgewicht halten sollte. Wie aber dieses vergeblich war, und der Oesterreichische Successionskrieg ausbrach, so hoffte man dennoch anfangs, diese Idee zum Theil zu realisiren, indem man einen Separatfrieden zwischen Oesterreich und Preußen bewirkte, der ein Schutzbündniß zwischen beyden zur Folge haben sollte. Allein Maria Theresia, die nichts aufopfern wollte, stieß diese Aus-

söhnung

söhnung von sich, bewogen am meisten durch die schwindlichten Hoffnungen, die man ihr ungeschickter Weise in London erregte *). Blos von der politischen Seite betrachtet, wäre Walpole's Plan ein vortrefflicher Plan gewesen; allein die Minister vergessen zu oft, daß politische Pläne auch psychologisch ausführbar seyn müssen, so lange noch Leidenschaften zu den politischen Triebfedern gehören. Wie wäre es möglich gewesen, eine feste Vereinigung zwischen zwey Mächten zu bewirken, deren Grundlage die erzwungene Abtretung von nicht unbeträchtlichen Provinzen der einen an die andere seyn sollte?

Es blieb also England nichts übrig, als entweder Oesterreich seinem Schicksal zu überlassen; oder ihm selber zu helfen. Es wählte dieß letztere; trotz des wenig glücklichen Spanischen Kriegs; weil die

*) Die zuverlässigsten und befriedigendsten Aufschlüsse über alle damalige diplomatische Verhältnisse und Verhandlungen des Brittischen Cabinets, alles gezogen aus Actenstücken und mit ihnen belegt, haben wir erstlich erhalten, seitdem die beyden Werke von W Coxe erschienen sind: *Memoirs of Robert Walpole* 1798. III. Vol. und *Memoirs of Horace Walpole* 4to 1802. Ich beziehe mich hier besonders auf das letztere S. 211. 224 f. Welche kostbare Materialien jeder Art, historische und psychologische, liefern diese Werke dem künftigen Geschichtschreiber Großbritanniens unter dem Hause Hannover nicht! Erst durch sie ist eine solche Geschichte für die ganze Periode der beyden Walpole möglich geworden!

Stimme der Nation zu laut es forderte. Allein Walpole verleugnete, so lange er das Ruder noch führte, seine alte Politik nicht; er wollte helfen, ohne sich in den Krieg zu verwickeln; er gab Subsidien, und nahm deutsche Truppen in Sold.

Diese beyden Erscheinungen, Subsidien und Miethtruppen, characterisiren vorzüglich die Brittische Continentalpolitik von diesem Zeitpunct an. Sie verdienen es daher, daß wir sie beyde nach ihrer Natur und nach ihren Wirkungen etwas genauer betrachten; und zwar um so mehr, je schiefer und einseitiger beyde, besonders in den neuesten Zeiten, oft beurtheilt worden sind.

Die Ertheilung von Subsidien an fremde Mächte war, wie bereits oben S. 174. gezeigt ist, nicht erst durch die Könige aus dem Hause Hannover eingeführt, sondern schon unter Wilhelm III., besonders aber im Spanischen Successionskriege unter Anna, Sitte geworden. Sie war im Ganzen genommen eine Folge der ungleichen Vertheilung des Reichthums in den Ländern, die das so eng verschlungene Staatensystem Europas bildeten; und mußte daher auch immer mehr um sich greifen, je mehr diese Ungleichheit zunahm. Da die westlichen Länder dieses Welttheils den großen Welthandel durch die Vortheile ihrer Lage an sich rissen, so häuften sich hier die Reichthümer an baarem Gelde, und sie waren es daher auch, die Subsidien geben konnten, deren die andern bedurften. Nicht England allein, auch Frankreich und Holland befolgten dieß System;

allerdings aber mußte England nach seiner Lage und seinen Verhältnissen am häufigsten in diesen Fall kommen.

Die Ertheilung von Subsidien kann sowohl für den Staat, der sie giebt, als den, der sie nimmt, ein großer Gewinn, aber auch ein großes Uebel werden, das selbst auf das allgemeine Staatensystem zurückwirken kann; je nachdem eine gesunde Politik, nicht aber gehässige Leidenschaften, und bloßer politischer Eigensinn, sie leiten. Selbstständigkeit und Sicherheit sind mehr werth als Geld; und wenn man beyde für sich und seine Verbündete durch Geld erkaufen oder erhalten kann, so ist dieses gewiß nicht umsonst angewendet. In einem System von so verschiedenen Bestandtheilen, als das Europäische Staatensystem, läßt ohne wechselseitigen Beystand unmöglich jenes System des Gleichgewichts sich erhalten, welches die einzige Bürgschaft für die Fortdauer des Ganzen geben kann. Es ist aber aus den eben gemachten Bemerkungen klar, daß es hier unvermeidlich Staaten geben mußte, denen mit Geldhülfe mehr wie mit Truppen gedient war, sobald es ihnen selber mehr an Geld als an Menschen fehlte. Das Ertheilen von Subsidien der reichern Staaten, die selber dafür Menschen sparten, die sie sonst hätten aufopfern müssen, war also unter diesen Umständen eine fast nothwendige Bedingung zu der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts. — Auf der andern Seite ist es aber unleugbar, daß ein solches Mittel äußerst gemißbraucht werden konnte, sobald entweder

blinde Leidenschaft, um ihren Haß zu stillen, es anwandte, oder gar jene scheußliche Politik, die in der Verlängerung der Kriege Anderer ihren Vortheil sieht, und selbst beträchtliche Aufopferungen nicht scheut, um ihren Zweck zu erreichen, sich dessen bediente. Die Maximen, welche eine vernünftige Staatskunst bey der Ertheilung von Subsidien beobachten wird, sind, so viel ich weiß, noch nirgends auseinandergesetzt. Vielleicht lassen sich dieselben am richtigsten aus dem Begriff selber entwickeln. Subsidien sind Hülfsleistungen an Gelde, die einer andern Macht gegeben werden, zunächst damit sie ihr eigenes Interesse vertheidigen kann, welches mittelbarer Weise auch das Unsrige ist. Hierin scheint die Hauptbestimmung zu liegen; welche sogleich verändert wird, sobald die Vertheidigung unsers eigenen Interesse unmittelbar der Zweck wird. Nur in dem ersten Fall läßt sich vernünftiger Weise sicherer Gewinn davon erwarten; und eine durchgeführte Geschichte der Subsidien würde wahrscheinlich zu dem Resultat führen, daß große Staatsmänner sich nicht von jener Grundmaxime entfernt haben; und diejenigen, die sie verletzten, es mit ihrem eigenen Schaden thaten. Im einzelnen Falle mag die Bestimmung allerdings zuweilen ihre Schwierigkeit haben, wessen Interesse vorherrsche; ob das des Gebers, oder des Empfängers? Nie konnte dieses aber wohl weniger zweifelhaft seyn, als bey den damals von England an Oesterreich ertheilten Subsidien; und selbst

die Feinde Englands wagten es nicht, ihm darüber Vorwürfe zu machen.

Das in Sold nehmen fremder Truppen, um seine eigenen Kriege zu führen, ist ein mit jenem verwandtes Hülfsmittel. Diese Erscheinung geht schon, wie die Geschichte lehrt, aus der Natur großer See- und Handelsstaaten hervor; wo weder eine Menschenmenge sich findet, die man, ohne den Gewerben zu großen Eintrag zu thun, zu Kriegsdiensten brauchen könnte; noch auch der Landdienst gewöhnlich so ehrenvoll ist, wie bey eigentlichen Landmächten *). Allein bey England kam noch eine besondere Ursache hinzu, die unvermeidlich dahin führen mußte, zu jenem Mittel seine Zuflucht zu nehmen; nämlich das, auf der Furcht vor dem Untergange der Nationalfreyheit gegründete, Widerstreben der Nation gegen den Zuwachs der stehenden Armee. Man braucht nur einige Kenntniß der Parlementsgeschichte des verflossenen Jahrhunderts, bis auf das letzte Viertel desselben, zu besitzen, um zu wissen, wie fast bey jeder Gelegenheit dieser Gegenstand auch der Zankapfel der Opposition und der Ministerialparthey wurde. Wenn dieses Mißtrauen nicht ganz ohne Ursache war, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß man es übertrieb, und daß es von sehr nachtheiligen Folgen seyn konnte. Während die übrigen

*) Ich habe dieses bereits ausführlich bey einem alten Volke, den Carthagern, gezeigt. Ideen über die Politik ꝛc. B. II. S. 262. der dritten Ausgabe.

Staaten Europas ihre stehende Kriegsmacht fast mit jedem Jahre vermehrten, konnte selbst ein Inselstaat darin nicht ganz zurückbleiben, der nicht nur ein thätiges Mitglied des allgemeinen Staatensystems von Europa war, sondern auch mit Einfällen von außen, und nicht vergeblich, bedroht ward. Aus diesen Bedürfnissen und Hindernissen ging also das System, sich, so viel man konnte, durch fremde Truppen, die man in Sold nahm, zu helfen, von selbst hervor. Auch dieses konnte seine guten und übeln Folgen haben, je nachdem man mit Mäßigung dabey verfuhr, oder es mißbrauchte und übertrieb. England konnte sich dadurch Menschen ersparen; auf der andern Seite aber konnte es auch ein höchst schädliches Mittel werden, wenn es das Vertrauen auf eigene Kräfte, wenn es den kriegerischen Muth der Nation schwächte. Der Nachtheil schien am meisten auf der Seite derjenigen zu seyn, die für Geld ihre Truppen stellten. Allein erstlich, — und dieß ist ein sehr wichtiger Umstand, — wurden nach dem damaligen Völkerrecht diejenigen, welche Truppen in Sold gaben, deßhalb nicht als Feinde von denen betrachtet, gegen welche diese Truppen dienten; und wenn man aus keinem zu beschränkten Gesichtspunct die Sache ansieht, so ist es gar nicht schwer zu zeigen, wie einseitig die Declamationen derjenigen waren, welche nur von einem Menschenmarkt sprachen, wo Sclaven feil seyen. Gott verhüte! daß durch diese Aeußerung das Ueberlassen eigener Truppen in fremden Sold als eine allgemein vortreffliche Staatsmaxime empfehlen wer-

den sollte. Aber wenn Länder, die unter einer schweren Schuldenlast seufzten, durch dieses Mittel nicht nur davon befreyt wurden, sondern den öffentlichen Wohlstand gründeten, — und wer weiß nicht, daß es solche giebt? — darf man dann nicht mit Recht sagen, daß die Truppen, die in fremden Dienst gingen, ihrem Vaterlande mehr nutzten, als sie auf dem Schlachtfelde für die eigene Sache hätten thun können? Auch hier sind es die Verhältnisse, unter denen die Sache geschicht, und die Zwecke, welche dadurch erreicht werden konnten und wirklich erreicht wurden, die den wahren Maaßstab der Billigung oder Mißbilligung geben. — Wie oft traf es sich nicht außerdem, — wie fast bey allen Continentalkriegen, — daß die Länder, die Truppen in Sold gaben, selber bey dem Kriege interessirt waren? Welcher Gewinn in einem solchen Fall, nicht nur die Kosten des Kriegs von sich zu wälzen, den sie doch hätten mit führen müssen; sondern auch dazu beyzutragen, ihn von ihren Gränzen entfernt zu halten; wofür kleine und schwache Staaten nie leicht zu viel aufopfern können.

England hatte schon vor dem Ausbruche des Kriegs mit Hessen und Dänemark Tractate über Hülfstruppen geschlossen. Wie aber, als Carteret (1742) an die Stelle von Walpole gekommen war, die thätige Theilnahme an dem Landkriege beschlossen ward, und auch Dänemark seinen Tractat wieder aufhob, wurde das Hannöversche Corps von 16000 Mann in Brittischen Sold genommen. Wie viel es

zu dem glücklichen Erfolge, besonders in der Schlacht bey Dettingen, beytrug, ist bekannt. Nie haben aber die Maaßregeln der Regierung, in der ganzen Periode des Hauses Hannover, einen heftigern Widerspruch veranlaßt, als damals, wo der ruhige Beobachter es gewiß am wenigsten hätte erwarten sollen. Nie wurden die alten Vorwürfe von dem Hannöverschen Interesse lauter und unanständiger wiederholt, als in jenem Zeitpunct.

Es ist umsonst, wenn man glaubt, bey irgend einem Brittischen Schriftsteller (so weit ich sie kenne) eine ruhige und unpartheyische Untersuchung dieses Gegenstandes zu finden. Die Grundsätze, von denen sie ausgehen, machen dieses unmöglich. Sie sehen nur England; und nicht etwa blos die Zurücksetzung desselben (wovon sie selber keinen gegründeten Beweis anführen können), sondern schon das Bestreben, das Interesse Englands und Hannovers zu vereinigen, ist in ihren Augen ein Vergehen. Aber, frägt natürlich der unpartheyische Forscher, hatten denn ihre Könige aufgehört Churfürsten von Hannover zu seyn? Hatte England dieß etwa von ihnen gefordert? Hatten sie als solche keine Pflichten gegen ihre deutschen Unterthanen? Waren sie diesen keinen Schutz schuldig, so weit als Negociationen und Continentalverbindungen diesen geben konnten? Es ist unglaublich, wie weit die Ansprüche in dieser Rücksicht in England getrieben, und in welchem Ton sie gemacht sind. Man muß die damaligen Parlementsreden, besonders

im Oberhause, gelesen haben *), um sich von diesen wüthenden Diatriben, voll der Ausbrüche des plumpsten Nationalstolzes, und der gröbsten Beleidigungen gegen ein Volk, das mit ihnen in so manchen Verbindungen stand, einen Begriff zu machen. Die Zeit selbst hat jene Fabeln von den Entwürfen zur Vergrößerung des Churfürstenthums wohl nur mehr als zu viel widerlegt, die bey dem geringsten Schritt, der zum Vortheil Hannovers geschah, oder auch nur vermuthet ward, wieder aufgewärmt wurden.

Allein um jene Vorwürfe richtig zu würdigen, muß man die wahre Quelle derselben kennen. Sie flossen viel weniger aus der Ueberzeugung, als aus dem Factionsgeist. Es war das Geschrey der Opposition, der es damals gelang, als sie Walpole'n stürzte, die Stimme des großen Haufens für sich zu gewinnen. Wo konnte diese leichter einen Stoff für ihre Reden finden, als hier, wo es nie fehlen konnte, sobald man von blos egoistischen Grundsätzen aus-

*) In den Jahren 1742 und 1743 unter dem Ministerio von Carteret. Die Verabschiedung des Hannöverschen Corps aus Brittischem Solde ist der beständige Tummelplatz der Redner. Dieses Corps machte damals fast die Hälfte der alliirten Armee aus; und die Folgen seiner Entfernung ließen sich also leicht berechnen. Ich zweifle, ob die ganze Geschichte ein ähnliches Beyspiel von dem Siege der Leidenschaft über die gesunde Vernunft, bey Leuten, die sich Staatsmänner nannten, aufzuzeigen hat!

ging? Es kann nicht der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes seyn, jenen Gegenstand im Detail durchzuführen; Leser, die nicht vertraut mit der Geschichte jener Zeit sind, würden sonst mit Verwunderung sehen, bis zu welchem Grade von Verblendung und von Thorheit Factionswuth führen kann!

Die Brittische Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist so reich, und vielleicht reicher als irgend eine andere, an Beyspielen von großen Tugenden und großen Thaten; aber sie hat Eine Seite, auf welche der Mann von richtigem Gefühl meist nur mit Widerwillen blicken kann; die Geschichte der Opposition. Es ist nicht die Opposition selbst, — ohne welche keine politische Freyheit statt finden kann; — es ist selbst auch nicht das Aufbrausen des Partheygeistes, das in gewissen Zeitpuncten davon unzertrennlich ist, welche ich tadle. Auch jener Ekel, der aus dem ewig wiederholten Geschrey, selbst oft bey geringfügigen Gelegenheiten, über das bevorstehende Verderben des Staats, — das nie erfolgte, — entspringt, mag sich überwinden lassen. Aber es ist jener traurige, so oft wiederkehrende, Anblick, zu sehen, wie Männer, selbst von großem Kopf und großem Character, ihren Egoismus Vaterlandsliebe nennend, gegen ihre bessere Ueberzeugung sprechen; wie sie jede Maaßregel des Ministers, weil sie seine Maaßregel ist, tadeln; wie es ihnen bey dem Allen sichtbar nicht um das Beste des Staats zu thun ist, sondern nur sich Platz zu machen. Das Betragen des Mannes, den England noch immer mit Recht als den

ersten seiner Staatsmänner betrachtet, des ältern Pitt, als er in der Opposition gegen Walpole war, ein Betragen, worauf er nachmals selber nur mit Mißbilligung zurücksah, — mag hier allein als Beyspiel angeführt werden! Der wahre Character der Opposition soll der seyn, daß sie eine beständige Censur der Minister ist. Aber eine Censur, die nur tadelt, und immer tadelt, verliert ihre Kraft, und erreicht ihren Zweck nicht. In diesem verkehrten Geist der Opposition liegt ein Hauptgrund von der immer wachsenden Uebermacht der Regierung. Die Opposition hat in England öfters gesiegt, und den Minister verdrängt, wenn das Uebel schon geschehen war; aber die Ausführung verkehrter Maaßregeln zur rechten Zeit zu verhindern, hat sie fast niemals vermocht.

Die Geschichte des Oesterreichischen Successionskriegs interessirt uns hier nur wegen seiner Folgen für die Brittische Continentalpolitik. Sobald die alte Feindschaft zwischen Frankreich und Oesterreich wieder auflebte, ward auch nicht nur die alte Verbindung zwischen dieser Macht und England erneuert, sondern auch fast dieselben andern Fäden auf dem festen Lande angeknüpft, wie unter Wilhelm III. und Anna. Der König von Sardinien ward gegen Subsidien durch den Tractat von Worms der Alliirte von England in Italien; die Republik der vereinigten Niederlande ward mit in den Krieg hineingezogen; und seit dem Dresdner Frieden (1745) trat England

auch selbst in eine freundschaftliche Verbindung mit Friedrich dem Zweyten.

Die Folge der Untersuchung erfordert es, daß wir bey dem Benehmen dieses großen Fürsten in jenen Zeiten hier einige Augenblicke stehen bleiben. Eigentlich war Er es, der in diesem Kriege ein neues politisches System bildete, indem die Eroberung Schlesiens die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen gründete, die seitdem auf mehrere Decennien gleichsam die Angel der Politik von Europa ward. Die spätere Geschichte Friedrich's mag leicht für Kriegskunst und Regierungskunst lehrreicher seyn; für die Politik aber, insofern man seine Ansprüche auf Schlesien, die hier nicht gewürdigt werden können, als gegründet betrachten will, ist es diese frühere Periode. Sein Benehmen, wie Er 1740 zuerst allein die Waffen ergriff; wie er sich mit Frankreich verband, und doch schon 1742 für sich allein Frieden schloß; wie er zwey Jahre später aufs neue die Waffen ergriff, aufs neue sich mit Frankreich verband, und doch schon nach 16 Monaten allein sie wieder niederlegte, gewährt einen neuen, man kann sagen, befremdenden Anblick. Allein man muß die Reihe seiner damaligen auswärtigen Verhältnisse, vor allen aber mit Frankreich, mit dem er gar nicht dieselben Zwecke der Zertrümmerung der Oesterreichischen Monarchie hatte, ganz übersehen, um ihn zu verstehn, und um ihn zu bewundern. Die bis dahin in Europa unbekannte Kunst, Bündnisse zu schließen ohne sich hinzugeben; frey zu bleiben, indem man scheint sich zu binden;

abzutreten, wenn es Zeit dazu ist, kann man hier von ihm, und nur von ihm lernen. Freylich scheint dieß eine verlorne Kunst für die Nachwelt geblieben zu seyn; aber sie mußte es auch wohl bleiben; denn seine ganze Politik ging zunächst nicht aus der Ueberlegenheit seines Genies, sondern aus der Selbstständigkeit seines Characters hervor, die sich freylich nicht forterben läßt. Daher jene Keckheit des Benehmens; jene Freyheit der Bewegungen; jene Geradheit, die darum nicht ohne Schlauheit war; mit Einem Wort, jene Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen, die sich im Cabinet nicht weniger als auf dem Schlachtfelde zeigte. Daher keine Spur von jener niedrigen Weiber-Politik, die vor dem Mächtigern kriecht, um gelegentlich dem Schwächern zu trotzen; die kein höheres Ziel kennt, als durch die Verhältnisse des Tages sich durchzuwinden; und die wohl morgen gern ein Dankfest feiern möchte, wenn sie nur heute ungeschlagen davon kommt. Die ewige Wahrheit, daß Selbstständigkeit des Characters im Handeln mehr gilt als glänzendes Talent, und in gleichem Grade wichtiger wird, als der Posten höher ist, auf dem derjenige steht der sie besitzt, hat keiner durch sein Beyspiel auffallender gelehrt, als damals Friedrich.

Er wußte bestimmt was er wollte, und trat daher von dem Kriegsschauplatz wieder ab, als seine Zwecke erreicht waren *). Von den übrigen Hauptmächten ward der Krieg noch drey Jahre fortgesetzt;

*) Durch den Dresdner Frieden 25. Dec. 1745.

es ist schwer zu sagen weßwegen? — wenn man nicht die durch Zwischenvorfälle aufgeregten Leidenschaften in Rechnung bringen will. Frankreich konnte sich so wenig mehr schmeicheln, die Oesterreichische Monarchie zu zertrümmern, als Franz dem I., nachdem er ein mal gewählt war und auch Friedrich ihn anerkannt hatte, die Kayserkrone wieder zu entreissen. Und wie glänzend auch immer seine Siege in den Niederlanden waren, so zeigte doch auch die Erfahrung, daß man nicht darauf rechnen durfte, hier bleibende Eroberungen zu machen. Alle machten endlich Friede *), weil Alle erschöpft waren. Welches waren die Folgen für England?

Es ist bekannt, daß England durch den Aachner Frieden gar nichts an Besitzungen gewann. Es wäre aber sehr verkehrt, darin den Stoff zum Tadel zu suchen. Der Krieg war nicht angefangen um zu erobern, sondern um Oesterreich gegen Frankreich zu unterstützen. Dieser Zweck war erreicht; und jeder Friede sollte wohl ein guter Friede heißen, durch den der Zweck erreicht wird, für den man den Krieg anfing. Freylich ist dieß nicht die gewöhnliche Meinung, welche die Vortheile nur nach den gemachten Eroberungen abmißt. Je seltener die Tugend der politischen Selbstständigkeit ist, um desto häufiger ist die Erfahrung, daß die ehrsüchtigen Projecte sich erst während der Kriege entspinnen; und diese durch ihre Verlängerung alsdann zur Geissel der Völker machen!

*) Zu Aachen d. 30. April 1748.

Aber für die Brittische Politik hatte dieser Krieg andere Folgen von hoher Wichtigkeit.

Die erste von diesen war: die tiefere Verflechtung des Colonial-Interesse in die Europäischen Staatenverhältnisse. Noch keiner der bisherigen Kriege, die England führte, hatte sich so auf die Colonien ausgebreitet, als dieser. Der Krieg mit Spanien machte natürlich Westindien und die Amerikanischen Meere zum Schauplatz der Unternehmungen. Aber auch Ostindien wurde jetzt zum erstenmal der Kampfplatz der Britten und Franzosen. Durch zwey der außerordentlichsten Männer, durch Labourdonnais und Dupleix, war hier bereits vor dem Kriege der Grund zu einer Herrschaft gelegt, die Frankreich wahrscheinlich den Besitz Indiens verschafft haben würde, wenn jene unter sich einig gewesen wären. Die Eifersucht der Britten wachte auf; die Feindseligkeiten brachen auch hier aus; und wenn gleich im Aachner Frieden die gemachten Eroberungen von beyden Seiten wieder zurückgegeben wurden, so erlöschte doch der Funke der Zwietracht nicht; und bey jedem der nachfolgenden Kriege ward Indien, so wie die neue Welt, die Ursache und der Schauplatz des Kampfs.

In einem engen Verhältniß hiermit stand ferner die seitdem gegründete Ueberlegenheit der Brittischen Marine. In allen frühern Kriegen war das Gleichgewicht zwischen dieser und der seiner Feinde niemals aufgehoben worden. Allein schon wie dieser Krieg begann, war die französische Marine

durch die Kargheit und Sorglosigkeit Fleury's in einem tiefen Verfall; und durch den Krieg ward sie beynahe gänzlich vernichtet. Dieser ein mal gelungene Versuch erzeugte in jedem neuen Kriege ähnliche Pläne, die zu jener Alleinherrschaft der Meere endlich führten, welche der Gegenstand des Neides für andere Mächte, und die Quelle so mancher Uebel für Europa wurde.

Die Verhältnisse ferner mit den Staaten des festen Landes schienen jetzt auf lange Zeit dauernd bestimmt zu seyn. Die wiederaufgelebte Rivalität mit Frankreich hatte die Verbindung mit Oesterreich gegründet; die dauern zu müssen schien, so lange jene dauerte. Die Quelle der Streitigkeiten mit Spanien ward durch die Aufhebung des Assiento nicht nur verstopft *); sondern die persönliche Neigung von Ferdinand VI., dem Nachfolger Philipp's V. seit 1745, gab England an Spanien, wenn keine verbündete, doch wenigstens eine freundschaftliche Macht. Eben so waren auch die Verhältnisse mit Preußen geformt. Mit der Republik der vereinigten Niederlande aber waren sie nicht nur dieselben geblieben, sondern noch enger geworden. Wenn die wechselseitige Verbindung beyder Mächte vorher in der Rivalität mit Frankreich gegründet war, so mußte die Revolution, welche durch diesen Krieg in der Verfassung entstand, neue Bande erzeugen. Es ist bekannt, daß im Jahr 1747 bey dem Vordringen der Französischen Armee in die

Oester-

*) Durch den Tractat zu Buenretiro 5. Oct. 1750.

Oesterreichischen Niederlande die Wiederherstellung der Erbstatthalterwürde in den vereinigten Provinzen zu Gunsten von Wilhelm IV., Schwiegersohn von Georg II., zu Stande kam; und der mächtige Einfluß, oder vielmehr die Herrschaft, des Oranischen Hauses wieder befestigt ward. Nach einem Kriege, den man gemeinschaftlich geführt und geendigt hatte, war die Fortdauer der bestandenen Verbindung an sich schon natürlich; die aber jetzt durch die Familienverhältnisse noch ein neues Band erhielt.

Endlich hatte dieser Krieg noch die Verbindung mit Rußland verstärkt. Es gelang Maria Theresia, Rußland für sich zu gewinnen; und zum erstenmal sah man im Jahr 1748 eine Russische Armee nach Deutschland kommen, zufolge eines Subsidientractats, der mit England und Holland geschlossen war. Indeß war diese erste Einmischung Rußlands in die Angelegenheiten des westlichen Europas nur vorübergehend; es war noch nicht das Zeitalter, wo es die Wagschale des Gleichgewichts in den Händen hielt.

In den Jahren zunächst nach dem Kriege, besonders seitdem man erst mit Spanien sich gesetzt hatte, war England mehr mit sich selbst und seinen Finanzen, als mit dem Auslande beschäftigt; und durch die Reduction der Staatsinteressen auf 3 Pro-Cent setzte Pelham *) seinem Ministerio ein rühm-

*) Pelham und sein Bruder, der H. v. Newcastle, neben oder unter ihm, standen seit Carteret's Abgang 1744 an der Spitze des Ministerii, bis Pelham 1754 starb.

licheres Denkmahl, als es gewonnene Schlachten hätten setzen können. Indeß entwickelten sich jetzt auch für die Brittische Continentalpolitik die Folgen des durch Friedrich II. gegründeten Systems, durch welches die Aufrechthaltung des Gleichgewichts in dem deutschen Reich zwischen Oesterreich und Preußen gleichsam als der Grundstein des Gleichgewichts von Europa betrachtet wurde. Es war natürlich, daß England hier mehr auf der Seite seines Verbündeten, Oesterreichs, blieb; um so natürlicher, da die Occupation des erledigten Ostfrieslands um diese Zeit, und die Streitigkeiten über die Emdener Ostindische Compagnie bald nachher, einen großen Kaltsinn zwischen Georg II. und Friedrich erzeugt hatten. Allein die Art und Weise, wie das Brittische Cabinet damals verfuhr, gab der Opposition Waffen in die Hände, deren sie sich mit Geschicklichkeit zu bedienen wußte. Es war damals bereits der Wunsch von Maria Theresia, für ihren noch unmündigen Sohn Joseph die Römische Königskrone zu erhalten. England unterstützte dieses Streben nicht nur, sondern streute auch mit vollen Händen Subsidien an die Churfürsten aus, um diesen Zweck zu erreichen. Mit den Churfürsten von Bayern, von der Pfalz, von Sachsen, von Cöln wurden Tractate entweder wirklich abgeschlossen, oder ihnen doch Subsidien versprochen, um ihre Stimmen zu gewinnen. Es ist befremdend, selbst Pitt für den Tractat mit Bayern sprechen zu sehn*),

*) *Life of Will. Pitt.* I. p. 114.

weil dadurch, wie er sich ausdrückt, dieser Staat aus dem Französischen Interesse gezogen würde. Ob England überhaupt Ursache hatte, sich so tief in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, mag hier unentschieden bleiben; es herrschte damals dieser Grundsatz im Brittischen Cabinet. Allein diese Subsidien mitten im Frieden (wie Horace Walpole sich so bitter darüber beklagt) *) verfehlten nicht nur ihres Zwecks, da Friedrich II. alle diese Pläne zu vereiteln wußte; sondern unterhielten auch die Spannung mit Preußen in einem Zeitpunct, wo man die größte Ursache gehabt hätte diese zu vermeiden. Es war ein auffallendes Beyspiel von dem Mißbrauch der Subsidien!

Allein die große Veränderung, welche um diese Zeit auch in den politischen Verhältnissen der Continentalmächte vorbereitet wurde, und bald wirklich erfolgte, lenkte die Aufmerksamkeit von der Römischen Königswahl bald auf andere wichtigere Gegenstände, und mußte auch in der Politik von England eine Veränderung bewirken, die unvermeidlich war. Die

*) Eine vortreffliche Auseinandersetzung der damaligen Brittischen Continentalverhältnisse, besonders in dieser Rücksicht, findet man in dem Memoire, das Horace Walpole dem Cabinet damals (1751) vorlegen ließ. *Coxe Memoirs of Horace Walpole* p. 386 sq. Er betrieb schon vor und nach dem Aachner Frieden eine Allianz mit Friedrich II. mit dem größten Eifer; aber vergeblich. Gewiß hatte er darin Recht, daß es verkehrt war ihn zu erbittern.

Annäherung und bald darauf die enge Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich *) war eine Erscheinung, die aller Erwartungen der Politiker zu spotten schien. Kein Schritt des Französischen Cabinets ist mehr und bitterer getadelt worden; und wenn man die nächsten Zwecke, die Bekriegung und Vernichtung von Friedrich II., vor Augen hat, mit Recht getadelt worden. Aber die deutschen Schriftsteller und Publicisten, die sich diese Vorwürfe so oft nachgeschrieben haben, sollten doch auch nicht vergessen, daß sie die größte Ursache gehabt hätten, dafür dankbar zu seyn. Wenn noch, als Friedrich II. den Kampf siegreich bestanden hatte, ein glücklicher, fast dreyßigjähriger Zeitraum für das deutsche Reich erschien, der glücklichste, der blühendste, den es noch überhaupt jemals gehabt hatte, — war es nicht eine Folge des guten Vernehmens zwischen Frankreich und Oesterreich? War ohne dieses jemals in Deutschland an Sicherheit, an feste Ruhe zu denken? Mit Recht ist die Pompadour den Verwünschungen Frankreichs Preis gegeben; das deutsche Reich hätte wohl Ursache, ihr ein Ehrendenkmahl zu setzen!

Diese Verbindung zwischen Frankreich und Oesterreich beraubte nicht nur England seines ersten Verbündeten, sondern führte, bey den schon über die Grenzen von Neu-Schottland, die Forts im Rücken

*) Zuerst durch den Tractat von Vernis, 1. May 1756; völlig zur Reife gebracht durch den von Choiseul 30. Dec. 1758.

der Colonien von N. Amerika, und den Besitz der neutralen westindischen Inseln, entstandenen großen Differenzen mit Frankreich selbst die schon nahe an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit eines Kriegs herbey; dessen Zweck als Continentalkrieg die Aufhebung des neu gegründeten Gleichgewichts in Deutschland, durch den Sturz von Preußen, und dessen wichtigster Schauplatz, da die Oesterreichischen Niederlande jetzt nicht als Ableiter dienen konnten, auch nothwendig Deutschland werden mußte. Georg II. mußte diese Verbindung aus einem doppelten Gesichtspunct betrachten; als König von England, und als Churfürst von Hannover. Es war nicht anders zu erwarten, als daß unter diesem Zusammenfluß von Verhältnissen seine deutschen Staaten zuerst würden ausgesetzt seyn; und es war nur Erfüllung seiner Regentenpflichten, wenn er daher auch für diese zuerst sorgte. Allein wann konnte auch wohl das Interesse Englands und Hannovers mehr zusammentreffen, als damals? Es konnte für England jetzt nur Einen mächtigen Verbündeten auf dem festen Lande geben, Friedrich II.; und wie wäre seine Lage nach der Ueberwältigung Hannovers gewesen? Es fehlte indeß viel daran, daß diese sonnenklare Wahrheit in England allgemein wäre anerkannt worden. Das alte Geschrey über das Hannöversche Interesse ward wieder erhoben. Ja! selbst der Mann, der als Minister nachmals den Grundsatz behauptete, daß Amerika in Deutschland erobert werden müsse, tadelte

damals die Verbindungen, die Georg II. durch Subsidientractate auf dem festen Lande suchte *).

Die ersten Gedanken des Königs waren auf Rußland gerichtet. Man war, durch die im letzten Kriege an Rußland ertheilten Subsidien, schon daran gewohnt, Russische Truppen in Deutschland zu sehen; und ein Tractat mit Elisabeth ward abgeschlossen, um das Churfürstenthum gegen den Einfall der Franzosen zu decken **). Man darf wohl zweifeln, ob bey den bald sich entwickelnden Verhältnissen Rußlands dieser Zweck erreicht seyn würde, da die französisch-österreichische Parthey auch in Rußland siegte. Allein Friedrich II., der diese Verhältnisse schon zu gut

*) Indeß sprach Pitt nicht allgemein. Er tadelte nur die Verbindungen, die Georg II. damals suchte, mit Rußland und Hessen. Doch wer wird die Worte eines solchen Mannes, bey einer solchen Gelegenheit, nicht gern selber lesen? "Es ist unmöglich, sagte er, „Hannover durch Subsidien zu vertheidigen. Ein off„nes Land läßt sich nicht gegen einen Nachbar beschützen, „der mit 100000 Mann hineinfallen, und eben so viele „nachschicken kann. Wird Hannover wegen seiner Ver„bindung mit Großbritannien angegriffen, so sind „wir schuldig, ihm bey dem Frieden für al„len Schaden, den es erlitten hat, voll„kommene Genugthuung zu leisten. Aber die „Idee, Hannover durch Subsidien zu vertheidigen, ist „lächerlich und unausführbar." *Life of W. Pitt*, I. p. 136. — Das Uebertriebene in der Behauptung ist am besten durch die That widerlegt.

**) Im Frühjahr 1755.

kannte, um Russische Truppen im Hannöverschen dulden zu wollen, aber auch zu gut wußte, was eine Occupation desselben durch eine fremde Macht für ihn für Folgen haben könnte, erhob sich über alle Zweifel und kleinlichen Leidenschaften. Er erbot sich selber, die Neutralität Hannovers zu decken; Georg II. ließ die Russen, und verband sich mit ihm *), so wie mit mehrern benachbarten Fürsten des nördlichen Deutschlands.

Die Geschichte des ewig denkwürdigen Kriegs, der nun ausbrach, gehört hier nicht her. Die glorreichen Tage der Friedriche und Ferdinande sind dahin, und nur die Erinnerung ist uns geblieben. Gefolgt von fast allen ihren Heldengefährten stiegen sie lange zu den Schatten hinab, um einer spätern Generation Platz zu machen, deren Geschichte leichter zu erlernen seyn wird, weil — weniger Nahmen daraus zu behalten sind!

Wir kehren nach England zurück! Das Staatsruder dieses Reichs erhielt jetzt ein Mann, der der Nation unvergeßlich geblieben ist; und der hier um so weniger übergangen werden darf, da er die Stütze der Continentalverhältnisse von England ward: William Pitt, nachmals Lord Chatham **). Bereits seit 1735 im Parlement; und schon unter den Pelhams als Zahlmeister im Besitz einer wichtigen

*) Durch den Tractat zu Whitehall, 15. Jan. 1756.

**) Er war geboren am 17. Nov. 1708, ward Graf von Chatham 1766, und starb d. 11. May 1778.

Stelle, die er 1755 verlor *), war er lange in der Opposition gegen Walpole gewesen. Allein sein Ansehen war jetzt schon so groß, daß nicht nur kein Ministerium ohne ihn sich halten konnte, sondern daß man ihm auch die Bildung desjenigen überlassen mußte, in dem er wieder einen Platz haben sollte. So trat er, noch ehe ein Jahr verfloß (20. Oct. 1756), als Staatssecretär wieder ins Ministerium, als der König seine Vorschläge zu der Besetzung der übrigen Plätze genehmigte; welche hohe Stelle er bis zum 5. Oct. 1761 behielt, da er sie selbst niederlegte, als man ihm nicht folgen wollte. Das Quinquennium seiner Administration ward die glänzendste Periode, die Großbritannien noch gesehen hatte. Seine Lobredner haben nicht unterlassen, die vielen gewonnenen Schlachten, genommenen Schiffe und gemachten Eroberungen während derselben aufzuzählen **). Allein diese Thaten that nicht Er, sondern ließ sie thun. Sein wahres Lob läßt sich in zwey Zeilen zusammenfassen. Durch die Größe seines eigenen Characters hob er auch den Geist seiner Nation. Er war ein Mann im vollen Sinne des Worts. Eine festgewurzelte Selbstständigkeit machte den Mittelpunct seines ganzen Wesens aus, aus welchem die Strahlen seines Genies, und seiner so oft bewunderten Beredsamkeit, nicht

*) Den 20. Nov.

**) Ein Verzeichniß davon findet man in *Life of Pitt* I. p. 198.

weniger, als die Maximen seiner Politik hervorgingen. So wie Er sich auf sich selber verließ, so sollte auch die Nation es lernen, nur zunächst auf ihre eigenen Kräfte zu zählen. Daher jenes Gewöhnen an kühne Unternehmungen; daher jene verbesserte Einrichtung bey der Miliz und bey der Marine; daher vor Allem die Erweckung des Nationalsinns, indem er selber bey jeder Gelegenheit nicht als Erweiterer der Rechte und der Gewalt der Krone, sondern vielmehr als der Vertheidiger der Rechte und der Gewalt der Nation, im constitutionellen Sinne des Worts, erschien. Es mußte daher wohl nothwendig im Character von Pitt liegen, daß er im Ganzen genommen dem Subsidien- und Miethtruppen-System wenig gewogen war, insofern es das Selbstvertrauen, und die eigene Kraft der Nation lähmen konnte. Aber er gab auch den Beweis, daß große Köpfe nicht blind an gewissen Maximen hängen. Sobald nur jenem höhern Interesse kein Eintrag dadurch geschah, nahm er selber jenes System an, und übte es mit eben so vieler Weisheit als glücklichem Erfolge aus. Wann wären wohl Hülfstruppen zweckmäßiger gebraucht, als damals die der Alliirten? Wann wären wohl Subsidien zweckmäßiger ertheilt, als die, welche Pitt an Friedrich II. gab? Es ist ein eigenes Schauspiel, diese beyden großen Männer verbunden zu sehen; sie, von denen jeder zunächst nur auf sich selbst zählte, und für sich handelte; ohne deßhalb die Vortheile zu übersehen, die aus der Verbindung mit dem Andern ihm zuflossen.

Die Brittische Continentalpolitik während des siebenjährigen Kriegs, so lange Pitt das Ruder führte, kann meines Erachtens als das vollkommenste Muster betrachtet werden, woraus das Brittische Cabinet sich auf immer seine Grund-Maximen in dieser Rücksicht hätte abstrahiren können. Ich spreche hier nicht von der Wahl der Verbündeten; diese kann nur zur Hälfte von dem Cabinet abhängen; da die Verhältnisse zwischen den Mächten des festen Landes veränderlich sind; sondern von der Art und Weise des Verfahrens. Man blieb recht eigentlich damals dem Begriff der Subsidien getreu. Man gab sie denen, die unter dem damaligen Verhältnisse die natürlichen Verbündeten Großbritanniens waren, und mit denen man einerley Hauptinteresse hatte; nicht jedem der wollte. Man gab sie, damit diejenigen, die sie empfingen, zunächst sich selber helfen konnten, und erwartete den mittelbaren Gewinn für England; nicht aber daß sie sich selber vergessen, und zuerst England helfen sollten. Man versprach nicht mehr als man geben wollte; aber man hielt was man versprach. Man machte die Schwächern stark, indem man sie auf den rechten Platz stellte, und sie an sich anschloß. So konnten Pitt und Friedrich, beyde gleich selbstständig, auch jeder seinen Weg gehen; ohne deßhalb weniger in völliger Harmonie zu handeln. Pitt selber hat in einer spätern Rede seine Grundsätze und seine damalige Verfahrungsart so klar dargelegt, daß die Leser sie hier gewiß ungern vermissen würden. "Man hat es mir sehr vorgewor-

„fen, Mylords (sagte er *)), daß ich einen Krieg un-
„terstützt habe, den es Mode wurde meinen deut-
„schen Krieg zu nennen. Aber ich kann mit rei-
„nem Gewissen behaupten, daß diese Vorwürfe mir
„von Männern gemacht wurden, die entweder unbe-
„kannt mit der Lage der Dinge, oder dabey interes-
„sirt waren, sie zu entstellen. Ich will mich frey
„und frank hierüber erklären, wie bey jeder andern
„Gelegenheit. Daß ich im Parlement aus allen Kräf-
„ten gegen unsere Verflechtung in den deutschen Krieg
„sprach, ist sehr wahr; und wären die Umstände wie-
„der dieselbigen, würde ich es wieder thun. Aber
„als ich Theil an der Administration erhielt, war
„diese Maaßregel schon entschieden. Noch ehe ich
„Staatssecretär ward, war der erste Tractat mit dem
„Könige von Preußen schon unterzeichnet **); und
„nicht nur von der Krone, sondern auch von beyden
„Häusern bestätigt. Es war eine Last, die mir auf
„dem Nacken gebunden war. Bey diesem Tractat wa-
„ren die Ehre der Krone und die Ehre der Nation
„auf gleiche Weise verpfändet. Wie ich von einer
„solchen Verpflichtung zurücktreten; wie ich der Krone
„rathen konnte, einen großen Fürsten mitten in den
„Gefahren zu verlassen, in welche sein Zutrauen auf
„die Treue und den Glauben unsers Landes ihn zum

*) *Life of Pitt* II. p. 80. Die Rede ward erst im Jahr 1770 im Oberhause gehalten.

**) Nämlich der Tractat, wodurch Friedrich II. die Neutralität Hannovers garantirte.

„Theil verflochten hatte, sind Fragen, die ich gern „Ihrem Ermessen überlasse. Vielleicht hätte dieser „außerordentliche Mann (that wonderful man) sich „ohne unsern Beystand aus diesen Schwierigkeiten her„ausgezogen. Er besitzt Talente, welche, so weit „Menschenkräfte reichen können, dem menschlichen „Geiste Ehre bringen. Aber wie hätte England je„nen Ruf von Treue und Glauben erhalten können, „der in Europa uns auszeichnet? Welche andere „fremde Macht hätte weiter unsere Freundschaft ge„sucht; welche andere fremde Macht wäre mit uns „in Verbindung getreten? Aber Mylords, wenn ich „gleich überhaupt unsere Theilnahme am Continental„kriege mißbillige, so behaupte ich deßhalb nicht, daß „alle Verbindungen mit einigen deutschen Fürsten „nachtheilig oder nutzlos sind. Sie können, My„lords, nicht blos nützlich, sondern auch nothwendig „seyn." Nicht, wie er weiter hinzusetzt, um fremde Hülfstruppen nach England zu bringen, das stark genug sey, sich selber zu schützen; wohl aber nach Irland, um dieses vor einer Invasion zu bewahren.

Die Verbindung mit Preußen und seinen Alliirten war aber nicht die einzige neue Erscheinung, welche in Rücksicht der Brittischen Continentalverhältnisse der siebenjährige Krieg erzeugte. Eine andere war diese, daß es der Republik der vereinigten Niederlande, ungeachtet ihrer engen Verhältnisse mit England, möglich war, in diesem Kriege neutral zu bleiben, was sie in keinem der frühern gekonnt hatte. Allein die Verbindung Frank-

reichs und Oesterreichs mußte auf das Betragen dieser Republik nothwendig zurückwirken, und die ihrige mit England schwächen. Sie hatte bey den Revolutionen des festen Landes nur Ein Hauptinteresse, die Fortdauer des bisherigen Zustandes der Oesterreichischen Niederlande. So lange diese Provinzen in dem Besitz einer entfernten Macht blieben, dienten sie ihr zu einer Vormauer, mit und ohne Barriereplätze. Unter den jetzigen Verhältnissen konnten diese kein Kriegsschauplatz werden wie sonst; Frankreich hatte durch die Verbindung mit Oesterreich jede Absicht darauf aufgegeben; und für die Republik mußte also diese Verbindung, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, eine der erfreulichsten Begebenheiten seyn. Welche Vortheile aber ihre Neutralität ihrem Handel verschaffte, der selbst den Neid von England erregte, ist allgemein bekannt. Welch ein Zeitpunct für diesen Staat, hätte er nicht schon längst an solchen Uebeln gekränkelt, deren Folgen keine Arzney mehr zu hindern vermochte!

Eben jene veränderten Verhältnisse machten es auch für England überflüssig, die Fäden in Italien wieder anzuknüpfen, welche es in den vorigen Kriegen mit Sardinien angeknüpft hatte. Erst bey der Friedensunterhandlung 1762 bediente man sich seiner als Vermittler, und nicht umsonst. Aber noch ein anderer alter Verbündeter blieb England übrig, der mit in den Strudel hineingezogen ward, und Hülfe verlangte, — Portugal.

Es ist zu seiner Zeit gezeigt worden, wann und wie die Verbindung mit diesem Staat gegründet und befestigt wurde. Sie war seit dem Utrechter Frieden eine für England höchst fruchtbare Handelsverbindung geblieben, ohne wichtige politische Folgen, während der langen Periode des Friedens den Portugal genoß, gehabt zu haben. Selbst die Pläne Pombal's hatte sie nicht auflösen, oder wesentlich verändern können. Allein die engere Verbindung, die durch den Familienpact Spanien in den Krieg hineinzog, ward auch Ursach, daß Portugal hineingezogen wurde, und nun auf die Hülfe seines alten Verbündeten zählen mußte.

Dieser, so berühmte, Bourbonische Familienpact schien endlich die Besorgnisse zu realisiren, welche man während des Spanischen Successionskriegs und Utrechter Friedens gehabt hatte. Wenn gleich die Kronen von Frankreich und Spanien getrennt blieben, so ward doch das Interesse beyder Mächte vereinigt. Aber wie wenig sind bisher die Besorgnisse erfüllt worden, die man deßhalb hegte! Allerdings mußte Spanien an den Kriegen Frankreichs mit Antheil nehmen; allein dieß hat bisher nur dazu gedient, daß sich England auf Kosten Spaniens erholte, und durch die reiche Beute seine Matrosen bey guter Laune erhielt. Vielleicht war dieß letzte der wichtigste Gewinn. Durch Kapereyen und Plünderungen bereichern sich Einzelne; aber noch nie hat eine Nation reell dadurch gewonnen.

Die Wirkung jenes Familienpacts *) äußerte sich auch damals; England gerieth in Krieg mit Spanien und mußte darein gerathen; und da von diesem jetzt Portugal mit einem Angriff bedroht ward, so wurden nicht blos Brittische Hülfstruppen, sondern auch ein deutscher Feldherr, Graf Wilhelm von Lippe Bückeburg, einer der Helden des siebenjährigen Kriegs, nach Portugal geschickt. Stand es gleich nicht in seiner Macht die Nation umzuschaffen, so drückte er ihr doch sein Andenken unauslöschlich ein. Wer kennt nicht noch jetzt den großen Grafen in Portugal? Das Land ging aus diesem Kriege ohne Verlust heraus; und die Verbindung mit England war verstärkt worden.

Aber eine, wenn gleich zufällige, doch für die Continentalpolitik von England viel wichtigere, Folge des Familienpacts war der Austritt von Pitt aus dem Ministerio. Wie geheim man auch immer den Abschluß jenes Tractats in Spanien hielt, um erst Zeit zu gewinnen, die Schätze Amerikas zu Hause zu erhalten, so hatte Pitt doch gewußt, sich Nachrichten davon zu verschaffen. Er verlangte, was man von einem Mann von seinem Character erwarten konnte, Spanien zuvorzukommen, und ihm sogleich einen

*) Unterzeichnet den 10. Aug. 1761, aber noch geheim gehalten. Gleich die beyden ersten Artikel des Tractats enthalten eine Of- und Defensivallianz, und wechselseitige Garantie aller Besitzungen.

Krieg zu erklären, der doch unvermeidlich sey. Allein man wollte ihm nicht glauben, und er ward überstimmt. Nicht gewohnt, mit seiner Ueberzeugung zu capituliren, wandte er den Rücken und ging *).

Was er prophezeyt hatte, geschah; und England sah sich bald genöthigt zur Kriegserklärung. Allein wenn gleich auch jetzt der kurze Krieg gegen Spanien mit dem größten Erfolge geführt ward, so wirkte Pitt's Entfernung doch so sehr auf die Maaßregeln des Brittischen Cabinets zurück, daß das ganze, kaum aufgebaute, System seiner Continentalpolitik dadurch über den Haufen fallen mußte. Die eifrige Theilnahme am Continental-Kriege hörte auf; die Subsidien an Friedrich II. wurden eingezogen; und England schloß für sich Frieden, ohne diejenige Rücksicht auf seinen Verbündeten zu nehmen, die er mit Recht fordern konnte.

Aus dem Gesichtspunct des blos momentanen Vortheils betrachtet, ließ sich dieß Verfahren des Brittischen Cabinets entschuldigen; aber nach den Regeln einer höhern Politik unmöglich! Zwar machte Friedrich II. jetzt Pitt's Ausspruch wahr, daß er, auch sich allein überlassen, aus der Verlegenheit sich half; aber wäre es, so lange das enge Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich fortdauerte, nicht auch für England der gesunden Politik gemäßer gewesen, die Verbindung mit Preußen fortdauern zu lassen?

*) Den 5. October. 1761.

lassen? Würde man einen schlechtern Frieden bekommen haben, wenn man ihn gemeinschaftlich mit Friedrich geschlossen hätte? Ein glücklicher Zusammenfluß von Umständen machte, daß keine Verhältnisse wiederkehrten, wo England seiner bedurfte. Seine Abneigung gegen diesen Staat war seitdem zu tief gewurzelt, als daß er sie wahrscheinlich wieder hätte ausrotten können.

England stand nach dem siebenjährigen Kriege also allein da, und ohne Verbündete, wenigstens ohne mächtige Verbündete; und hatte, nach der tiefen Demüthigung der Macht, mit der es rivalisirte, auch keine nahe Veranlassung, sich wieder nach Verbündeten umzusehen. Bey dem tiefen Frieden, dessen jetzt fortdauernd der Westen von Europa genoß, entstand kein solches Bedürfniß. Die Thätigkeit der Nation beschränkte sich zuerst auf ihre innern Angelegenheiten; da die bekannten Streitigkeiten mit Wilkes Fragen in Anregung brachten, welche für die Rechte des Unterhauses von hoher Wichtigkeit waren. Der Streit mit Spanien über die Falklandsinseln (1770) erzeugte nur Drohungen, aber keinen Krieg; und bald zogen die anfangenden Händel mit den Colonien in N. Amerika die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Erzählung des ganzen Streits, und der Krieg, den sie veranlaßten, ist der gegenwärtigen Untersuchung fremd; außer insofern er auf die Continentalverhältnisse Einfluß hatte.

Die Rückwirkungen auf diese waren mehrfach. Die erste war die Erneuerung des Subsidien-

systems. Sobald man entschlossen war, eine Armee nach Amerika hinüberzuschicken, empfand man auch das Bedürfniß fremder Hülfe. Es traf also hier der Ausspruch vom Grafen Chatham ein, daß es Fälle geben könne, wo man die Verbindungen mit den deutschen Fürsten nicht würde entbehren können. Freylich hatte er auf einen Fall, wie diesen, nicht gerechnet; und von dem Anfange der Streitigkeiten für die Taxfreyheit von Amerika gesprochen*). Angenommen indeß ein mal (was ich sehr weit entfernt bin zu behaupten), daß es rathsam war den Versuch zu machen, Amerika mit Gewalt zu unterjochen, kann man wohl nicht zweifeln, daß hier die Methode, sich durch Miethtruppen zu helfen, die beste

*) Die Ideen von Chatham über Amerika lernt man am besten kennen aus der Bill, die er am 1. Febr. 1775 dem Oberhause vorlegte, als die Unruhen schon angefangen hatten, die aber verworfen wurde. Sie findet sich in *Life of Pitt* II. p. 129. Die Colonien sollten abhängig bleiben: aber sie sollten das Recht haben, sich selber durch ihre Provincial Assemblees zu taxiren. Der (damals schon versammelte) Congreß zu Philadelphia sollte die Vertheilung der Taxen unter die Provinzen machen; und die Summe bestimmen, die sie zu der Tilgung der Nationalschuld an England beytragen sollten rc. Zu der großen Ansicht des unermeßlichen Gewinns, der aus der gänzlichen Freyheit Amerikas auch für England fließen würde, vermochte selbst ein Chatham sich nicht zu erheben. Wie hätten es die Andern gesollt?

war. Man sparte Menschen, die ein Staat wie England am wenigsten entbehren kann.

Wenn gleich ferner aus dem Kriege kein Continentalkrieg in Europa wurde, so wurde doch ein Krieg mit Europäischen Mächten daraus; da Frankreich sich Amerikas annahm, und Spanien zufolge des Familienpacts gleichfalls hereingezogen wurde. Amerika selber blieb für diese Mächte nur ein Nebenschauplatz, ihr Krieg ward fast völlig ein Colonialkrieg; wozu seit dem Pariser Frieden sich neuer Stoff gesammelt hatte. Eins der großen Uebel, die Europa drücken, ist die Verflechtung der Colonien durch ihre geographische Lage. Der siebenjährige Krieg war am meisten dadurch herbeygeführt; und wenn gleich der Friede, der ihn endigte, durch welchen Frankreich von dem festen Lande von N. Amerika gänzlich verdrängt ward *), diesem Uebel einigermaßen abhalf, so trug er doch anderwärts dazu bey, es nur zu verschlimmern. In Westindien hielt sich jetzt ungefähr die Brittische und Französische Macht das Gleichgewicht; in Ostindien aber hatte, seitdem England sich in den Besitz Bengalens (1763) gesetzt hatte, die Waagschale sich völlig auf seine Seite geneigt. Dennoch blieb Frankreich die Hoffnung übrig, das Gleichgewicht wieder herzustellen, da es an einem der inländischen Fürsten einen Verbündeten fand, der durch sein eigenes Interesse der Feind von England seyn mußte, und in sich selber schon die Hülfsmittel gefunden hatte, ihm

*) Seitdem es auch Louisiana 1765 an Spanien abtrat.

allein die Spitze zu bieten. So wurde Ostindien ein Hauptschauplatz des Kriegs; und es würde trotz aller Anstrengung dennoch für England verloren gegangen seyn, wenn nicht durch die verbesserte Einrichtung der Organisation der Ostindischen Compagnie durch die Vereinigung der vier Präsidentschaften unter Einem Generalgouverneur, und durch die Bill von Pitt, ihre politische Abhängigkeit von der Regierung gegründet worden wäre.

Der Colonienkrieg ferner zerriß ein politisches Band auf dem festen Lande, indem die Republik der vereinigten Niederlande in denselben verflochten ward. England verlor zwar nichts durch diesen Krieg; es eroberte St. Eustace, Trinconomale und Negapatnam; und behielt dieß letztere im Frieden. Allein dieser Bruch mit der Republik stand in Verbindung mit einer andern Erscheinung, welche höchst bedenklich für England werden mußte.

England war durch diesen Krieg in einen Kampf mit allen Seemächten des westlichen Europas gerathen, und hielt ihnen allein das Gleichgewicht. Es war ein großer Beweis, was für Fortschritte man seit dem Aachner Frieden zu der Alleinherrschaft der Meere gemacht hatte, wenn man auch gleich noch weit davon entfernt war, sie wirklich zu behaupten. Allein sobald man ein mal auf dieses Ziel hinarbeitete, mußten aus dem Streben darnach unvermeidlich auch andere Erscheinungen hervorgehen, welche England in Gefahr setzten, in ein gespanntes Verhältniß mit dem größten Theil des Continents überhaupt zu

gerathen. Mit der Schwächung, ja selbst mit der Zerstörung der feindlichen Marine war noch immer wenig ausgerichtet, sobald man ihrer Wiederherstellung keine Hindernisse in den Weg legte. Diese Wiederherstellung aber hing großentheils von dem Verkehr mit neutralen Mächten ab, von denen Frankreich die dazu nöthigen Vorräthe haben mußte. Schon darin lag ein Grund zu den Bedrückungen der Schifffahrt der Neutralen; allein diese mußten noch unendlich vermehrt werden, sobald die Vernichtung des feindlichen Seehandels, und das Bestreben sich denselben zuzueignen, — was von der Herrschaft des Meers unzertrennlich war, — das vorgesetzte Ziel wurde. In den frühern Kriegen hatte der Handel der im Krieg begriffenen Mächte sich großentheils unter die neutrale Flagge geflüchtet, und wie schwankend auch die Behauptung des berühmten Grundsatzes: frey Schiff frey Gut, immer gewesen war, so konnte doch der Streit nicht eher practisch von solcher Wichtigkeit werden, als bis eine einzelne Seemacht sich stark genug fühlte, das Gegentheil zu behaupten. Allein der Druck, den man dadurch empfand, erzeugte Widerstand; Catharina II. wurde die Stifterin der bewaffneten Neutralität*), der die nordischen Mächte, und selbst Portugal, beytraten; und auch Holland beygetreten seyn würde, wenn England ihm nicht mit der Kriegserklärung zuvorgekommen wäre.

*) Im Jahr 1781.

Die bewaffnete Neutralität war eine Erscheinung, aus der England große Lehren ziehen konnte; aber nicht gezogen hat. Zwar mußte man damals nachgeben, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, mit ganz Europa in Krieg zu gerathen; aber man gab stillschweigend nach; ohne die aufgestellten Grundsätze förmlich anzuerkennen. Das Ganze blieb also auch eine Verbindung, die nur während des Kriegs von practischer Wichtigkeit seyn konnte. Man fühlte die Unentbehrlichkeit eines Seevölkerrechts lebhafter als je; und Catharina hatte es durch jene Verbindung laut ausgesprochen. Allein auch hier diente die Politik, wie gewöhnlich, nur dem momentanen Bedürfniß; und was hätte auch ein Seevölkerrecht auf dem Papier geholfen, dessen man in Friedenszeiten nicht bedarf; und von dem sich voraussehen läßt, daß es in Kriegszeiten der Convenienz der Einzelnen würde weichen müssen?

Von bleibender Wirkung aber für die Brittische Continentalpolitik waren die veränderten Verhältnisse mit den Niederlanden. Die innere Ruhe wurde hier durch den Frieden keineswegs hergestellt, und eben dadurch fand England Gelegenheit, hier seinen Einfluß zu behaupten.

Es ist eine auffallende Erscheinung in der Geschichte der Brittischen Continentalpolitik, daß ungeachtet der tiefen Verflechtung Englands in die Händel der auswärtigen Länder, dennoch in der ganzen Periode des Hauses Hannover, und man kann auch sagen der Stuarts, in keinem derselben der Factions-

geist dadurch angeregt oder unterhalten ward. Wie ganz anders hat Frankreich auf Schweden, hat Rußland auf Polen gewirkt! Der Grund davon lag unstreitig darin, daß England zu der Erreichung seiner Zwecke keiner Factionen, sondern nur der Regierungen bedurfte; zum Theil auch in den Zeitverhältnissen, die dem Factionsgeist in den Ländern, mit denen England in Verbindung stand, wenig Nahrung gaben. Ich begehre also auch keinen Lobspruch der höhern Moralität der Brittischen Minister darauf zu gründen; immer aber beweise es, daß die Einmischung Englands in die Angelegenheiten der fremden Mächte ihrem Zwecke nach bisher viel weniger gefährlich war, als der Einfluß der Continentalmächte auf einander.

Die Vorfälle in den vereinigten Niederlanden machten davon jetzt eine Ausnahme. Seitdem durch den letzten Krieg dieser Staat sich an Frankreich angeschlossen hatte, seitdem Frankreich in dessen Streitigkeiten mit Joseph II. Gelegenheit fand, ihm einige wesentliche Dienste zu leisten, wurde es dem Französischen Ministerio nicht schwer, sich hier eine Parthey zu erhalten, die unter dem Nahmen der patriotischen Parthey als Gegnerin des Oranischen Hauses auftrat, ohne, so viel man sehen kann, weiter bestimmt zu wissen, was sie wollte? Der Augenblick, wo England wahrscheinlich die Republik mit weniger drückenden, aber gewiß festern, Banden hätte an sich anschließen können, wie nachher geschah, wäre der Augenblick des Friedens gewesen. Aber dieser Augenblick war versäumt! Wäre wohl Großmuth ge-

gen einen alten Freund, mit dem man sich doch nur gelegentlich entzweyt hatte, jemals mehr an ihrer Stelle gewesen als hier? Aber weit gefehlt diese zu beweisen, drängte man ihr Eine ihrer Colonien in Negapatnam ab *); eine Colonie von mäßiger Wichtigkeit; und nur mit Mühe erhielt sie es, daß man ihr nicht auch Trinconomale abdrang. Man zwang durch diese zweckwidrige Härte die Republik, durch Frankreichs Vermittelung Frieden zu schließen; man zeigte deutlich, daß, sobald von Colonialvergrößerung die Rede war, man kein Bedenken trage, auch selbst seine alten Freunde zu berauben; und daß es also nur auf die Gelegenheit ankommen würde, noch mehr zu nehmen. So beraubte man sich also auf immer des Zutrauens einer Nation, mit der man so lange in enger, freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, auf eine Weise, welche die Wiederherstellung derselben unmöglich machte; — und für welchen Preis!

Freylich machte darum die innere Gährung es dennoch nothwendig, daß die Oranische Parthey sich an England anschloß, weil sie, so lange Friedrich II. noch lebte, keine andere Stütze fand. Allein auch diese Stütze half ihr wenig. Das Brittische Cabinet fand es nicht für rathsam, thätige Hülfe zu leisten, als dem Erbstatthalter eines seiner Vorrechte nach dem andern geschmälert wurde; und höchst wahrscheinlich würde er gänzlich verdrängt seyn, wenn die Preußische Politik sich nicht geändert hätte. Es ist

*) In dem Friedenstractat vom 20. May 1784.

bekannt, unter welchen Umständen und mit welchem Erfolge im Herbst des Jahrs 1787 die Unruhen in Holland durch Einrücken eines Preußischen Corps gedämpft, der Erbstatthalter in seiner vollen Macht wieder hergestellt, und darin befestigt ward.

England war bis auf diesen Zeitpunct ohne irgend einen bedeutenden Verbündeten auf dem festen Lande geblieben. Allein die eben erwähnte Veränderung führte wieder eine Allianz herbey, die nicht ohne Folgen für Europa blieb. England und Preußen verbanden sich beyde mit Holland, indem sie dasselbe gleichsam in die Mitte nahmen, und garantirten ihm seine neugegebene oder wiederhergestellte Verfassung; und dieser gemeinschaftliche Berührungspunct führte auch bald eine Allianz zwischen diesen beyden Mächten herbey *).

Preußens Verbindung mit Holland war eine Folge des Familieninteresse, dessen weitere Würdigung hier nicht her gehört. Bey England war die Verwandtschaft nicht nahe genug, um dessen Theilnahme aus dieser Quelle ableiten zu dürfen. Waren gleich die regierenden Häuser verwandt, so lag doch der Grund weit mehr in dem Streben, dem Französischen Einfluß durch die Unterdrückung der patriotischen Parthey entgegenzuarbeiten. Allein gewiß wäre dafür bey der Schließung des Friedens ein günstigerer Zeitpunct gewesen, als der gegenwärtige war. Allerdings konnte England bey dem Schicksale der Republik nicht gleichgültig

*) Durch den Tractat vom 13. Aug. 1788.

seyn. Es mußte die Aufrechthaltung ihrer Unabhängigkeit wünschen; aber die gewaltsame Wiederherstellung einer Staatsform, gegen welche sich ein großer, vielleicht der größere, Theil der Nation sträubte, konnte von dieser unmöglich als Grundlage der Unabhängigkeit betrachtet werden. Man verband sich auf diesem Wege mit der wiederhergestellten Regierung; aber nicht mit der Nation. Die Erfahrung hat gelehrt, was die Folgen davon waren!

Durch diese Tripelallianz ward indeß die Verbindung Englands mit Preußen wieder erneuert; nur aber ruhte diese nicht auf einem solchen gemeinschaftlichen Interesse, wie unter Friedrich dem Zweyten. Die Erhaltung der Statthalterschaft in den Niederlanden konnte unmöglich für beyde wichtig genug seyn, um ein bleibendes Band zwischen ihnen zu werden. Chatham nach seinen Grundsätzen würde nimmermehr die Verbindung geschlossen haben, die sein Sohn schloß; und noch weniger hätte er die Folgen gebilligt, die sie nach sich zog.

Diese Folgen äußerten sich besonders in dem Osten von Europa. Die bisherige Darstellung hat gezeigt, wie wenig Antheil England seit dem Nystädter Frieden an den dortigen Vorfällen genommen hatte. Es trieb seinen Handel dahin ungestört; der Wachsthum Rußlands begünstigte ihn, ohne England furchtbar zu werden. Indeß waren hier bereits die entscheidendsten Veränderungen vorgegangen, wie die Gründung der Unabhängigkeit der Krim *), die Er-

*) Im Jahr 1771.

scheinung Russischer Flotten im Mittelmeer *), ja selbst die erste Theilung von Polen **), ohne daß England eine thätige Theilnahme dabey bewiesen hätte. Das Brittische Cabinet fühlte sich zu wenig dabey interessirt; es stand weder mit Polen noch mit den Türken in politischen Verbindungen, und hatte gegen sie keine Verbindlichkeiten zu erfüllen; der Handel nach der Ostsee, und der wenig beträchtliche nach der Levante litt nicht darunter; und jene Länder überhaupt lagen außerhalb dem Umfange seines politischen Wirkungskreises. Man mag daher Bedenken tragen, ihm darüber Vorwürfe zu machen; wiewohl eine Handlung, die das bisher bestandene Völkerrecht vernichtete, auch Großbritannien nicht gleichgültig seyn konnte; man mag nur darin eine Entschuldigung finden, daß England zu Etwas schwieg, was es doch nicht hindern konnte. Allein seit jener Tripelallianz verändern sich sichtbar jene Maximen, und England suchte sich nicht nur einen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verschaffen, sondern versuchte selbst die Sprache eines Dictaters zu führen. Darf man Französischen Schriftstellern glauben ***), so lag der Grund davon in der Eifersucht über den Handelstractat, den Rußland 1787 mit Frankreich abgeschlossen hatte; in welchem dieß letzte Land sehr begünstigt worden war; wo-

*) Im Jahr 1770.

**) Im Jahr 1772.

***) Man vergleiche *Segur Histoire de Frederic Guillaume* Vol. II.

durch England selbst sich bewogen gefühlt habe, Alles zu thun, um Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verflechten, der bekanntlich 1788 ausbrach. Die Wahrheit dieser nicht erwiesenen Behauptung läßt man billig dahin gestellt seyn; aber daß die Brittische Politik hier aus ihrer Sphäre herausging, daß man geglaubt hatte vorschreiben zu können, wo nicht an Vorschreiben zu denken war, — davon mußte das Ministerium bald eine unangenehme Erfahrung machen. Die Vermittelung Englands auf dem Reichenbacher Congreß 1788 war nicht ohne Nutzen; aber als England auch Catharina der Zweyten die Bedingungen des Friedens mit den Türken dictiren wollte, erklärte sie, sie schlösse ihren Frieden nur für sich; die Demonstration durch die Ausrüstung einer Flotte machte sie nicht irre; sie schloß wirklich den Frieden zu Jassy *) für sich, und wie sie ihn wollte; und das Brittische Cabinet hatte von seinen Drohungen keinen andern Gewinn, als — umsonst gedroht zu haben.

Es scheint, das erste Bestreben jedes Cabinets sollte dahin gehn, sich den Wirkungskreis, den die Lage und die Kräfte seines Staats ihm darbieten, klar zu denken, ihn fest zu bestimmen, und die Grundmaximen seiner auswärtigen Politik daraus abzuleiten. Man wird dieses wohl nicht so verstehen, daß man diese Theorie gleichsam zur Schau tragen, und in öf-

*) Den 29. Dec. 1790. Die Kayserin behielt darin den District am Niester, statt der alten Grenze, die England hatte vorschreiben wollen.

fentlichen Erklärungen darlegen solle; allein daß es für jeden Staat gewisse Grenzen seines Wirkungskreises giebt, wie mächtig er auch immer sey, bleibt eine ewige Wahrheit; und wer die daraus gezogene Folgerung leugnen wollte, beginge eine Ungereimtheit. Blicken wir gleichwohl in die Geschichte, — wie selten finden wir diese Forderung erfüllt? Wie viele mißlungene Versuche und Unternehmungen, wovon sich voraussehen ließ, daß sie nicht gelingen konnten! Zwar scheint es, es bedürfe hier nur des gesunden Menschenverstandes, und einer mäßigen Masse von Einsichten, um jenen Kreis zu bestimmen. Aber man muß den Einfluß der Leidenschaften auf die Politik, man muß vor allen die übertriebene Meinung, die so leicht jeder Minister von der Wichtigkeit des Staats, an dessen Spitze er steht, zu haben pflegt, kennen, um die vielen traurigen Mißgriffe zu erklären, von denen fast kein Staat sich frey erhalten hat. Auch England gab damals davon nicht das einzige Beyspiel in seiner Art! Allerdings indeß befiehlt die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß es für eine Seemacht und einen Handelsstaat viel schwerer hält, die Grenzen seines Interesse und seines Wirkungskreises zu bestimmen, als für eine Landmacht. Der Berührungspuncte, nicht blos der unmittelbaren, sondern noch mehr der mittelbaren, sind hier so viele; die Berechnung, wie viel man durch Flotten andern Mächten schaden kann, geht von keinen festen Elementen aus, und ist deßhalb höchst unbestimmt. Der indirecte Schaden ist größer, als der directe; und die hohe

Meinung von der eigenen Macht verleitet nur zu sehr, ihn sich noch größer, und besonders ihn sich viel entscheidender, zu denken, als er wirklich ist, und seiner Natur nach seyn kann.

Wir haben bisher die Continentalpolitik Englands bis zu dem Zeitpunct verfolgt, wo durch die großen Umwälzungen Europas nicht nur die zuletzt geschlossene Tripelallianz zerfiel, sondern auch alle politische Verhältnisse, anfangs gewaltsam auseinandergerissen, wieder in neue Fugen gezwängt wurden, in welche man sie selbst nach so blutigen Kämpfen nicht dauernd hat befestigen können. Wie hätten unter diesen Umständen die alten Verhältnisse Englands dauern können! Aber sie änderten sich nicht blos im Einzelnen; sondern seine ganze Continentalpolitik gewann eine andere Gestalt. Eben deßhalb ist es nöthig hier stehen zu bleiben, um einige allgemeine Resultate zu ordnen, zu denen die bis jetzt angestellten Untersuchungen den Stoff darbieten.

Die bisherige Entwickelung hat gezeigt, daß England zwar bald mehr bald weniger, aber doch ohne gänzliche Unterbrechung, in die Händel des Continents verflochten war. Aber wenn man den Zeitpunct der Quadrupelallianz unter Georg I. etwa abrechnet, so fehlt doch viel, daß England jemals die herrschende Macht in dem Europäischen Staatensystem gewesen wäre, oder auch nur darauf Anspruch gemacht hätte, es zu seyn. Die innern Verhältnisse dieses Systems wurden in der Regel nicht durch England bestimmt, sondern England bestimmte sich

vielmehr nach ihnen. Eben darin aber lag der Grund, weßhalb die Continentalpolitik Englands so wenig auf festen Principien gebaut werden konnte. Inwiefern man aber dem Brittischen Cabinet darüber Vorwürfe machen kann, bedarf einer nähern Untersuchung. Die Verhältnisse der Continentalmächte gegen einander fortdauernd zu bestimmen, stand durchaus nicht in den Kräften von England. Es wäre eine thörichte und vergebliche Anmaßung gewesen! Eben deßhalb aber konnte es auch seinem Föderativsystem in Rücksicht der Wahl seiner Verbündeten keine bleibende und unerschütterliche Grundlage geben. England war nicht wie Frankreich, wie Preußen u. a. von schwächern Staaten umgeben, die es durch sein Uebergewicht hätte an sich anschließen können; es mußte sich seine Verbündeten suchen; und selbst die Bande, welche es an den wichtigsten von allen, an Oesterreich knüpften, konnte es nicht unauflöslich machen. England kann nach seiner Lage nur Verbündete haben, die durch das Meer von ihm getrennt sind. Sind dieses schwächere Staaten, wie Holland, wie Portugal, wie Sardinien es waren, so hingen diese eben deßhalb schon mehr von ihren unmittelbaren mächtigern Nachbaren ab; sind es mächtigere, wie Oesterreich, wie Preußen, so konnte die Verbindung nur dauern, so lange es irgend einen Punct des gemeinschaftlichen Interesse gab. Ein Föderativsystem, wie die Mächte des festen Landes, konnte also England sich nicht bilden.

Nicht also über den Wechsel in der Wahl seiner Verbündeten darf man England Vorwürfe machen; — irrte es darin, so beging es politische Fehler wofür es selber büßen mußte; — wohl aber über die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten, die es übernommen hatte. Bey den drey großen Continentalkriegen, an denen England Antheil nahm, dem Spanischen, dem Oesterreichischen Successionskriege, und dem siebenjährigen, schloß es jedesmal seinen Frieden für sich, oder nur in Verbindung mit Holland, und ließ seine Hauptverbündeten im Stich. Der Grund davon lag nicht in einer arglistigen, systematisch angenommenen, Politik, und dem Mangel an öffentlicher Treu und Glauben; sondern in dem Wechsel der politischen Principien, der mit dem Wechsel des Ministerii nach dem ganzen Geist der Brittischen Verfassung fast nothwendig verbunden ist. Nie endigte hier derselbe Minister den Krieg, der ihn angefangen hatte; sein Nachfolger gehörte gewöhnlich zu der entgegengesetzten Parthey, und brachte also die entgegengesetzten Grundsätze mit. Der Einfluß und die Macht des dirigirenden Ministers in England beruht gar nicht, wie in unumschränkten Monarchien, auf dem persönlichen Character des Regenten; sondern geht unmittelbar aus dem Geist der Constitution, aus dem Verhältniß zwischen dem König und seinem Parlament hervor, zwischen denen der Minister das Band ist. Ohne ihn kann daher nichts von Wichtigkeit geschehen. Daraus fließt, in Rücksicht auf auswärtige Mächte, die allerdings nachtheilige Folge,

daß

daß die Brittische Regierung die Erfüllung ihrer über=nommenen Verbindlichkeiten nicht mit der Sicher=heit garantiren kann, wie andere es können. Die Perioden der Marlboroughs und Chathams geben die Beweise davon. Aber dagegen können auch auf Sei=ten der Mächte des festen Landes durch hohe Noth oder gänzliche Ueberwältigung physische Unmöglichkei=ten eintreten, ihre Versprechungen zu erfüllen, die bey England so leicht nicht zu erwarten sind.

Ungeachtet der nicht zu leugnenden einzelnen Fehler indeß, die sich die Brittische Politik hat zu Schulden kommen lassen, erscheint doch im Ganzen der Continentaleinfluß von England diese Periode hin=durch als ein höchst wohlthätiger Einfluß unter einem doppelten Gesichtspunct. Erstens verdankt ihm Europa lange Zeit hindurch die Erhaltung des Friedens. Daß dieß der Zweck der Brittischen Politik unter Georg I., und, so lange es irgend die Umstände erlaubten, noch unter Georg II. war, ist oben gezeigt. Es war also nichts weniger als ein feindseliger Einfluß. Zweytens: in den großen Kriegen, an welchen England Theil nahm, ward es stets die Stütze des Schwächern ge=gen die Uebermächtigen. Es verband sich mit Oester=reich in dem frühern, mit Preußen in dem spätern Kriege, als die eine und die andere Monarchie durch das verbündete Europa mit dem Untergange bedroht wurde. Vielleicht hätten beyde sich ohne England gerettet; aber das Verdienst von England konnte da=durch nicht geschmälert werden. Es trug wesentlich,

vielleicht mehr als irgend eine andere Europäische Macht, dazu bey, das politische Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten.

Sechster Zeitraum.

Periode der französischen Staatsumwälzung 1788—1815.

Es bleibt uns der letzte Zeitraum der Brittischen Continentalpolitik übrig; zwar nicht der längste; aber in doppelter Rücksicht der wichtigste; in Rücksicht auf England selbst; in Rücksicht auf den Continent von Europa. In Rücksicht auf England selbst, da die größte Entwickelung seiner Kräfte dadurch herbeygeführt ward; in Rücksicht auf den Continent, da es der Mittelpunct und die einzige, nicht zu erschütternde, Stütze des noch stehenden Europäischen Staatensystems ward; und die Politik der Cabinette in einem weit höhern Sinn bestimmte und leitete, als dieses in den frühern Zeiträumen geschehen war. Nie hat sich die Wahrheit der Bemerkung, womit wir diese Untersuchung eröffneten, daß es ein höchst wohlthätiger Umstand für die Erhaltung der Freyheit und Selbstständigkeit eines Staatensystems sey, wenn eine insularische Seemacht zu seinen Hauptgliedern gehört, mehr bestätigt, als in diesem Zeitraum. Hätte eine feste Brücke über den Canal geführt, wie ganz anders möchten sich die Schicksale von England und von Europa entwickelt haben! Zwar bezweifeln wir es keinesweges, daß auch in diesem Fall England unerobert geblieben wäre; und der Einfall eines

Französischen Heers zuletzt mit dessem Untergange geendet hätte; weil der Volkskrieg gewiß nirgend allgemeiner und dauernder gewesen wäre. Allein das Schicksal, wenn nicht des Brittischen Volks, doch des Brittischen Staats, ist jetzt in einem so hohen Grade an die Sicherheit der Hauptstadt geknüpft, daß die Folgen ihrer Einnahme, ja auch selbst nur einer nahen und drohenden Gefahr, nicht zu berechnen stånden; und wer wird es wagen zu behaupten, daß in einem solchen Fall ihre Sicherheit ungefährdet hätte bleiben, ja vielleicht eine, wenn auch nur vorübergehende, Eroberung hätte abgewandt werden können; da ohne allen Zweifel auf diesen Punct die ganze Angriffskraft des Feindes gerichtet worden wäre?

Die Verhältnisse Englands gegen das feste Land wurden in dem Zeitraum, wovon wir reden, durch Einen Mann bestimmt, der — zugleich erster Lord der Schatzkammer und Kanzler der Exequer — als dirigirender Minister in Uebereinstimmung mit seinem Könige das Ruder des Staats lenkte, William Pitt*).

*) William Pitt, der jüngere Sohn von Graf Chatham, war geboren den 28. May 1759. Seine erste Jugendbildung verdankte er seinem großen Vater und dem nachmaligen Bischof von Winchester. Den weitern Unterricht der Schule zu Eton und Cambridge; vor Allen in classischer Litteratur, Philosophie und Beredsamkeit. Schon im 22sten Jahre, am 23. Jan. 1781, trat er ins Unterhaus; gewählt vom Flecken Appleby; und hielt hier seine erste Rede am 26. Febr. über die bessere

Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, 24 Jahr alt, ward er auf diesen hohen Posten gestellt; und hatte bereits sechs Jahre auf demselben gestanden, als die Französische Staatsumwälzung begann, und auch England bald in eine Lage setzte, die ihm nicht gestattete, bloßer Zuschauer zu bleiben. In einem so frühen Alter hatte dieser außerordentliche Mann nicht blos bewundernswürdige Einsichten und Talente, sondern, was von noch größerer Wichtigkeit war, eine Reife des Verstandes und des Urtheils gezeigt, die seine Jahre weit zu übertreffen schien; und diese Vorzüge waren mit einer Stärke des Characters verbunden, die jene fast noch überwog. Mehrere seiner Zeitgenossen, seiner Gegner und Nebenbuhler hatten glänzendere Talente als Er; aber keiner kam ihm gleich an Klarheit des Verstandes, an Festigkeit des Willens, und Aufopferung für sein Vaterland. Er war ganz Staatsmann, im edelsten Sinn des Worts;

Einrichtung der Civil-Liste, durch die er sofort die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Bereits im Juli 1782 trat er unter Graf Shelburne zum erstenmal, als Kanzler der Schatzkammer, ins Ministerium; ging aber nach dessen Abgang 14. März 1783 gleichfalls ab; bis er, nach der Entlassung von L. North und Fox, 23. Dec. 1783 als erster Lord und Kanzler der Schatzkammer an die Spitze der Administration gestellt, bis zu seinem freywilligen Abgang 9. Febr. 1801 auf diesem hohen Posten blieb; den er zum zweytenmal vom 25. May 1804 bis an seinen Tod 23. Jan. 1806 wieder einnahm.

und was Plutarch von Pericles sagt: man sah ihn nur auf dem Wege in die Rathsversammlung oder von da zurück, mag mit dem vollsten Rechte auf ihn angewandt werden. Seine Politik muß die folgende Untersuchung darstellen. Freylich nach unserm Zweck nur zunächst die auswärtige. Dennoch aber steht diese auch mit der innern Verwaltung in einer nicht ganz zu trennenden Verbindung, und es muß uns erlaubt seyn, wenigstens auch Blicke auf diese zu werfen. Leider! fühlen wir hier jedoch nur zu oft die Dürftigkeit unserer Hülfsquellen *). Von dem, was öffentlich, was im Parlement verhandelt wurde, sind wir hinreichend unterrichtet; aber wenn von dem

*) Sollte man es glauben, daß in dem Lande, das am reichsten an Biographien ist, der erste seiner Staatsmänner noch keinen, auch nur einigermaßen seiner würdigen, Biographen gefunden hat? Nach öffentlichen Nachrichten haben wir von seinem Lehrer und Freunde, dem alten Bischof von Winchester, die Ausfüllung dieser Lücke zu hoffen; wodurch auch hoffentlich über sein so einfaches Privatleben ein helleres Licht verbreitet werden wird. Selbst das ächte Bildniß des großen Mannes, in dem die Klarheit, Ruhe und Stärke, dieses überlegenen Geistes so herrlich sich aussprechen, gehört zu den Seltenheiten auf dem festen Lande; während die meisten unserer Leser es vielleicht hundertmal in elenden Carricaturen gesehen haben. Auch die Sammlung seiner Reden, *Speeches of the R. H. William Pitt in three Volumes*, Lond. 1808., ist keinesweges vollständig; aber doch eine Hauptquelle für das Folgende.

ganzen innern Mechanismus der Staatswirthschaft, von der Art, wie Pitt diese einrichtete, vor Allen von der großen Vereinfachung des Ganges der Geschäfte in der Schatzkammer, um die er sich so unsterbliche Verdienste erwarb, die Frage ist, — wo finden wir hier die genauern Nachweisungen? Aber auch der Darstellung seiner auswärtigen Politik muß Eine allgemeine Bemerkung vorausgeschickt werden. Er handelte in ihr stets nach seiner innigsten Ueberzeugung; die sich in jeder seiner Reden auf das unverkennbarste ausspricht. Zufolge dieser Ueberzeugung war die Erhaltung seiner Constitution für England das höchste Gut. Dieß ist daher die Angel, um welche seine ganze innere Politik in jener verhängnißvollen Periode sich dreht. Aber in der Erhaltung dieser Constitution, der Bedingung seines ganzen Wirkungskreises, sah er auch nur die Mittel zu seiner auswärtigen Politik; und so standen beyde in der engsten wechselseitigen Verbindung.

Als im Jahr 1789 die Eröffnung der Französischen Ständeversammlung die Umwälzung des Staats herbeyführte, waren es die innern Angelegenheiten mehr als die auswärtigen, welche den Minister beschäftigten. Die Verhältnisse des Continents waren meist durch die Holländischen Angelegenheiten bestimmt, welche, wie wir oben gezeigt haben, bey der Wiederherstellung des Erbstatthalters nicht nur die enge Verbindung mit dem Oranischen Hause, sondern auch mit Preußen, das diese mit gewaffneter Hand bewirkt hatte, veranlaßten. Die dadurch wieder her-

beygeführte, jedoch vergebliche, Einmischung Englands in die Angelegenheiten des Nordens, und die dadurch entstandene Spannung mit Rußland, sind gleichfalls oben bemerklich gemacht. Im Innern waren es, seit der veränderten Einrichtung der Verhältnisse der Ostindischen Compagnie, durch die darauf sich beziehende Bill, vorzüglich die Finanzangelegenheiten, die Maaßregeln zur Verminderung der Staatsschuld, und zur Reduction der Zinsen der 4 Pro Cent Stocks auf 3 Pro Cent, welche den Minister beschäftigten. Ueberzeugt, daß zu der Aufrechthaltung des Staatscredits die richtige Bezahlung der Zinsen der Staatsschuld nicht hinreiche, sondern daß auf die Abbezahlung des Capitals gedacht werden müsse, hatte er drey Jahre früher durch die Errichtung des sinkenden Fonds den Anker ausgeworfen, der jenen Credit seitdem gesichert hat *). Dieß große Institut hatte damals kaum anfangen können zu wirken; die Contrahirung neuer Schulden, die ein neuer Krieg unvermeidlich machen mußte, konnte daher gewiß nicht in dem Plan des Ministers liegen. Die Beobachtung einer strengen Neutralität war also die natürliche Maaßregel, die der Minister während der ersten und zweyten, der sogenannten constituirenden und gesetzgebenden Nationalversammlung ergriff; denn wie mangelhaft und tadelnswerth auch in mehrfacher Rücksicht die erste Constitution seyn mochte, die Ludwig XVI. annahm und beschwor; so enthielt sich

*) 26. May 1786.

das Brittische Cabinet dennoch aller Einmischung in die Französischen Angelegenheiten. Als aber schon während der Sitzung der zweyten Nationalversammlung ganz andere politische Grundsätze aufgestellt, der Thron umgestürzt, der König mit seiner Familie in die Gefangenschaft gestürzt wurde; als vollends der nun folgende Nationalconvent die Monarchie abschaffte, und den König auf das Blutgerüst schickte, so trübten sich, auch noch ohne Krieg, die Verhältnisse; und Betrachtungen stiegen auf, die andere Maaßregeln nothwendig machten.

Es galt jetzt der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staats, die stets ihre Bedenklichkeiten, und wohl nicht leicht je größere Schwierigkeiten als in dem vorliegenden Fall hatte. Es galt den Fragen: ob man sich überhaupt? und wie weit man sich in dieselben mischen wolle? — Es war eine Lieblingsbehauptung der Volksführer und Volksschriftsteller jener Zeit, daß kein auswärtiger Staat sich in die innern Angelegenheiten eines andern zu mischen habe; und selbst noch jetzt hören wir die Behauptung, daß dieses als ein Angriff auf seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu betrachten sey. Jene Behauptung ist wahr, so lange von Staaten die Rede ist, die durch ihre geographische Lage und ihre politischen Verhältnisse isolirt sind. Wenn Staatsveränderungen in China und N. Amerika vorgehen, wäre es thöricht zu behaupten, daß Frankreich oder Oesterreich befugt seyen, sich darein zu mischen.

Aber anders verhält es sich mit Staaten, welche sich geographisch und politisch berühren, welche einen gemeinschaftlichen Verein oder ein System bilden, wie es mit den Staaten von Europa der Fall ist. Auch die innern Angelegenheiten des Einen sind hier dem Andern gar nicht immer gleichgültig; und es kann Fälle geben, wo die Einmischung in dessen Angelegenheiten nicht zu vermeiden steht. Sehen wir zuvörderst auf die Verfassung der Staaten, so werden wir finden, daß auch bey aller Verschiedenheit der Einzelnen, dennoch in dem System, im Ganzen genommen, entweder das monarchische, oder auch das republikanische Princip vorherrschend ist. Die Vertauschung desselben in irgend einem der Hauptglieder des Systems muß hier nothwendig, bey dem unvermeidlichen Einflusse auf das Ganze, auch gerechte Besorgnisse bey den Andern erregen. So entsteht eine Theilnahme, die freylich noch von der thätigen Einmischung verschiedn bleiben kann. Wie groß, wie lebhaft muß aber diese Theilnahme, wie gerecht die Besorgniß seyn, wenn die in dem andern Staat aufgestellten Grundsätze das gerade Gegentheil von den bisher angenommenen, und mit diesen gänzlich unverträglich sind? Findet hier kein gemeinschaftliches Interesse statt? Würde also in solchem Falle nicht mit Recht die Theilnahme thätig werden können? Werden nicht Unterhandlungen hier erlaubt seyn? Wird es dem sich umwandelnden Staat freystehen, diese mit der schnöden Antwort abzufertigen, daß er keine fremde Einmischung in seine Angelegen-

heiten zugeben wolle? Wie aber vollends, wenn diese Grundsätze nicht nur ihrer Natur nach den andern widersprechend sind, sondern zugleich ihre Verbreitung und practische Einführung in andern Staaten ausdrücklich beschlossen und laut angekündigt wird? Tritt da nicht die Pflicht der Selbsterhaltung ein? Wird sie es nicht fordern, auch selbst mit den Waffen in der Hand sich zu vertheidigen, und jene Grundsätze zu bekämpfen?

Diese Fälle traten ein, seitdem die Französische Staatsumwälzung die ihr eigenthümliche Richtung nahm. Sie ward gegründet auf Volks-Souveränität; aber Volks-Souveränität steht in geradem Widerspruche mit dem monarchischen Princip. Es kann in einem Staat nur Einen Souverän geben, nicht zwey. Entweder ist das Volk der Souverän, und dann ist der Staat Republik; oder der Monarch, welchen Titel er immer führen mag. Hört er auf es zu seyn, so sinkt er zum bloßen Magistrat herab; mag man ihm den Königstitel lassen, oder nicht. "Es ist", sagt Pitt *) in einer jener kraftvollen Reden, aus denen ich noch öfters Stellen anführen werde (und welche höhere Autorität kann man hier anführen, als die des Staatsmanns an der Spitze der freyesten Monarchie? —), "es ist eine grobe Umkehrung der Grundsätze jeder „bürgerlichen Gesellschaft, welche auf der Voraus„setzung ruht, daß fortdauernd bey jeder Regierung

*) *Speeches* III. p. 58 etc.

„eine Souveränität von Seiten des Volks im Stil-
„len fortdauere, bereit, bey jeder Gelegenheit, oder
„vielmehr unter jedem Vorwande, aufgerufen zu wer-
„den, wenn es den Zwecken der Parthey oder Faction,
„die die Vertheidiger dieser Lehre sind, gelegen ist,
„sie zu brauchen. In diesen falschen Grundsätzen ist
„die Saat alles des Elends, der Verwüstung und
„des Ruins enthalten, welche gegenwärtig über einen
„so großen Theil der Erde verbreitet sind. Ich habe,
„fährt er fort, vielleicht mehr hierüber gesagt als
„nöthig wäre, hätte ich nicht gefühlt, daß dieser fal-
„sche und gefährliche Spottnahme von Volks-Sou-
„veränität eine der Lieblingsbetrügereyen wäre, um
„den Verstand irre zu leiten, um dem großen Hau-
„fen zu schmeicheln und seine Leidenschaften zu ent-
„flammen; der nicht im Stande ist, die Sache zu
„untersuchen; und daß jener Sophism deßhalb bey
„jeder Gelegenheit und in welcher Gestalt er sich
„zeige, von jedem Freunde der bürgerlichen Ordnung,
„des Friedens und des Glücks der Menschheit be-
„kämpft werden sollte."

Stand nun aber jener Grundsatz im Widerspruch mit der Brittischen Verfassung, einer Verfassung, in der man vorzugsweise die einer freyen Monarchie sah, wie viel mehr mit den Verfassungen der Hauptstaaten des festen Landes, die, ohne den mindesten Zusatz von Volksherrschaft, in die Classe der unumschränkten Monarchien, oder höchstens derer gehörten, in denen die höhern Classen in den ständischen Versammlungen einen gewissen, meist sehr beschränkten,

Antheil an der Gesetzgebung ausübten? Wenn in dem Brittischen Staat vielleicht eine Reform der Verfassung hingereicht hätte (wiewohl auch dies kaum wahrscheinlich ist), so war in jenen eine gänzliche Umwandlung der Verfassung unvermeidlich, wenn das Französische Princip das herrschende wurde. Wie gerecht waren also nicht die Besorgnisse, welche allenthalben aufsteigen mußten? Wer mochte bestimmen, wie weit eine Lehre sich verbreiten würde, die zugleich den Völkern schmeichelte, und von ihren Urhebern als die allein seligmachende aufgestellt ward? Aber diese Besorgnisse erhielten einen neuen und furchtbaren Zusatz durch das Decret des Convents vom 19ten November 1792, das "allen Völkern Frankreichs Beystand versprach, die zur Gründung der Freyheit, das heißt der Volksherrschaft, sich gegen ihre rechtmäßigen Regierungen auflehnen würden." Ein solcher Aufruf zur allgemeinen Empörung ist ohne Beyspiel in der Geschichte, und wenn man etwa mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß jenes Decret unausgeführt bleiben würde, so schlug diese Hoffnung das neue Decret vom 17ten December nieder, welches "allen Feldherren der neuen Republik befahl, in den Ländern, wohin sie ihre Waffen tragen würden, an die Stelle der bisherigen Verfassungen Volksherrschaft zu setzen."

So ward durch diese Decrete das Heiligste, was Völker haben, das, wodurch sie einen Staat bilden, ihre Verfassung, mit dem Untergange bedroht. Mit ihrer Verfassung zugleich ihre Selbstständigkeit, weil

die neue Verfassung ihnen vorgeschrieben ward. Bedarf es mehr, um die Regenten zu rechtfertigen, wenn sie das, was man ihnen aufdringen wollte, verwarfen; wenn sie ihre Rechte vertheidigten; wenn sie zu ihrer Vertheidigung selbst die Waffen ergriffen?

Das bisher Gesagte war allen Regierungen gemein; wir kehren auf England zurück, auf dessen Politik wir unsere Untersuchungen beschränken.

Unter den Staaten, welche die erste große Verbindung gegen Frankreich bildeten, war England einer der letzten, und kann also nicht als Urheber jener Verbindung betrachtet werden. So lange noch Ludwig XVI. auf dem Throne saß, wurde von der Brittischen Regierung alle Einmischung in die Französischen Angelegenheiten sorgfältig vermieden. Der Französische Gesandte, Chauvelin, blieb als Gesandter seines Königs in London, und ward als solcher anerkannt, so wie der Brittische in Paris. Ja selbst als der unglückliche Ludwig mit seiner Familie vom Thron in den Kerker gestürzt war, beschränkte sich die Theilnahme Englands auf die Privat-Anerbietungen seines Gesandten, wenn er etwa zu den Bedürfnissen des unglücklichen Fürsten etwas beytragen könne. Erst nach der Hinrichtung des königlichen Märtyrers änderten sich die öffentlichen Verhältnisse; jedoch noch ohne Krieg. Der Brittische Gesandte ward zurückgerufen, und die Anerkennung des Herrn von Chauvelin, dem der Convent Beglaubigungsschreiben geschickt hatte, ward verweigert; er erhielt bald darauf den Befehl, England zu verlassen.

Diese Maaßregeln drückten allerdings nicht nur einen gerechten Abscheu aus, den die Hinrichtung des unglücklichen Königs erregt hatte; sie enthielten auch eine Weigerung der Anerkennung der neugegründeten Republik, und mithin das Geständniß, daß man nicht in politische Verhältnisse mit ihr treten wolle. Wurden gleich dadurch die Aussichten getrübt, so ging doch daraus noch kein Kriegszustand hervor. Es ist von großer Wichtigkeit für die practische Politik, fest zu stellen, daß die einstweilige Abbrechung der Verhältnisse zwischen Staaten noch keine Kriegserklärung ist. Die Verhandlungen zwischen zwey Staaten setzen in beyden geregelte Regierungen voraus. Wie kann eine Regierung mit einem Staat unterhandeln, der es selber gesteht, daß er in der Umwandlung begriffen ist, und eine neue Verfassung, und mit ihr eine andere Regierung sich erst geben will?

Bald aber kamen andere Ursachen hinzu, welche die Theilnahme Englands an dem Kriege unvermeidlich machen mußten. Trotz ihrer Versicherung, sich nicht vergrößern zu wollen, wurde die neue Republik nicht nur Erobererin, sondern sprach auch dem bisherigen Völkerrechte Hohn, indem sie die, dem Pabst und dem König von Sardinien genommenen Länder, Avignon und Savoyen, sofort sich einverleibte. Aber was England noch um vieles näher anging, war die noch im Herbst 1792 erfolgende Einnahme der Oesterreichischen Niederlande. Diese Provinzen bildeten, wie wir oben sagten, die Brücke, welche

England mit dem Continent, und vor allem mit Oesterreich verband. Die einseitige Aufhebung der auf Tractaten beruhenden Sperrung der Schelde war eine neue Probe des republikanischen Völkerrechts. Allein was England unter den damaligen Verhältnissen am meisten beunruhigen mußte, waren die Gefahren, welche die Republik der vereinigten Niederlande bedrohten. An der Spitze dieses Staats stand das seit fünf Jahren in seine Vorrechte wieder eingesetzte Oranische Haus; mit diesem hatte England nebst Preußen die Triple-Allianz geschlossen, und in derselben ihm seine Vorrechte garantirt — und gerade gegen dieses Haus, da man die Volksparthey sich zu Freunden machen oder erhalten wollte, waren die Angriffe Frankreichs gerichtet. Konnte unter diesen Umständen ein Krieg vermieden werden? Doch ward der Krieg nicht von England, sondern von Frankreich erklärt. Der 1te Februar 1793 war der Tag, an welchem die Kriegserklärung zugleich gegen England und den Erbstatthalter erschien.

"Wie war", sagt Pitt in einer bald darauf gehaltenen Rede *), "der Zustand dieses Landes in „Rücksicht Frankreichs, vor der Erklärung des Kriegs „von seiner Seite? Wir sagen erstens: Frankreich „hat den Tractat mit unsern Allürten gebrochen" (durch die erklärte Schelde-Freyheit), "den wir verbunden sind zu behaupten. Zweytens: Frankreich hat „sich Entwürfen des Ehrgeizes und der Vergrößerung

*) *Speeches* II. p. 3.

„hingegeben, die mit den Interessen dieses Landes
„und der allgemeinen Sicherheit von Europa unver-
„träglich sind. Drittens: Frankreich unterhält Grund-
„sätze, die feindlich gegen alle Regierungen und vor-
„züglich gegen die unsrige sind. In Folge aller die-
„ser Umstände erklärte damals das Haus in der
„Addresse an Sr. Majestät, daß, wenn eine angemes-
„sene Genugthuung nicht zu erhalten stände, ein
„Krieg die Folge seyn müsse. Aber während dieses
„noch in Verhandlung war, hatten sie selbst den
„Krieg erklärt, und tragen die Schuld eines plötzli-
„chen und nicht hervorgerufenen Angriffs auf dieses
„Land." — "Feindliche Drohungen", sagt der Mini-
ster bey einer spätern Gelegenheit *), "ergingen offen
„gegen unsere Alliirten; ein Angriff, gegründet auf
„die Annahme eines Rechts, wodurch auf einmal al-
„les Völkerrecht überflüssig ward; eine Forderung
„ward in Holland gemacht auf dem Grunde eines
„allgemeinen und Nationalrechts mit Verletzung ei-
„nes bestimmten Tractats: die Schifffahrt der Schelde
„zu eröffnen. Nach eben dieser willkürlichen Ansicht
„entdeckten sie bald nachher das heilige Gesetz der
„Natur, welches den Rhein und die Alpen zu den
„rechtmäßigen Grenzen von Frankreich machte; und
„eigneten sich die Gewalt zu, welche sie die ganze
„Revolution hindurch auszuüben strebten, durch ihren
„neuen Gesetz-Codex alle anerkannten Grundsätze des
„Völkerrechts aufzuheben. Schon rückten sie nach
„dem Siege bey Gemappe mit schnellen Zügen ge-
„gen

*) *Speeches* III, 97 etc.

„gen die Republik der Niederlande vor, und hatten
„ihren Feldherren den Befehl gegeben, die Oesterrei-
„chischen Truppen in jedes neutrale Land zu verfol-
„gen; dadurch zugleich offen den Vorsatz andeutend,
„in Holland einzufallen. Schon hatten sie ihre Mäßi-
„gung und Selbstverleugnung gezeigt, indem sie Bel-
„gien der Französischen Republik einverleibten. Schon
„hatten diese Freunde des Friedens, die versicherten,
„keine Eroberung machen zu wollen, dem König von
„Sardinien Savoyen genommen ohne den Schatten
„eines Angriffs, und hatten es gleichfalls Frankreich
„incorporirt. Dieß waren ihre Angriffe in diesem Zeit-
„punct, und noch mehr als diese. Sie hatten durch
„ihre Decrete eine allgemeine Kriegserklärung gegen
„alle Thronen von Europa ergehen lassen; sie hatten
„durch ihr Betragen diese vorzüglich gegen uns ge-
„richtet; sie hatten ihr Decret vom 19. November
„gegeben, das allen Nationen, die frey werden woll-
„ten, die Hülfe Frankreichs versprach; sie hatten so-
„wohl durch ihre Sprache als ihr Beyspiel gezeigt,
„was sie unter frey werden verstanden; sie hatten
„ihre Grundsätze besiegelt durch die Absetzung ihres
„Souverains; sie hatten sie auf England angewandt,
„indem sie die Adressen jener aufrührerischen, ver-
„rätherischen Gesellschaften ermunterten, die von An-
„fang an ihre Lehren öffentlich bekannten, die ihren
„Fortschritten in Frankreich, die zu dem Morde ih-
„res Königs führten, Beyfall zollten; und den Tag
„erwarteten, wo sie einen ähnlichen National-Con-
„vent in England zusammenrufen könnten."

Nach diesem Allen bedarf die sonst bestrittene Frage keiner weitern Erörterung, wer Urheber des Kriegs gewesen sey *)? Hätte Frankreich ihn auch nicht zuerst erklärt, so wäre es dennoch der Urheber gewesen; denn dieser Vorwurf lastet auf dem, der ohne Grund den Krieg will **). So trat also England in die Reihe der kriegführenden Mächte. Es ist nöthig einen Blick auf seine damalige Lage gegen den Continent zu werfen.

Oesterreich und Preußen, Sardinien und einzelne deutsche Staaten, bald auch das gesammte Reich, waren damals bereits im Kriegszustande mit Frankreich. Von andern Staaten ließ sich voraussehen, daß sie gleichfalls die Waffen ergreifen würden; theils zu ihrer Vertheidigung, theils, wie Spanien, zugleich aus Erbitterung über die Hinrichtung des Königs. Aber um eben diese Zeit war in den Haupt-Staaten des Continents das System der stehenden Heere auf einen Grad getrieben worden, der nicht mehr im Verhältniß mit ihren Finanzen stand. Diese reichten kaum hin, die großen besoldeten Mas-

*) Ein eigenes Werk darüber erschien von einem Engländer: Herbert Marsh, über die Ursachen des Kriegs zwischen England und Frankreich. Leipzig 1796.

**) Welche Parthey, ob die der Gironde, wie man behauptet, oder die heftige Jacobiner-Parthey die Kriegserklärung bewirkte, ist bey der Beantwortung jener Frage gleichgültig. Und kann man bey der letzten vernünftigerweise mehr als einen Aufschub voraussetzen, da der Zeitpunct ihr nicht gelegen schien?

sen im Frieden zu erhalten; die außerordentlichen Kosten des Kriegs überstiegen die Kräfte der Staaten, und machten es ihnen unmöglich die ganze Macht zu gebrauchen, welche sie unter den Waffen hatten. England, der Hauptsache nach Seemacht, durfte mit Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, Frankreichs Flotten zu besiegen, vielleicht zu vernichten; und dadurch sich den Weg zur Eroberung seiner Colonien zu bahnen. Aber wie lockend auch diese Aussichten seyn mochten, so durfte es sich doch nicht schmeicheln, dadurch die Entscheidung des Kriegs herbey zu führen. Jene Eroberungen, wie sehr sie auch gelingen mochten, konnten nach Pitt's eigenem Ausdruck *) nur einen collateralen Einfluß haben. Das damalige Frankreich, ohnehin schon durch eigene Schuld seiner wichtigsten Colonie St. Domingo beraubt, legte auf die übrigen kein solches Gewicht, wie es wohl in frühern Zeiten der Fall gewesen war. Nicht die Seemacht, die Landmacht mußte die Entscheidung herbeyführen, und die Anknüpfung von Verbindungen mit den Continental-Mächten war davon die natürliche Folge. Eine Reihe von Bündnissen, von Portugal bis Rußland, folgten noch in demselben Jahre (1793). Um diese zu würdigen, um das ganze Benehmen von Pitt zu beurtheilen, muß man sich in seine Lage setzen. Allerdings wurde England in einem gewissen Sinn der Mittelpunct der ersten Verbindung gegen Frankreich; aber diese Verbindung blieb zum Theil

*) *Speeches* l. c.

unwirksam; auch stand es nicht in der Macht des Brittischen Ministers, die Wirksamkeit der übrigen nach Gefallen zu leiten. Sie blieb unwirksam in Beziehung auf eine Hauptmacht, auf Rußland. Ungeachtet Catharina II. sich vor Allen beeilte schon am 25. März 1793 ein Bündniß mit England abzuschließen; ungeachtet sie sich im Kriegszustand mit Frankreich erklärte; ungeachtet sie unter Allen am lautesten sprach, hat sie doch unter Allen am wenigsten gethan. Ihre Absichten waren auf andere Puncte gerichtet; theils die Erneuerung des vortheilhaften Handels-Tractats mit England vom Jahr 1766; theils, und vor allem, ihre neuen Theilungs-Entwürfe gegen das unglückliche Polen ausführen zu können, die in eben diesem Sommer zu Stande kamen. So war die Sicherheit, Rußland wenigstens nicht zum Gegner zu haben, der einzige Gewinn, den England aus dieser Verbindung zog. Unter den andern Mächten des Continents waren Oesterreich und Preußen natürlich diejenigen, mit welchen die ersten und festesten Verbindungen sich anknüpften. Außerdem mit Spanien, Sardinien, Portugal und einigen kleinern. Die meisten dieser Staaten fanden sich in dem oben bemerkten Fall, daß ihre Finanzen im Mißverhältniß mit den Militärkräften standen. Die natürliche Folge davon war, daß sie da Hülfe suchten, wo sie allein zu finden war, bey Großbritannien. So wurde nicht nur das schon früher entstandene Subsidien-System erneuert, sondern auch zu einem viel größern Umfange als je vorher getrie-

ben. Der Krieg wurde großentheils auf Kosten Englands geführt. In den acht Jahren von 1793 bis 1800 und dem Austritt Pitt's aus dem Ministerium wurden jährlich im Durchschnitt gegen 23 Millionen Pfund St. von dem Minister Anleihen gemacht. Allerdings wurde dadurch dem Brittischen Ministerium ein großer Einfluß auf die Führung des Kriegs eingeräumt; aber doch kein so entscheidender, daß ihm die Direction desselben hätte beygelegt werden können. Der Plan des jedesmaligen Feldzugs mußte gemeinschaftlich verabredet werden; die Mächte des Continents hatten jede natürlich auch ihr Interesse, das berücksichtigt werden mußte. Ein bloßer Staatsminister ist als solcher nicht im Stande, unbedingt die Seele einer großen Verbindung zu seyn; dies vermag nur der vereinte Staatsmann und Feldherr, ein Marlborough, ein Wilhelm III. Der Wunsch des Ministers war, wo möglich ganz Europa gegen Frankreich zu bewaffnen. Aber es stand nicht in seiner Macht, dieses nach einem festen Plan zu thun; noch weniger, der Verbindung fortdauernd nach Einem Plan ihre Richtung zu geben.

Aus diesem Gesichtspunct muß man die Feldzüge von den Jahren 1793 und 1794 betrachten. Der erste war glücklich. Durch die Schlacht bey Neerwinden wurden die Fränkischen Heere genöthigt, Belgien wieder zu räumen. Dieß setzte England in den Stand, einen thätigen Antheil an dem Landkriege zu nehmen. Eine Englisch=Hannöversche Armee schloß sich in den Niederlanden an die Oesterreichische an;

und diese Provinzen wurden wieder, was sie schon öfter gewesen waren, die Brücke zwischen beyden verbündeten Mächten. Auch die Republik der vereinigten Niederlande, jetzt gedeckt durch die verbündeten Heere, erschien als Theilnehmerin auf dem gemeinschaftlichen Kampfplatz. Aber schon in dem nächsten Jahre wandte sich die Lage der Dinge. Das in Frankreich gegründete Schreckenssystem, das nur bey den Armeen Sicherheit übrig ließ, trieb, was die Waffen tragen konnte, zu diesen. Die Uebermacht und die neue Kriegskunst, die keine Menschen schonte, entschieden; und schon im Herbst 1794 war Belgien wieder in den Händen der Franzosen. Aber bald sollten noch härtere Schläge folgen. Eine strenge Kälte bedeckte die Flüsse, die natürlichen Befestigungen Hollands, mit einer Eisdecke. Die Vertheidigung der Republik ward unmöglich. Das Oranische Haus flüchtete nach England; und die Patriotenparthey, in der Hoffnung einer goldenen Zukunft, empfing ihre neuen Freunde mit offenen Armen *).

Diese Eroberung der Republik hatte für die Continental-Politik von England eine doppelte Folge. Sie machte erstens der unmittelbaren Theilnahme Englands an dem Landkriege ein Ende, das jetzt keinen Kampfplatz mehr hatte, wo seine Heere hätten auftreten können. Von jetzt an also mußte die Theilnahme Englands an dem Landkriege sich auf die Rathschläge und die Unterstützung beschränken, die es seinen

*) Im Januar 1795.

Verbündeten gab. Eine zweyte Folge war die anfangende Auflösung der Verbindung, indem eins ihrer Glieder nicht nur davon getrennt ward, sondern auch auf die andere Seite übertrat. Aber diese erste Trennung sollte nur der Vorbote noch größerer seyn, und trug zum Theil dazu bey. Schon in dem Sommer 1795 verlor England zwey seiner Haupt-Verbündeten, Preußen und Spanien.

Der Abfall Preußens ward allerdings hauptsächlich durch Finanzverlegenheiten herbey geführt; denen die Subsidien Englands nicht hatten abhelfen können, da die Hauptursache in einer verschwenderischen Staatswirthschaft lag. Aber es ist nicht weniger gewiß, daß auch falsche politische Grundsätze einen wesentlichen Einfluß darauf hatten. Noch lebte aus den frühern Zeiten von Friedrich II. die Idee, daß Preußen und Frankreich natürliche Freunde seyen; welche Frankreich jetzt bey jeder Gelegenheit zu erneuern suchte. Offenbar hatte gleichwohl diese Idee ihren Grund nur in den frühern Verhältnissen, in welchen theils Frankreich und Oesterreich, theils Preußen und Oesterreich standen. So lange die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich dauerte, war Preußen für Frankreich der nützlichste Verbündete; und seitdem Preußen durch die Eroberung Schlesiens als Oesterreichs Gegner aufgetreten war, auch Frankreich für Preußen. Wie Friedrich II. dieses benutzte, ist oben gezeigt. Aber diese Verbindung ruhte doch nur auf politischen Verhältnissen, die ihrer Natur nach veränderlich waren und sich verändert hatten. Seitdem

Oesterreich und Preußen Freunde, ja selbst Verbündete geworden waren, seitdem Schlesiens Verlust von Oesterreich verschmerzt war, konnte man Preußen nicht mehr den natürlichen Freund von Frankreich nennen. Aber es ist eine nicht seltene Erscheinung in der Politik, daß politische Ideen noch benutzt werden, auch wenn sie sich lange überlebt haben. Zudem wurde durch die Eroberung Hollands die Lage Preußens in Beziehung auf den Krieg geographisch verändert. Seine westlichen Provinzen, durch wenige Festungen gedeckt, lagen jedem Angriffe offen. Was aber noch mehr wirkte, Frankreich wußte glänzende Aussichten für die Zukunft durch Entschädigungen und Vergrößerungen zu eröffnen; da die beschränkten Besitzungen Preußens jenseit des Rheins in dem Basler Frieden bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens in Frankreichs Händen blieben.

So verlor England einen seiner Haupt-Verbündeten auf dem festen Lande, jedoch nicht durch seine Schuld; denn selbst da noch zahlte Pitt Subsidien, als eine ernstliche Theilnahme Preußens am Kriege nicht mehr zu hoffen stand. Dieser Staat ergriff jetzt sein Neutralitäts-System; an welches sich zugleich Hannover und die übrigen Fürsten des nördlichen Deutschlands schlossen.

In demselben Sommer fiel Spanien von der Verbindung ab. Der Friede, den es gleichfalls zu Basel schloß, setzte es in den Zustand der Neutralität. Seine Theilnahme an dem Kriege hatte weniger in politischen als in Familien-Ursachen ihren Grund ge-

habt. Auch auf dem Spanischen Thron saßen Bourbons, die das schmähliche Schicksal ihres Hauses in Frankreich als eine Beleidigung gegen sich betrachtet hatten. Aber der Haß hatte sich allmählig gelegt, oder man glaubte sich genug gerächt zu haben; und der Friede war um so leichter, da in Europa wenigstens von keiner Seite auf Eroberungen Anspruch gemacht wurde. Die Abtretung seines Antheils von St. Domingo an Frankreich war eigentlich nur die Erfüllung eines ältern Tractats, in welchem Spanien diese Besitzung für das von Frankreich erhaltene Louisiana herauszugeben versprochen hatte.

So fiel die erste große Verbindung, oder wie man sich damals ausdrückte, die erste Coalition gegen Frankreich auseinander. Ihre Auflösung kann nicht anders als ein Unglück betrachtet werden, weil sie auseinander fiel, ohne daß der Zweck des Kriegs erreicht war. Die Basler Friedensschlüsse wurden noch mit dem National=Convent geschlossen, von dem man nicht voraussetzen konnte, trotz aller gegebenen Versicherungen, daß er den revolutionären Grundsätzen entsagt hätte. So sah man also das erste Beyspiel, daß England keineswegs im Stande war, die Verbindung zusammen zu halten, die es geknüpft hatte. Aber die Verbindung fiel doch nicht ganz auseinander. Noch blieb England sein mächtigster Verbündeter auf dem Continent, Oesterreich; dessen glückliche Operationen am Rhein den Muth aufs Neue belebten. Noch blieb ihm mit Oesterreich das südliche Deutschland, Bayern und dessen übrige

Staaten. Noch blieb ihm in Italien Sardinien, durch die Festungen von Piemont der Schlüssel dieses Landes. Noch blieb ihm Neapel, durch seine Häfen schätzbar. Noch blieb ihm am Westende Europas Portugal, dessen politische Verhältnisse durch die Bande des Handels bestimmt waren. Indem der Krieg also fortdauerte, war das Bestreben sehr natürlich, die Bande mit seinen noch übrigen Verbündeten fester zu knüpfen. Schon am 18ten Febr. dieses Jahrs 1795 war ein neuer Vertheidigungsbund, mit wechselseitiger Garantie beyderseitiger Besitzungen, mit Catharina II. geschlossen, der so gut wie der erste ohne Folgen blieb; am 20. May ein Vertrag mit Oesterreich; die beyde die Grundlage der am 28. Sept. abgeschlossenen Triplealliance wurden; deren Bedingungen nicht zur öffentlichen Kunde gekommen sind. Ein neues Anleihen an Oesterreich wurde in eben diesem Jahre bewilligt.

Jene erneuerte Verbindung mit Rußland fiel in dasselbige Jahr, in welchem Catharina ihre Entwürfe gegen Polen durch die dritte und gänzliche Theilung desselben zum letzten Ziel brachte. England verhielt sich bey den Verhandlungen darüber unthätig. Pitt hatte bey den Unterhandlungen über den Frieden Rußlands mit den Türken die Erfahrung gemacht, wie bedenklich es sey, sich in die Entwürfe Catharina's zu mischen. Ob das Brittische Cabinet in ruhigern Zeiten sich dabey so leidend verhalten haben würde, mag man bezweifeln; daß der Widerspruch unter den damaligen Umständen das gute Ver-

nehmen mit seinen Verbündeten gestört, vielleicht selbst, wäre er kräftig gewesen, zu einem Kriege mit Rußland geführt hätte, ist eben so einleuchtend, als daß keine Wahrscheinlichkeit seyn konnte, durch allen Widerspruch die Theilung zu verhindern. Die Opposition im Parlament ließ gleichwohl die Gelegenheit nicht ungenutzt, dem Minister Vorwürfe darüber zu machen. Er beantwortete sie kurz in seiner Rede am 10. May 1796. "War es rathsam", sagte er *), "daß wir, um die Theilung Polens zu verhindern, „einen neuen Krieg hätten anfangen sollen? Nach „den Grundsätzen der allgemeinen Politik war diese „Theilung, ich bekenne es bereitwillig, ungerecht. „Doch wird dadurch nicht, wie behauptet ist, das „Gleichgewicht Europas über den Haufen geworfen; „für welches mein sehr achtbarer Gegner (H. Fox) „je nachdem es sein Interesse erfordert, bald mehr, „bald weniger Besorgniß zeigt. Denn da jenes Land „unter den drey Mächten ziemlich gleichmäßig getheilt „ist, kann es wenig zu der übermäßigen Vergrößerung der Einzelnen beytragen." Es konnte damals nicht in dem Plan des Ministers liegen, den Gegenstand aus andern und höhern Gesichtspuncten zu betrachten, die sich leicht von selber darbieten.

*) *Speeches* II, 169. Es ist eine gewöhnliche Tactik der Opposition, die Minister durch Vorwürfe, daß sie dieß oder jenes in Europa geschehen lassen, in Verlegenheit zu setzen; noch die neueste Geschichte giebt Beweise davon. Die Vorwürfe würden sicher im entgegengesetzten Fall noch heftiger seyn.

So blieb die ganze Kraft Englands gegen Frankreich gerichtet, das in eben diesem Jahre noch einen Zuwachs an Macht durch einen wichtigen Verbündeten erhielt, da es ihm gelang, Spanien durch den Allianz-Vertrag vom 10. Aug. 1796 aus seiner neutralen Lage auf seine Seite zu ziehen. Dieser Vertrag, durch welchen der schwächere Staat sein Geschick gänzlich an den mächtigern knüpfte, mußte die weitern Schicksale desselben vorbereiten, und hat sie herbeygeführt; für jetzt war diese Verbindung für Frankreich dadurch wichtig, daß es eine Seemacht in sein Interesse zog, deren Flotten vielleicht ihm den Verlust seiner eigenen einigermaßen ersetzen konnten. Die Erfahrung hat gelehrt, wie eitel diese Hoffnungen waren. Der Krieg mit Spanien mußte natürlich Seekrieg werden; und hat, so wie vormals die Hereinziehung der Republik der vereinigten Niederlande, wesentlich dazu beygetragen, England die Alleinherrschaft des Meers zu verschaffen, welche nachmals der Gegenstand so vieler Klagen und Vorwürfe ward. Ein Krieg mit Spanien war übrigens in England gewöhnlich sehr populär, und besonders der Brittischen Marine erwünscht, da er sowohl den Kapern als den Kriegsschiffen reiche Beute versprach.

Bey der fortdauernden Unthätigkeit Rußlands blieb also Oesterreich der Hauptverbündete Englands; und zugleich der Hauptfeind, den Frankreich auf dem Continent zu bekämpfen hatte. War Oesterreich besiegt oder zum Frieden gezwungen, so mußten die schwächern Verbündeten von selber folgen.

Ein großes Unternehmen der Französischen Regierung, die seit kurzem in den Händen des Directorii war *), sollte diesen Zweck erreichen. Drey Heere sollten von drey verschiedenen Seiten im Sommer 1796 in das Herz dieser Monarchie einzudringen suchen, um wo möglich in der Hauptstadt selber den Frieden zu dictiren. Eins vom Niederrhein kommend unter dem General Jourdan sollte durch Franken; ein zweytes unter dem General Moreau durch Schwaben und Bayern vordringen; während ein drittes unter dem neuen Obergeneral Bonaparte Oesterreichs Macht in der Lombardey zurück drängte. Es ist bekannt, wie dieser Plan scheiterte. Oesterreich fand in seinem eigenen Kaiserhause (ein nicht zu berechnender Gewinn für seine Sache!) den Heerführer und Helden, der ihn vereitelte. Als Jourdan, bey Amberg und Würzburg geschlagen, mit den Trümmern seines Heers über den Rhein zurück eilte, mußte auch Moreau seinen Rückzug antreten. Nur auf Italien wirkten diese Siege nicht zurück. Der dortige Oberbefehlshaber, nur auf sich selbst sich verlassend, ging ungestört seine eigene Bahn. Während jener Vorfälle in Deutschland war von ihm der Einfluß Frankreichs in Italien gegründet; und dieses Land, bisher nur Neben-Schauplatz des Kriegs, ward durch ihn zum Haupt-Schau-

*) Im October 1795 war nach Vollendung der neuen Constitution, und der Auflösung des National-Convents, das Directorium, aus 5 Mitgliedern bestehend, installirt.

platz desselben gemacht. Hier hatten Oesterreich, mit ihm England, eine Reihe Bundesgenossen, unter denen in jeder Rücksicht Sardinien oben an stand. Seine Länder sind durch ihre Lage und ihre Festungen der Schlüssel Italiens. Es war daher das erste Streben des neuen Oberfeldherrn, diese Verbindung zu trennen, und Sardinien zum Separatfrieden zu zwingen. Wenige Wochen reichten hin, zu diesem Zweck zu gelangen. Schon am 15ten May 1796 sah sich Victor Amadeus genöthigt, den Frieden zu unterzeichnen, durch den er nicht nur Savoyen und Nizza entsagte, sondern auch in seine Hauptfestungen Französische Besatzungen aufnahm. So verlor England einen seiner Verbündeten, mit dem es seit einem Jahrhundert einen wichtigen Faden seiner Continental-Verhältnisse angeknüpft hatte, und Oesterreich einen Alliirten, der ihm niemals wichtiger als eben jetzt gewesen war. Es mußte jetzt sich auf sich selbst verlassen, denn von den übrigen Staaten Italiens, die gern zufrieden waren, wenn sie nur einen Waffenstillstand oder Frieden erlangen oder erkaufen konnten, konnte weiter die Rede nicht seyn. Oesterreich mußte jetzt erwarten, von einer neuen Seite angegriffen zu werden, und die Französischen Heere in seinen südlichen Provinzen zu sehen, wenn seine Hauptfeste Mantua fiel, die, schon im July belagert, allein noch dem vordringenden Feinde Grenzen setzte. Kein Wunder, wenn es das äußerste that um dieses zu retten; wenn drey Heere aufgestellt, geschlagen, und wieder aufgestellt wurden! Und dennoch vergeblich! Als Mantua am 2. Februar

des nächsten Jahrs dem Sieger die Thore geöffnet hatte, als das übrige Italien den Frieden erbeten oder erhandelt hatte, stand der Weg nach Kärnthen und Krain wie dem südlichen Tyrol offen; und es schien sehr zweifelhaft, ob man dem bis ins Herz des Staats vorgedrungenen Krieger würde Grenzen setzen können. Doch auch er verkannte das Gefahrvolle seiner Lage nicht; und die neue Politik fand einen Ausweg; indem man auf Kosten eines neutralen Staats sich verglich. Die Präliminarien zu Leoben am 18. April, die erst mit einigen wichtigen Veränderungen am 17. October zu Campoformio in einen Definitiv-Frieden verwandelt wurden, stellten auf Kosten der bisherigen Republik Venedig den Frieden auf dem Continent her.

Wir betrachten diesen Frieden nur in Beziehung auf England. Zwar wurde in demselben nichts, was England unmittelbar anging, ausgemacht; aber indem die Verbindung mit England jetzt von selbst aufhörte, schien die Wiederanknüpfung auch für die Folge erschwert, da Oesterreich in diesem Frieden gegen die Entschädigung, die es in dem größten Theil der Republik Venedig erhielt, seinen Niederlanden zu Gunsten Frankreichs entsagte; deren hohe Wichtigkeit in dem Verhältniß beyder Mächte oben deutlich gemacht ist. Die Besetzung der griechisch-venetianischen Inseln, welche jene Tractaten Frankreich überließen, waren eine andere für England nicht gleichgültige Folge jenes Friedens, da sie auf seine Verhältnisse im Mittelmeer und mit der Pforte zurück wirken konnten.

So löste sich jene große Verbindung gegen Frankreich gänzlich auf, und am Ende des Jahrs 1797 stand England ohne Verbündeten auf dem Continent (man mochte nur etwa noch Portugal dazu rechnen *)) Frankreich und seinen Verbündeten allein gegenüber. Es war eine große und wichtige Frage geworden, ob es den Krieg fortsetzen, oder Friede machen sollte? Die Opposition versäumte keine Gelegenheit, den Ministern über die Fortdauer des Kriegs Vorwürfe zu machen. "Es sey ein zweckloser Krieg. Man bekämpfe Grundsätze, die mit den Waffen nicht zu bekämpfen seyen. Man wolle keinen Frieden mit der Republik Frankreich; man wolle Wiederherstellung der Monarchie, oder selbst Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge, die nicht zu erreichen stehe. Was denn durch den bisherigen Krieg sey ausgerichtet worden? Frankreich stehe da, viel mächtiger als vor dem Kampf; und keine Hoffnung sey da, es in seine alten Grenzen zurückweisen zu können." Dieß war die Sprache, die von Fox, Sheridan und andern Häuptern der Opposition bey jeder Veranlassung geführt ward.

Daß das Brittische Cabinet dem Frieden nicht geradezu abgeneigt sey, hatte es schon durch die That bewiesen. Seit dem October 1795 war in Frankreich durch

*) Auch mit Portugal hatte Frankreich 20. Aug. einen Frieden geschlossen; der aber nach dem Abbruch der Unterhandlungen mit England schon 26. Oct. wieder aufgekündigt ward.

durch die Einführung der Directorial-Constitution eine neue Regierung gegründet. Freylich bedurfte es noch erst der Erfahrungs-Probe, von welchem Geist diese neue Regierung beseelt sey? Ob die revolutionären Grundsätze des Convents, der ihr Platz machte, auf sie fortgeerbt seyen; oder ob auch andere Staaten neben ihr mit Sicherheit bestehen könnten? Aber es war doch eine Regierung, wie gegründete Besorgnisse auch von Anfang an aufsteigen mochten; es war doch eine als solche anerkannte höchste Behörde, mit der man unterhandeln konnte. Wie gering auch immer die Hoffnung des Erfolgs seyn mochte; — man konnte sich doch einander nähern; man konnte doch erfahren, um welchen Preis etwa der Friede zu haben seyn möchte? Zweymal hatte bereits England den Versuch gemacht, indem es L. Malmesbury *) als Gesandten hinüber schickte. Zwar schon der erste zu Paris gemachte Versuch (Sept. — Dec. 1796) scheiterte, und ließ von Anfang an, da man statt ernstlich hineinzugehen, mit einem Ultimatum anfangen wollte, wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolgs. Doch wurde er, während den Unterhandlungen über den Frieden mit Oesterreich, erneuert zu Lille (Juli — Sept. 1797), Anfangs mit dem Anschein eines bessern Erfolgs, da eine Parthey im Directorio den Frieden ernstlich wollte; als aber diese der Majorität unterlag, und am 4. Sept. (18. Brumaire) gewaltsam ausgestoßen wurde, verschwand

*) Jetzigen Grafen Liverpool.

auch diese Hoffnung; zu eben der Zeit, wo die Unterhandlungen mit Oesterreich sich einer friedlichen Beendigung nahten, erhielt der Brittische Gesandte den Befehl Frankreich zu verlassen; und bald sah sich England allein auf dem Kampfplatz.

Jene, so oft wiederholten, Angriffe der Opposition, jene ungestümen Fragen, weßhalb er den Krieg fortsetze, und wann er Friede machen wolle? nöthigten Pitt wiederholt, sich darüber auszusprechen; er hat dieß klar und bestimmt gethan. Wie wünschenswerth auch die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich sey (an die Wiedereinsetzung der Bourbons wagte damals Niemand auch nur zu denken), so sey dieß doch nicht die absolute Bedingung; viel weniger die Wiederherstellung der ganzen alten Verfassung. Auch mit der Republik Frankreich könne vielleicht Friede geschlossen werden; vorausgesetzt, daß es ein sicherer Friede sey. Aber seitdem die Politik des Directoriums deutlich zeigte, daß die revolutionären Grundsätze bey ihm in ihrer Kraft blieben, stand auch bey Pitt der Grundsatz fest: lieber kein Friede als ein unsicherer Friede! "Nie habe ich geglaubt", sagt er *), "daß „wir mit Frankreich als Republik nicht tractiren kön-„nen. Was ich auch immer im abstracten Gesichts-„punct von jener Regierungsform denken mag, die „man Republik nennt, es kann Zeiten geben, in de-„nen ihre Nachbarschaft nicht gefährlich ist. Aber so „lange der Geist von Frankreich bleibt was er jetzt

*) *Speeches* III, 85.

„ist; seine Regierung despotisch, rachsüchtig, ungerecht, „mit einem unbändigen ungezähmten Character, so „lange giebt es keine Sicherheit für dieses Land, oder „für Europa. Bey meiner Idee von Sicherheit ist „jeder Gegenstand der Ehrsucht und der Vergrößerung „aufgegeben. Unser einziges Ziel ist Sicherheit, ge„rechte Sicherheit, mit einiger Entschädigung. Dieß „sind die gerechten Zwecke des Kriegs zu jeder Zeit. „Haben wir diese erreicht, so können wir die Wohl„thaten des Friedens genießen. Aber bis dahin er„fordert es unser Interesse und unsere Pflicht, daß „wir den Kampf bestehen, zu dem wir aufgefordert „sind. Wir wollen uns nicht mit einer falschen Si„cherheit begnügen. Der Krieg mit allen seinen „Uebeln ist besser, als ein Frieden, in dem man „nichts erblickt, als Usurpation und Ungerechtigkeit; „die mit wilder Freude über flehenden und niederge„stürzten Völkern thront. Wir sind nicht unter den „Waffen gegen Meinungen des Cabinets, gegen Mei„nungen der Schule. Wir sind im Kriege gegen be„waffnete Meinungen, gegen die Meinungen, die „das Schwerdt der Gottlosigkeit zu verbreiten sucht „mitten unter dem Ruin der Reiche, dem Umsturz der „Altäre jeder Religion, der Zerstörung jeder ehrwür„digen, jeder guten, jeder liberalen Einrichtung; und „dieß der menschlichen Vernunft zum Trotz; zum „Trotz der gesetzlichen Autorität erhabener Tugenden „und Talente, die ihnen entgegenruft: nicht zu betre„ten den heiligen Boden; nicht zu beflecken den „Strom der ewigen Gerechtigkeit! — — Frägt man

„mich: ob ich den Krieg mit Frankreich fortsetzen
„will bis die Republik gestürzt ist? so antworte ich:
„ich beschränke meinen Blick nicht auf den Umfang
„seines Gebiets; ich betrachte seinen Character, seine
„Grundsätze, sein Betragen; und so sage ich: bis
„nicht der Anblick jener ungeheuern Masse von Thor-
„heit und Schlechtigkeit verschwindet; bis nicht der
„Character seiner Regierung sich gänzlich ändert; bis
„so lange ich nicht mit voller Wahrheit diesem Hause
„sagen kann: Frankreich ist nicht mehr furchtbar durch
„die Verachtung der Rechte anderer Völker; es trach-
„tet nicht länger nach der Universalherrschaft; es hat
„eine Regierung, die ihre Verhältnisse mit der Red-
„lichkeit unterhält, in der civilisirte Staaten allein
„Sicherheit finden; so lange Frankreich nicht diesen
„Anblick darbietet, kann ich nicht mit ihm unter-
„handeln."

Das Directorium selbst bestätigte bald die Wahr-
heit der Ansichten des Brittischen Staatsmanns. Die
schmäligen Verhandlungen auf dem Congreß zu Ra-
stadt; der insultirende Ton der Französischen Gesand-
ten; die Wegnahme von Ehrenbreitstein mitten im
Frieden; vor allen der räuberische Ueberfall der
Schweiz und ihre Behandlung gaben der Beweise
mehr wie man bedurfte. Unterdeß stand England al-
lein auf dem Kampfplatz; die Frage war: wie und
wo man es angreifen sollte? Die frühern Versuche
gegen Westindien, gegen Ireland waren mißlungen;
— die Aegyptische Expedition erfolgte.

Wir betrachten diese, eben so sonderbare als merkwürdige, Unternehmung hier nur aus dem Gesichtspunct: welchen Einfluß sie auf die Brittische Continentalpolitik hatte und haben mußte? Er war bald größer und umfassender, als die Natur der Expedition erwarten ließ.

Sie sollte eigentlich, indem die Colonisation des fruchtbaren Aegyptens ihr Zweck war, Frankreich eine wichtige Colonialbesitzung verschaffen, die, nach dem Verlust der Westindischen Inseln, nicht nur diese ersetzen, sondern auch durch die veränderte Richtung, die es dem ganzen Colonialwesen gab, den Brittischen Colonien in Westindien schaden; vielleicht auch auf die Verhältnisse in Ostindien einwirken. Inwiefern diese Entwürfe ausführbar waren, oder nicht, mag einer andern Untersuchung überlassen bleiben. Genug, die Besorgnisse darüber faßten so tiefe Wurzel in England, daß es hier fester Grundsatz ward, das Schwerdt nicht niederzulegen, bis jener Plan vereitelt, bis Aegypten den Franzosen entrissen wäre.

Zwar schien dieser Kampf, da er außerhalb Europa geführt ward, mit der Brittischen Continentalpolitik in keiner Verbindung zu stehen; ja! da er vorzugsweise die Aufmerksamkeit und die Anstrengungen Großbritanniens in einem andern Welttheil beschäftigte, selbst eher die Continentalverhältnisse erschlaffen zu machen. Aber dennoch erfolgte das Gegentheil. Die Aegyptische Expedition ward eins der Hauptmittel, die zweyte große Verbindung oder Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen, die durch England

errichtet wurde; und deren Mittelpunct es in einem gleichen, wo nicht noch höhern Grade blieb, als er bey der aufgelösten Verbindung es gewesen war.

Die Aegyptische Expedition ward in Beziehung auf die Brittische Continentalpolitik so folgereich und wichtig, indem nicht nur größtentheils die alten Fäden derselben, sondern auch neue angeknüpft wurden.

Zu diesen gehörte vor Allen und zunächst die Verbindung mit der Pforte. Der Sturm, der in dem westlichen Europa tobte, hatte diese bisher nicht erreicht. Ihre Lage, ihre Verhältnisse, und ihre oft glückliche Unwissenheit hatten es ihr verstattet, neutral zu bleiben. Sie war seit drittehalb Jahrhunderten die Verbündete Frankreichs; ohne doch Theil an dessen Kriegen zu nehmen. England hatte in weniger Beziehung mit ihr gestanden. Hatte es vor dem Abschluß des letzten Friedens sich ihrer, wenn auch vergeblich, annehmen wollen, so war es nicht sowohl die zärtliche Sorgfalt für die Pforte, als die Eifersucht auf die Vergrößerung Rußlands, die es dazu hatte bewegen können. Aber jetzt hatten sich die Verhältnisse geändert. Aegypten gehörte der Pforte; sie mußte jetzt auch die Erfahrung machen, daß vor der revolutionären Politik kein Staatsrecht schützt. Ihr ältester Freund nahm, ohne von ihr beleidigt zu seyn, ihr eine ihrer besten Provinzen; und wie unerklärlich dieß für sie seyn mochte, so fühlte man doch wohl, daß es eine Beleidigung sey, die der Halbbarbar am wenigsten ruhig zu ertragen gewohnt ist. Die Mittel, den Divan zu gewinnen, schlugen fehl; die Stimmung

war für den Krieg; und es konnte unter diesen Umständen der Brittischen Regierung nicht schwer werden, indem er erklärt ward, einen Verbündeten an ihr zu finden. Beyde Hoffnungen gingen schnell in Erfüllung. Bereits am 12. Sept. erfolgte die Kriegserklärung der Pforte an Frankreich; und schon am 5. Jan. 1799 ward ein Bündniß abgeschlossen, worin man sich wechselseitigen Beystand versprach, seine Häfen der Französischen Schifffahrt verschloß; sich gelobte, nur gemeinschaftlich Frieden zu machen, und sich seine Besitzungen garantirte. Nur in Einem Stück unterschied sich das Bündniß der Pforte von dem der übrigen Mächte mit England. Die Pforte war die einzige Macht, die keine Subsidien erhielt, oder auch nur begehrte. Diese Verbindung war für England nicht nur höchst wichtig in Beziehung auf seinen nächsten Zweck, und den gegenwärtigen Krieg; sie öffnete ihm eine neue glänzende Aussicht auf die Festsetzung im Mittelländischen Meer, und den Levantehandel, der bisher in den Händen der Franzosen und Holländer gewesen war; aber einmal in die seinigen übergegangen, ihm nicht so leicht wieder entrissen werden konnte. Der Verfolg hat gezeigt, wie diese Hoffnungen in Erfüllung gingen; es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß der Gewinn der Aegyptischen Expedition (den litterarischen abgerechnet) nicht Frankreich, sondern England zu Theil werden sollte. Die Wichtigkeit dieser neuen Continentalverbindung geht aber daraus hinreichend hervor.

Aber noch auf andere Weise kam die Aegyptische Expedition der Brittischen Continentalpolitik zu Hülfe. Als sie ausgeführt ward, war der Geist und der Muth der Mächte des Continents tief gesunken. Der stolze Ton der Französischen Bevollmächtigten zu Rastadt hatte eben so sehr gedemüthigt, als erbittert. Man sah dem Ausbruch eines neuen Kriegs als unvermeidlich entgegen; aber Niemand wagte es zuerst das Schwerdt zu ziehen. Gerade in diesem Zeitpunct, und bey dieser Stimmung, erfolgte der große Seesieg bey Abukir *). Wurden auch durch ihn die Verhältnisse auf dem Continent unmittelbar gar nicht verändert; so geschah es doch mittelbar. Die Demüthigung der Uebermüthigen hob den Muth der Unterdrückten; das Vertrauen zu England ward belebt; seine Ermunterungen, seine Anerbietungen fanden Eingang; und so geschah, was vielleicht ohne Beyspiel in der Geschichte ist, die moralischen Wirkungen dieses Seesiegs waren viel größer, als die militärischen. Die Verhältnisse Frankreichs mit Oesterreich waren schon sehr getrübt. Man fühlte in Wien die Unvermeidlichkeit eines neuen Kriegs. Man sah sich nur nach Verbündeten um; Unterhandlungen mit Rußland hatten bereits in der Stille angefangen; es konnte England nicht schwer werden, jetzt hier Eingang zu gewinnen. Noch leichter war es in Neapel, wo der persönliche Einfluß des Gesandten, oder vielmehr seiner Gemahlin, Lady Hamilton, die Kö-

*) 1. August 1798.

nigin, und durch diese den Hof, bestimmten, und selbst zu einem voreiligen Losbrechen bewegten, das die Occupation Neapels, und die Flucht des Königs und des Hofes nach Sicilien zur Folge hatte.

Aber ein neuer Hauptfaden der Brittischen Continentalverhältnisse knüpfte sich in Rußland an. Die Verbindungen mit Catharina II., aber auch ihre Nutzlosigkeit, sind oben bemerklich gemacht. Sie war von dem Schauplatz abgetreten *), und hatte ihrem Sohn und Nachfolger Paul Platz gemacht. Dieser Zeitpunct ist nicht blos für die Brittische Continentalpolitik, sondern für das ganze Staatensystem Europas entscheidend wichtig geworden. Mit ihm beginnt die thätige Theilnahme Rußlands an den Händeln des Westen, die Catharina stets sorgfältig vermieden hatte. Und es ließ sich voraussehen, daß diese nicht leicht wieder aufhören konnte, wie verschieden auch der Charakter und die Politik der Herrscher seyn mochten. Eine Macht vom ersten Range, die einmal thätige Theilnehmerin geworden ist, kann sich nicht leicht wieder isoliren, wenigstens nicht auf die Dauer, wenn sie es auch wollte; und wie läßt sich annehmen, daß sie es will? Auch auf den Beytritt Rußlands hatte indeß die Aegyptische Expedition einen wesentlichen Einfluß. Die Einnahme Maltas durch die Franzosen, welche diese Insel ihren bisherigen Besitzern, dem Johanniter-Orden, entriß, und ihm seinen Untergang drohte, setzte denselben in

*) 16. Nov. 1796.

die Nothwendigkeit, sich einen mächtigen Beschützer zu suchen. Er hoffte diesen zu finden, indem er Kayser Paul zum Großmeister wählte; und zog, da dieser, sich dadurch geschmeichelt fühlend, die Wahl annahm, einen der mächtigsten Herrscher von Europa in sein Interesse. Der persönliche Character dieses Fürsten, der das, was er wollte, mit Heftigkeit wollte, der jetzt gern ganz Europa in den Bund gezogen hätte, und mit Oesterreich, England (das Subsidien bewilligte), Neapel, Portugal, und selbst dem alten Erbfeinde Rußlands, mit der Pforte, Allianzen schloß, erleichterte Alles.

Dieß waren die Elemente der zweyten großen Verbindung gegen Frankreich. Wollte man sie blos nach dem Umfange und der Bevölkerung der verbündeten Staaten messen, so war sie mächtiger als die erste. Aber die behauptete Neutralität Preußens, und mit ihr des Nördlichen Deutschlands, ließ Eine große Lücke, die nicht auszufüllen war. Es war nicht blos der Abgang der militärischen Kräfte Preußens, welcher diese Lücke fühlbar machte; es war noch mehr die geographische Lage dieses Staats. Halb Frankreich, die ganze nördliche Hälfte desselben, nach seinem damaligen Umfang, war durch diese Neutralität gedeckt; und wenn bey glücklichen Fortschritten der verbündeten Heere auch ein Angriff auf die südliche Hälfte nicht unmöglich war, so fällt doch in die Augen, wie sehr er erschwert werden mußte, wenn Frankreich seine Kräfte zum Widerstande hier concentriren konnte.

England knüpfte bey dieser zweyten Verbindung die Fäden der Continentalpolitik wieder an, so weit es die Umstände gestatteten. Es schloß Bündnisse mit Oesterreich, Rußland, Neapel, und mit der Pforte. Mit Preußen erlaubten es die Verhältnisse nicht, so wie auch nicht mit Sardinien; da gleich beym Ausbruch des Kriegs mit Neapel das Directorium den Zeitpunct benutzte, seinen eigenen Alliirten, ohne den mindesten Vorwand, seiner sämmtlichen Staaten auf dem festen Lande durch eine bloße Erklärung zu berauben, und ihn nach Sardinien zu verweisen. England war durch seine Subsidien zwar in einem gewissen Sinne auch der Mittelpunct dieser zweyten Verbindung; aber doch weniger als der ersten. Es war weniger im Stande sie zusammenzuhalten. Die Pforte erhielt keine Subsidien. Es ließ sich voraussehen, daß ihr Zweck nicht weiter als auf die Wiedereroberung Aegyptens ging. Rußland, wenn es auch Subsidien nahm, war doch durch Lage und Macht so gut wie unabhängig. Die größten Besorgnisse aber legte der persönliche Character seines Herrschers in den Weg; dessen Politik mehr von Launen und augenblicklichen Eindrücken abhängig, als auf feste Grundsätze gebaut war. Aber alle diese Dinge lagen außerhalb der Macht des Brittischen Ministers. Welche Hoffnungen er auch von dieser Verbindung gefaßt haben mochte, so konnte er es sich nicht verhehlen, wie schwach sie in sich selbst zusammenhing.

Dennoch schien der erste Erfolg die Erwartungen fast zu übertreffen. Man hatte das Glück, große

Feldherren zu finden; in Süddeutschland siegte der Erzherzog Karl, in Italien der gefürchtete Suwarow. Noch in dem Lauf des Sommers wurden die Französischen Heere über den Rhein und die Alpen zurückgedrängt; nur die Schweiz blieb zur Hälfte von ihnen besetzt.

Aber das Jahr sollte nicht enden, ohne daß der aufgeheiterte Himmel sich wieder verdunkelte; und schon die Keime der Auflösung der Verbindung sich entwickelten. Die Besorgnisse, welche die wandelbare Politik des Russischen Herrschers erregen mußte, gingen nur zu bald in Erfüllung. Was die Verhältnisse mit Oesterreich trübte, ob die Unfälle in der Schweiz, ob die Occupation von Piemont, ohne es sofort dem rechtmäßigen König wieder zurück zu geben, ist nicht klar geworden; die mit England wurden es durch die schlecht combinirte, und eben so schlecht ausgeführte Unternehmung gegen Nordholland *); die den deutlichsten Beweis gab, daß ohne Mitwirkung Preußens kein kräftiger Angriff gegen Frankreich von Norden her gemacht werden konnte. Paul I. trat von der Verbindung zurück; und nicht lange dauerte es, so hatte man Ursache zu fürchten, daß er auf die andere Seite übertreten möchte.

Die große Veränderung der Dinge, durch den Umsturz der Directorialregierung und die Erhebung des aus Aegypten zurückgekehrten Generals Bonaparte zum ersten Consul, oder Regenten des

*) Aug. und Sept. 1799.

Französischen Staats, konnte auf die Continentalverhältnisse Englands nicht sogleich einen bedeutenden Einfluß haben. Der Friede, den er in einem Schreiben an den König, ganz gegen die Formen der bisher gewöhnlichen Diplomatie, England anbot, konnte schon deßhalb nicht zu Stande kommen, weil man schwerlich glauben konnte, daß das Anerbieten auf diesem Wege ernstlich gemeint sey. Die Verhältnisse Englands mit Rußland waren schon so gut wie aufgelöst; die mit der Pforte bezogen sich nur auf Aegypten; die mit Oesterreich und den Staaten des südlichen Deutschlands kamen in Beziehung auf den Continent von Europa allein noch in Betrachtung. Aber auch sie sollten schon durch den Feldzug von 1800 aufgelöst werden. Die Schlacht bey Marengo stellte die Französische Herrschaft in Italien wieder her; das Vorrücken Moreau's durch Schwaben und Bayern, und zuletzt sein Sieg bey Hohenlinden, öffneten den Eingang in die Oesterreichischen Provinzen. Oesterreich sah sich zu Unterhandlungen genöthigt, die den Frieden von Lüneville herbeyführten. Aber die Abbrechung der Verhältnisse mit England war schon die vorläufige Bedingung derselben *); und wäre auch ohnehin eine natürliche Folge gewesen.

*) England entließ Oesterreich selber seiner übernommenen Verbindlichkeiten 31. Dec. 1800; die nach dem letzten Subsidien- und Allianztractat 20. Juny 1800 bis zu Ende Februars 1801 gedauert haben würden.

So war mit Ausnahme der Pforte und Portugals auch diese zweyte Verbindung gegen Frankreich aufgelöst; und zum zweytenmal stand England so gut wie isolirt da. Freylich unbesiegt wie vormals, und unangreifbar wie vormals; und mit der zuversichtlichen Erwartung, daß die Befreyung Aegyptens ihm etwas früher oder später gelingen werde; zumal seitdem die Einnahme des ausgehungerten Maltas *) ihm als Unterpfand dienen konnte. Aber der unversöhnliche Haß und die unermüdete Politik seines Gegners fand Mittel, ihm neue Feinde auf den Hals zu hetzen; und einen neuen Sturm zu erregen, wozu die veränderten Verhältnisse mit Rußland die Gelegenheit darboten. Ein Bündniß des nördlichen Europas gegen England ward zur Reife gebracht.

Die Idee der bewaffneten Neutralität, die Catharina aufgestellt hatte, war nicht erstorben. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie in der Periode des Friedens, in der es keine Feinde, und daher auch keine Neutrale giebt, einschläft, weil sie keine practische Anwendung leidet. Aber es ließ sich voraussehen, daß sie in neuen Kriegen nicht unbenutzt bleiben würde, sobald die Umstände ihre Wiedererweckung begünstigten.

Allerdings hatte England dazu die Veranlassung gegeben. Nicht nur waren die alten Streitpuncte erneuert, sie waren noch vermehrt und vergrößert. Der Begriff der Contrebande war auf eine unerhörte Weise

*) Sept. 1801.

erweitert, da selbst Getreide und Lebensmittel dazu gerechnet wurden; in der vergeblichen Hoffnung, Frankreich aushungern zu können. Den Handel Frankreichs, vor allen seinen Seehandel zu Grunde zu richten, war eine der Lieblingsideen von Pitt; weil er darin ein Mittel zu finden glaubte, es zum Frieden zu zwingen. Die verbündeten Mächte kamen ihm darin bereitwillig entgegen; es war ein stehender Artikel in den abgeschlossenen Bündnissen, ihre Häfen der Französischen Schifffahrt zu sperren. Frankreich blieb also nur das Mittel übrig, seinen Handel in den Schiffen neutraler Völker zu führen; aber nie war England weniger als jetzt gewillet, dieses zuzugeben. Der Druck mußte also auf die Neutralen fallen, die eigene Schifffahrt hatten; zu denen in Europa allein die nördlichen Mächte gezählt werden konnten. Sobald einmal der Grundsatz galt, daß feindliches Gut in neutralen Schiffen gute Beute sey, ging daraus wieder die Forderung hervor, die neutralen Schiffe zu visitiren; und wer mag es verkennen, zu welchen Zänkereyen und Streitigkeiten solche Visitationen führen mußten, mochte nun feindliches Eigenthum gefunden werden oder nicht?

Die Behauptung, daß die Neutralität der Flagge die Ladung decke, auch wenn sie feindliches Eigenthum ist, läßt sich nicht aus dem Naturrecht beweisen, sondern ruht auf dem conventionellen Völkerrechte; mag dieses nun auf bloßes Herkommen, oder auf geschlossenen Verträgen gegründet

seyn *). Aus dem Begriff der Neutralität geht unsers Erachtens nur so viel hervor, daß es jedem Neutralen frey stehen müsse, die Producte seines Landes (insofern sie nicht als Contrebande anerkannt sind) als sein Eigenthum den Kriegführenden zum Verkauf zuzuführen; so wie wiederum die von diesen erkauften und bezahlten Güter als sein Eigenthum abzuholen; nicht aber als Eigenthum des im Kriege begriffenen Volks Andern zum Kauf zuzuführen. Für die practische Politik ist aber die Bemerkung die Hauptsache, daß die ganze Frage nach den verschiedenen Verhältnissen und der Lage der kriegführenden Völker, bald von sehr großer, bald von sehr geringer Erheblichkeit seyn kann; und daß deßwegen es schwerlich zu erwarten steht, daß die conventionelle Politik je darüber dauernd und allgemein einverstanden seyn werde. Wenn wir uns ein Volk denken, für welches der Seehandel überhaupt, vor Allen aber der Verkehr mit seinen Colonien, eine Hauptquelle des Erwerbs, und also eins der Hauptfülfsmittel zur Führung des Kriegs ist, läßt es sich da annehmen, daß der Gegner, falls er mächtig genug ist, es zu verhindern, geruhig zusehen werde, daß jener Verkehr

*) Ich habe es, um den Faden hier nicht abzureißen, für besser gehalten, die Forderungen der bewaffneten Neutralität, aus diesem Gesichtspunct betrachtet, in einem Anhange zu dem gegenwärtigen Aufsatze zu erörtern; um so mehr, da bey der größern Menge von Lesern die Begriffe darüber schwerlich bestimmt genug seyn möchten.

Verkehr, statt in eigenen, nun in fremden Schiffen geführt werde? Und vor Allem, soll er ruhig zusehen, daß dieser Handel nicht nur den in Friedenszeiten gewöhnlichen Umfang behält, sondern noch erweitert wird, indem die sonst den Fremden verschlossenen Häfen in den Colonien von ihnen geöffnet werden, ihre Producte zu verführen, weil man mit den eigenen Schiffen nicht hinfahren kann *)? Soll eine mit Spanien im Kriege begriffene Seemacht es sich gefallen lassen, daß fremde Schiffe diesem die Schätze von Peru und Mexico zuführen, ohne welche es den Kampf vielleicht würde aufgeben müssen? Es ist hier nur von dem Grundsatz im Allgemeinen und den daraus hervorgehenden Folgerungen die Rede; denn fern sey es von uns, die Mißbräuche vertheidigen zu wollen, zu denen die Verwerfung desselben geführt

*) Von Brittischer Seite ist die Frage am besten beleuchtet von Pitt in seiner Rede am 2. Februar 1801. *Speeches* III. p. 220 sq. Erstens: von Seiten des Völkerrechts, indem die Bewilligung des Rechts der neutralen Flagge in einzelnen Tractaten nur Ausnahme von einem als Regel anerkannten Recht sey. Zweytens: von Seiten der Convenienz; da die Größe und das Uebergewicht Englands als Seemacht, mithin seine Größe überhaupt, auf der Behauptung des bisherigen Princips beruhe; weil sonst seine Feinde freye Zufuhr der Schiffsbedürfnisse aus der Ostsee haben würden. Drittens: von Seiten der positiven Verträge, die demselben entgegen seyen. S. unten im Anhange.

hat. Fern sey es von uns, es zu rechtfertigen, wenn mehr als das bey der Visitation gefundene feindliche Gut, wenn vielleicht sofort das Schiff selbst mit der gesammten Ladung confiscirt ward.

Das erneuerte Project der bewaffneten Neutralität war eine Folge des genauen Einverständnisses, in welches es den Regenten Frankreichs gelungen war, den damaligen Beherrscher des Russischen Reichs zu ziehen. Die Erneuerung dieser Maaßregel konnte um so befremdender scheinen, da es eine Maaßregel von Catharina II. war, die Paul I. sonst gewiß nicht zu erneuern geneigt war. Sie ward jetzt mit aller der Heftigkeit verfolgt, die in seinem Character lag; nicht blos Dänemark und Schweden, auch Preußen mußte sich anschließen, wenn es sich nicht einer feindlichen Behandlung aussetzen wollte. Die Forderungen waren dieselben wie unter Catharina; nur war noch durch einen besondern Vorfall eine neue hinzugekommen. Eine Dänische Convoy, von einer Fregatte begleitet *), hatte sich der Visitation unterwerfen müssen; da nach dem bisherigen Seerecht die Begleitung eines Kriegsschiffs die Sicherheit leistete, daß die beschützten Schiffe keine Contrebande führten.

Indem dieser nordische Bund sich bildete, ward also England auch gegen diese Hälfte Europas in ein feindliches Verhältniß gesetzt. Die Entscheidung der

*) Der Fregatte Freja; sie war genommen und nach England gebracht.

Frage: ob die Forderungen der bewaffneten Neutralität im Allgemeinen dem Völkerrecht gemäß waren oder nicht? wollen wir den Theoretikern überlassen; daß England unter den gegebenen Umständen es nicht zugeben konnte, daß der Handel seiner Feinde frey unter neutraler Flagge geführt wurde, dieß, glauben wir, wird kein practischer Staatsmann, sobald er unpartheyisch urtheilen will, leugnen. Ja mit Gewißheit behaupten wir, nie wird ein Völkerseerecht weiter als auf dem Papier zu Stande kommen, so lange jener Grundsatz in seinem ganzen Umfange behauptet werden soll; die jetzige Wichtigkeit des Seehandels als Hülfsquelle der Staaten wird dieß nicht zulassen. Der gerechte Tadel, der England in jenen Zeiten trifft, liegt unsers Erachtens nicht darin, daß es jenen Grundsatz nicht anerkennen wollte, sondern in der ungerechten Ausdehnung, die es seinen Forderungen gab, und dem Verfahren seiner Prisengerichte. Hätte es seine Forderungen nur auf die Wegnahme des feindlichen Guts beschränkt; hätte es im Uebrigen strenge Gerechtigkeit geübt, und die Neutralen als Neutrale behandelt, vielleicht wäre dann der ganze Streit unterblieben.

Wie dem aber auch seyn mag, es hing nicht mehr von England ab, den Kampf zu vermeiden. Die Maaßregeln, welche Paul I. ergriff, indem er Beschlag auf alle Englische Schiffe in seinen Häfen legte, waren so gut wie feindselig; und auch in der Politik gilt der Grundsatz wie im Privatleben, daß ein Staat sich keine Insulte darf gefallen lassen,

wenn er sich nicht selbst herabwürdigen will. Eine Brittische Flotte ging durch den Sund; der Angriff auf Copenhagen erfolgte *); und vielleicht wäre kein Blut geflossen, hätte man am 2. April in Copenhagen schon gewußt, was am 24. März in Petersburg sich ereignet hatte.

Der Thronwechsel in Rußland hatte für die Continentalverhältnisse von England die wohlthätigsten Folgen. Der nordische Bund löste sich von selber auf, da er nur halb freywillig war geschlossen worden; als Kayser Alexander England sofort freundlich die Hand bot. Er zerfiel, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen; über die Grundsätze des Seevölkerrechts wurde nichts bestimmt; ja die Forderungen Englands gewissermaßen stillschweigend anerkannt; es hatte im Norden, wenn auch nicht sofort Verbündete, doch Freunde. Nur in der Geschichte lebt noch die bewaffnete Neutralität; schwerlich möchte sie in Europa wieder ins Leben treten; es möchte denn seyn, daß sie von Amerika her wieder erweckt würde.

Die Brittische Politik war auf andere Gegenstände gerichtet. Der Zeitpunct nahte sich, wo auch England aus dem Kampfe scheiden sollte, den es nun neun Jahre lang ohne Unterbrechung bestanden hatte. Die Räumung Aegyptens hatte das Haupthinderniß aus dem Wege geräumt, und erleichterte die Unterhandlung; die Präliminarien des Friedens wurden noch in dem Herbst desselben Jahrs gezeichnet **);

*) 2. April 1801. **) 1. Oct. 1801.

und nur die Bestimmungen über Malta verzögerten den endlichen Abschluß zu Amiens bis in das Frühjahr des folgenden Jahrs *). Zwar ward auch diesmal der Friede nicht von demselben Minister geschlossen, der den Krieg geführt hatte. William Pitt hatte bereits seinem Nachfolger Addington Platz gemacht; aber nicht, wie sonst, gezwungen, sondern freywillig. Im vollen Besitz der Macht und der Majorität im Parlement hatte er seine Stelle niedergelegt, weil er über die sogenannte Emancipation der Katholiken, welche seinem großen, so eben gelungenen Werke, der Vereinigung Irlands mit England zu Einem Reiche, die Krone aufsetzen sollte, mit seinem Könige nicht gleichgestimmt dachte. Zwey große Charactere standen sich hier einander gegenüber; wenn Georg III. nicht anstand, die Abdankung seines vieljährigen Rathgebers und Freundes anzunehmen, sobald sein Gewissen ins Spiel kam; so hatte doch auch der Minister sein Gewissen, das ihm nicht gestattete, auf seinem Posten zu bleiben, wenn seine Rathschläge nicht befolgt wurden **). Arm und verschuldet, nachdem 17 Jahre lang die Schätze der Welt durch seine Hände gegangen waren, trat er lieber mitten aus der Glorie der Allgewalt ins Privat-

*) 25. März 1802.

**) Daß dieß die wahre Ursache war, ist keinem Zweifel unterworfen. Man sehe darüber die eigenen Aeußerungen des großen Staatsmannes, mit der zartesten Schonung seines Monarchen, in der Rede vom 13. May 1805. *Speeches* III, 420 sq.

leben zurück *). Dennoch kann man den Frieden von Amiens insoweit seinen Frieden nennen, daß er nicht mit seiner Mißbilligung, auch gewiß nicht ohne seinen Rath, geschlossen ward. Sein Nachfolger war nicht sein Gegner, sondern sein Jugendfreund; der gewesene Minister nahm nicht, wie sonst gewöhnlich, seinen Sitz auf der Oppositionsbank, sondern dem Platze zur rechten Seite, auf dem er eine so lange Reihe von Jahren die Schicksale Großbritanniens, und nicht selten Europas, gelenkt und bestimmt hatte.

Zufolge des Friedens von Amiens gab Großbritannien seine sämmtlichen Eroberungen in den Colonien nebst Malta ihren vorigen Besitzern, nur bloß mit Ausnahme der Inseln Trinidad und Ceylon, die Spanien und die Batavische Republik abtreten mußten, zurück; sehr theure Eroberungen für eine Schuldenlast von 300 Millionen Pfund Sterling; welche der Krieg gekostet hatte **). Aber wer wird aus ei-

*) 9. Febr. 1801.

**) Was von diesen Summen auswärts ging, bestand theils in Anleihen, die England, Capital wie Zinsen, garantirte, und die, bis zu ihrer Zurückzahlung, einen Theil der Brittischen Staatsschuld ausmachen; theils in Subsidien, d. i. Summen vertragsmäßig gegen gewisse Leistungen gegeben, die also nicht zurückgefordert werden können. Anleihen sind während dem doppelten Ministerio von Pitt nur zwey, an Oesterreich, gemacht; 1795 zu 4,600,000, und 1797 zu 1,620,000 Pf. St., zusammen 6,220,000 Pf. (Das An-

nem so beschränkten Gesichtspunct diesen Frieden beurtheilen wollen? Wir haben bereits bey einer andern Gelegenheit den Maaßstab angegeben, nach dem jeder Friede gemessen werden soll: inwiefern der Zweck des Kriegs, den er beendigte, durch ihn erreicht sey? Nicht die Eroberung von ein paar Inseln war aber hier das Ziel gewesen, sondern ein gedoppelter Zweck höherer Art; die Erhaltung der Verfassung und Selbstständigkeit Großbritanniens; und der Freyheit und Selbstständigkeit von Europa gegen die Anmaßungen Frankreichs.

Der erste dieser Zwecke war erreicht; nicht aber der andere. Die Uebermacht Frankreichs war nicht nur nicht gebrochen, sondern größer als je. Von dieser Seite betrachtet kann man den Frieden von Amiens nicht anders als einen schlechten Frieden nennen. Was zu der Vertheidigung desselben gesagt werden kann, hat Pitt in der Rede nach Abschluß der Präliminarien gesagt *); der hier um so unpartheyi-

leihen an Portugal zu 600,000 Pf. St. ward erst 1809 gemacht). *Hamilton national debt* p. 135. Die gesammte Summe der Subsidien und Anleihen, die seit 1793 bis 1814 für Rechnung der Regierung auf den Continent flossen, wird auf 45,800,000 Pf. St. angegeben. Nebenius über den öffentlichen Credit S. 13. Not. Ich weiß nicht, aus welcher Quelle; und bezweifle es, ob die der Subsidien sich so fest bestimmen läßt, da man nicht wissen kann, bis zu welchen Terminen sie wirklich bezahlt sind.

*) Am 3. Nov. 1801. *Speeches* III. p. 270 sq.

sicher ist, da er, nicht mehr Minister, nicht seine eigene Sache vertheidigt. Sein Hauptgrund ist: "wir „mußten einen Zweck aufgeben, der nicht mehr zu „erreichen stand; wir vermochten es nicht, Frankreich „in seine alten Grenzen zurück zu treiben; aber wir „hatten die Verbindlichkeiten gegen unsere Bundes-„genossen erfüllt; der Ruhm unserer eigenen Waffen „ist nicht verdunkelt; und Großbritannien hat die „Hülfsmittel, sich Frankreich zu widersetzen, wenn es „weiter ehrsüchtige Absichten verfolgen will. Zudem: „ist es gleich nicht möglich gewesen, die Französische „Monarchie wieder herzustellen, was wir nie zur „Bedingung machten; so ist doch der Jacobinismus „gestürzt; und" (hätte er hinzusetzen können, wenn diese Aeußerung passend gewesen wäre) "seine neue „Verfassung ist nur der Uebergang zur Monarchie *)." — Aber mit alle dem ist es doch schwer zu entschuldi-

*) Daß dieß, und wo möglich, die Wiederherstellung der alten Monarchie, oder doch des regierenden Hauses, stets das Ziel seiner Wünsche gewesen sey, verhehlt der Minister nicht. Nur mit der größten Ueberwindung gebe er diese Hoffnung auf!

Me si fata meis paterentur ducere vitam
Auspiciis, et sponte mea componere curas;
Urbem Trojanam primum dulcesque meorum
Relliquias colerem, Priami tecta alta manerent,
Et recidiva manu posuissem Pergama victis!

ruft er mit Aeneas aus. Was würde sein großer Geist empfunden haben, hätte es ihm das Schicksal vergönnt, ein Jahrzehend in die Zukunft zu blicken!

gen, daß in dem Frieden über die Verhältnisse des Continents gar nichts bestimmt; daß nicht einmal die Räumung der Batavischen Republik von Französischen Truppen stipulirt ward. England blieb so gut wie politisch ausgeschlossen von dem Continent; es durfte in keine seiner Angelegenheiten sich mehr mischen; es mußte stillschweigend zusehen, wenn Frankreich von dem Tajo bis zur Weichsel nach Belieben Einrichtungen traf; es mußte, sobald es sprechen wollte, sich mit der schnöden Antwort abfertigen lassen: "der „Friede von Amiens, und nichts als der Friede „von Amiens!" Die Frage war: ob ein solcher Zustand dauern konnte?

Sie beantwortete sich bald; schon nach Einem Jahr brach der Krieg wieder aus; und England kündigte ihn an. Der damalige erste Consul, mit der Befestigung seiner Macht und der Wiedereroberung St. Domingos beschäftigt, konnte in diesem Zeitpunct ihn schwerlich wollen; und wenn gleich einzelne seiner Schritte mit Recht getadelt werden können, so reichten sie doch noch nicht hin als Ursachen zu einem neuen Kriege. Zwar wollen wir es nicht in Abrede stellen, daß ein Krieg auch ihm erwünscht seyn mochte, weil er die Stuffe ihm bereitete, auf der er zum äußersten Ziel seiner Wünsche, zum Kayserthron hinaufstieg; aber doch bleibt gewiß, so bald konnte er ihn nicht wünschen. So mag wohl die Frage aufgeworfen werden, ob nach den eigenen Plänen des Brittischen Ministerii der Friede mehr als ein Waffenstillstand seyn sollte, dessen man bedurfte,

um nur neue Kräfte zu sammeln? Wir würden diese Frage nicht anders als bejahend beantworten können, wenn sich nicht eine andere, viel natürlichere Auflösung darböte. Erst nach dem Frieden sah man, daß man gefehlt, und wie man gefehlt hatte. Indem die ausbedungene Herausgabe der gemachten Colonial-Eroberungen vollzogen ward, blieb nur Eine Bedingung unerfüllt, die Herausgabe der Felseninsel Malta. Die Ursachen, warum sie verweigert ward, wird die unpartheyische Nachwelt schwerlich für etwas mehr als Ausflüchte halten; und den wahren Grund nur in dem jetzt erwachten Gefühl suchen, daß man mehr bewilligt hatte, als man hätte bewilligen sollen. Unstreitig war dieß ein Fehler der Politik, den wir nicht zu rechtfertigen geneigt sind; wenn indeß die Erneuerung des Kriegs das einzige Mittel war, ihn vielleicht wieder gut zu machen, so hätte doch auch ohne ihn der Krieg fortgedauert.

England begann diesen neuen Kampf ohne alle Verbindungen auf dem Continent; und der Schrecken vor der Französischen Uebermacht konnte auch wenig Hoffnung lassen, sich hier Verbindungen zu verschaffen; wenn nicht vielleicht der Uebermuth des Französischen Herrschers sie selber herbeyführte. Die Occupation des neutralen Hannovers zeigte nicht nur die gänzliche Nullität des Deutschen Reichs; sondern war auch eine Probe, wie viel das damalige Preußische Cabinet — unbedenklich die Armee einer erobernden Macht in das Herz seiner Staaten einlassend — sich gefallen ließ, seine schwankende Neutralität zu erhalten.

Die erste große Rückwirkung dieses Kriegs auf den Continent war die Errichtung des Französischen Kayserthrons. Die förmliche Wiederherstellung der erblichen Monarchie in Frankreich konnte, an sich betrachtet, England nicht zuwider seyn; aber die Ansprüche, welche an diesen neuen Titel geknüpft wurden, waren von der Art, daß sie die Aussicht zum Frieden vereiteln, aber auch die Hoffnung, bald wieder Verbündete auf dem Continent zu finden, erregen mußten; und wer mochte zweifeln, daß wenigstens Alles dazu aufgeboten werden würde, seitdem William Pitt zum zweytenmal, mit gleichen Grundsätzen, mit gleicher Kraft des Geistes, aber nicht mehr des Körpers, an das Staatsruder gestellt wurde *)? Der Krieg selbst war von ganz eigener Art, der Krieg einer Landmacht und einer Seemacht; die, bey dem besten Willen sich wechselseitig zu schaden, sich wenig dazu im Stande sahen. An den Verlust der kaum wieder erhaltenen Colonien war man in Frankreich schon in dem vorigen Kriege so gewöhnt, daß er keine große Sensation erregen konnte; für eine Landung Brittischer Truppen bot sich kein Kampfplatz dar; vielmehr würden große Anstalten zu einer Landung in England gemacht; ein großes Heer ward an den Ufern des Canals aufgestellt; eine ganze Flotte bewaffneter und unbewaffneter Fahrzeuge ward zum Uebersetzen gebaut. Daß ohne eine Kriegsflotte, die nicht nur die Ueberfahrt deckte, sondern auch die

*) Am 28. May 1804.

Verbindung mit Frankreich offen erhielt, eine Landung unausführbar sey, oder doch, wenn sie selbst gelänge, in nicht langer Zeit mit dem Untergange und der Gefangenschaft des gelandeten Heers enden mußte; daß daher ein solches Vorhaben nie Ernst seyn konnte, schien Jedem einleuchten zu müssen; und dennoch fehlte es nicht an politischen und selbst militärischen Schriftstellern, die daran glaubten! Auf der andern Seite war es aber auch nicht weniger gewiß, daß jene Parade nicht lange, nicht immer dauern konnte; daß das Interesse des Machthabers einen neuen Landkrieg erfoderte; und die Erfahrung hat bald gezeigt, daß jene Landung nur der Vorwand war, um Rüstungen zu einem andern Zweck machen zu können.

Für England hatte sie gleichwohl die Folge, daß die Nation unter die Waffen gebracht ward. Der kriegerische Geist ward allgemein geweckt; auch die Landmacht erschien in einem andern Lichte wie vorher; indem man anfing, auch sie als die Schutzwehr des Vaterlandes zu betrachten; nicht blos als das Werkzeug zu auswärtigen Kriegen oder Eroberungen.

Die Bemühungen Pitt's waren nicht vergeblich. Es gelang ihm, im Sommer 1805 eine dritte Verbindung gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Es war seit der Abtretung des linken Rheinufers, seit der Vertheilung sämmtlicher geistlichen Staaten diesseits des Rheins an die, welche man begünstigen wollte, seit den Gewaltschritten in der Schweiz und vor Allem in Italien, nicht mehr zu verkennen, daß

bey dieser Uebermacht Frankreichs, und bey diesem Gebrauch derselben, ein freyes Europäisches Staatensystem nicht würde bestehen können. Und was dießmal nicht weniger als die politische Ansicht wirkte, das moralische Gefühl war empört; die Verhaftung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nicht blos, wie man eingestanden hat, ein Verbrechen, sondern allerdings auch ein politischer Fehler, der selbst die Absicht, wieder einen Landkrieg zu haben, nicht entschuldigen kann; denn dazu konnte man auch ohne dieß gelangen. Von diesem Augenblick an begann die finstere Stimmung Rußlands; die durch schnöde Ausfälle und Behandlung seiner Gesandten bald vermehrt ward; und sich den Cabinetten von Oesterreich, Preußen, und vor Allem von Schweden mittheilte. Je lebendiger das Gefühl für Recht in den Characteren dieser Fürsten war, um desto tiefer war es verwundet; und wie unbestimmt auch noch die Entschlüsse der Herrscher seyn mochten, so hatte sich doch an den Höfen von Wien und Berlin wie von Petersburg eine Parthey gebildet, zum Theil nicht nur unter den Männern, sondern auch Frauen vom ersten Range, welche die Erneuerung des Krieges einem schmähligen Friedensstande vorzogen. So fand Pitt, um die Zeit, als er wieder ins Ministerium trat, die Stimmung in den Cabinetten des Continents seinen Entwürfen günstig; wie viel durch Brittische Gesandte geschah, sie vollends zu gewinnen, wird vielleicht die Nachwelt erfahren; wenn ihre Berichte dereinst einem zweyten Core werden

anvertraut werden *). So wurde England im vollen Sinne des Worts der Mittelpunct der dritten Verbindung gegen Frankreichs Uebermacht, da Rußland, Oesterreich, Schweden durch Allianztractate und gegen Subsidien sich anschlossen; aber Preußens schwankende Politik auch ähnliche Hindernisse, wie früher, in den Weg legte. Der unglückliche Ausgang des Feldzugs von 1805, dem nach der Schlacht bey Austerlitz der Presburger Friede folgte **), zerriß wieder die Verbindung mit Oesterreich; die mit Rußland dauerte, fast nur der Form nach, fort; die mit Schweden war mehr beschwerlich als nützlich; und bald sollten neue Verhältnisse mit Preußen eintreten, die bis zum Kriege oder doch bis zum Kriegszustande führten.

Pitt mußte noch gerade lange genug leben, um seine Hoffnungen und Entwürfe vereitelt zu sehen. Die Nachrichten aller jener Unfälle, wofür der kurz vorhergegangene Seesieg bey Trafalgar (21. Oct.) keinen Ersatz geben konnte, ereilten ihn noch auf seinem Todtenbette ***). Wie tief sie ihn auch nieder-

*) Ueber die damaligen innern Verhältnisse des Wiener Hofes und des Englischen Gesandten, L. Paget, finden sich interessante Nachrichten in dem Aufsatz: Die Franzosen in Wien 1805; in Europäische Annalen 1809. St. 6., deren Zuverlässigkeit wir jedoch nicht verbürgen können, da uns ihre Quelle unbekannt ist.

**) 1805. den 26. Dec.

***) Sein Todestag, der 23. Jan. 1806, war derselbe,

beugen mochten, so blieben ihm doch zwey Gründe des Trostes. Zuerst: das Bewußtseyn, einer guten und gerechten Sache sein Leben gewidmet zu haben; demnächst aber die Gewißheit, daß in der Schule der Staatsmänner, die er sich gebildet hatte *), seine Grundsätze fortleben würden. Und dieß letzte sehen wir als die Hauptsache an! Je trostloser die Aussichten waren, als er seine Augen schloß; je mehr sie sich noch bald nach seinem Tode verfinsterten; um desto wichtiger war es, daß jene Grundsätze nicht erstarben! Keinen deutlichern Beweis konnte man davon sehen, als in dem Ministerium, das auf das von Pitt folgte, und die entgegengesetzte Politik beobachten wollte.

Man bildete — was schwerlich in England dauernd gelingen kann — ein gemischtes Ministerium; an dessen Spitze Lord Grenville als erster Lord der Schatzkammer, und Herr Fox als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten standen **). So kamen diese in die Hände des vieljährigen und berühmten Gegners von Pitt. Auch nach dem Tode von beyden ist man in England nicht darüber einverstanden, wem der Rang gebühre; vielleicht mehr,

an dem er vor 25 Jahren Sitz im Parlament genommen hatte.

*) Ein Portland, Liverpool, Sidmouth, Canning, Perceval, Castlereagh, van Sittart u. a.

**) Im Febr. 1806.

weil sich in die Beantwortung der Frage sofort der Parthеygeist mischt; als weil sie an sich so schwer zu beantworten wäre. Bey aller Genialität, bey allen glänzenden Talenten des Redners, fehlte Fox doch die Ruhe des Geistes, die dem großen Geschäftsmann im practischen Leben unentbehrlich ist. Er sah leidenschaftlich, so wie er leidenschaftlich sprach; während die unerschütterliche Ruhe von Pitt sich in seinen Handlungen nicht weniger als in seinen Reden ausdrückt; die nie überreden, sondern blos überzeugen wollen. Wer von beyden die richtigere Ansicht von den großen Angelegenheiten seiner Zeit hatte, ist jetzt wohl nicht mehr zweifelhaft; und wenn wir Fox als Redner bewundern, als Geschichtschreiber achten; so können wir ihn als Staatsmann doch nicht neben seinen größern Gegner stellen. Seine Gutmüthigkeit selbst ward bey ihm zum gefährlichen Fehler, weil sie ihn viel zu geneigt machte, Andere nach sich zu beurtheilen.

Als Fox an das Staatsruder gestellt ward, waren die Continentalverhältnisse Englands, die im Norden ausgenommen, aufgelöst; in Deutschland konnten sie, seitdem die südlichen Staaten sich mit Frankreich verbündet hatten, nicht leicht wieder angeknüpft werden; was der bald entstehende Rheinbund vollends unmöglich machte; mit Spanien war der Krieg wieder erneuert *); mit Preußen waren die Verhältnisse zwei=

*) Den 12. Dec. 1804. Nach Wegnahme der Spanischen Silber=

zweifelhaft. Sie sollten aber bald geradezu feindlich werden, da Preußen, dem Verlangen Frankreichs folgend, sich in den Besitz von Hannover setzte. Mit Recht urtheilte Fox *), daß eine solche Beleidigung des Königs nicht zu ertragen sey; die erfolgte Kriegserklärung ward auf die Botschaft des Königs durch die Dankadresse einstimmig im Parlament gebilligt. Ein empfindlicher Schlag für den Preußischen Seehandel!

Kaum ins Ministerium getreten, hatte Fox indeß die Gelegenheit benutzt, indem er einen vorseyenden Meuchelmord Napoleon anzeigen ließ, eine Friedensunterhandlung anzuknüpfen, die den ganzen Sommer hindurch langsam und unterbrochen fortgehend, fast nur die Schwäche des hinwelkenden Mannes bezeichnete. Während durch den Untergang des Deutschen Reichs, durch die Errichtung des Rheinbundes,

Silberschiffe 4. Oct. Die Verhältnisse Englands und Spaniens sind von einen berühmten Schriftsteller so sorgfältig auseinandergesetzt, daß wir glauben uns nur darauf berufen zu brauchen. Fr. Gentz authentische Darstellung der Verhältnisse zwischen England und Spanien 1806. Wir stimmen darin mit dem Verf. überein, daß England berechtigt war, zu jeder Zeit Spanien feindlich zu behandeln; jedoch nicht ohne vorläufige Kriegserklärung. Je mehr England für die Erhaltung des Völkerrechts focht, um desto wichtiger war es, dessen Formen zu beobachten.

*) In der trefflichen Rede vom 23. April 1805. *Speeches of Ch. J. Fox.* Vol. VI. p. 641.

durch die täglich feindlicher werdende Stellung gegen Preußen Napoleon seine weitern Entwürfe deutlich verrieth, ließ sich Fox, stets unterhandelnd, mit Einem abenteuerlichen Vorschlag nach dem andern hinhalten, die auch dem blödesten Beobachter zeigen mußten, wie wenig sie ernstlich gemeint seyen. Kurz vor dem Ausbruch des Kriegs mit Preußen entschlief er *); seine Verwaltung hatte der von Pitt zur schönsten Folie gedient!

Der Krieg gegen Preußen und Rußland, den die Friedensschlüsse zu Tilsit (Juli 1807) beendigten, liegt nur durch die Folgen, die diese für die Continentalverhältnisse von England hatten, in dem Kreise dieser Untersuchung. Es gelang dem Beherrscher von Frankreich, auch Rußland auf seine Seite zu ziehen; und hätte nicht König Gustav Adolph mit unzeitiger Hartnäckigkeit, die ihm bald Finnland und selbst den Thron kostete, auf seiner Verbindung bestanden, so wären alle Fäden abgeschnitten gewesen, mit denen England noch mit dem Continent zusammenhing; und auch die letzten wurden bald zerrissen!

Nur Ein Staat des Nordens, nicht blos Landmacht, sondern auch Seemacht, nur Dänemark, hatte noch bisher seine Neutralität behauptet. Auch sie ward vernichtet, da England die Herausgabe seiner Flotte verlangte; und als sie verweigert ward, durch das Bombardement seiner Hauptstadt erzwungen **).

*) Am 16. Sept. 1806.

**) 1807. d. 7. Sept.

Ob dieses Unternehmen ein Bruch des Völkerrechts war, ist eine, in England selbst, verschieden beantwortete Frage. Hatte das Brittische Ministerium, seiner Behauptung gemäß, die gewisse Nachricht (und wahrscheinlich mußte diese gefunden werden), daß nach der getroffenen Uebereinkunft Dänemark zum Kriege gezwungen, und Copenhagen der Sammelplatz der See- und Landmacht des Nordens werden sollte — war es gegen das Völkerrecht, diesem zuvorzukommen, indem man unter der Bedingung der Zurückgabe nach dem Kriege nur eine Auslieferung der Flotte verlangte, und als diese verweigert wurde, sie erzwang? Der Lauf der Dinge wird immer Fälle herbeyführen, über die in keinem Codex des Völkerrechts etwas bestimmt ist. Jene Beweise sind indeß nicht öffentlich bekannt gemacht; und wären sie es auch, wer mochte es der Dänischen Regierung verdenken, wenn sie das Verlangen abschlug; wer dem bedrängten Volk verargen, wenn es den Angriff für einen Bruch des Völkerrechts ansah? Wie dem aber auch seyn mag, — ruhmvoller wäre es für England gewesen, den Angriff auf dem offenen Ocean, dem Schauplatz seiner Größe, zu erwarten; und hätte der Ausgang hier wohl zweifelhaft seyn können?

So konnte gegen England, dem jetzt kein Hafen des Continents von Petersburg bis Cadix mehr offen stand, jenes Project des C o n t i n e n t a l s y s t e m s in die Wirklichkeit treten. Nicht mehr von einer bewaffneten Neutralität, weil überhaupt keine Neutralität

mehr geduldet werden sollte, nur von einem allgemeinen Handelskriege gegen England war die Rede, der jene Reihe von Decreten erzeugte, die das Gepräge der Leidenschaft und des Hasses an der Stirn tragen. Sie haben der Politik am Ende nur die Lehre hinterlassen, daß sie sich zuletzt selber schlägt, wenn sie einer andern Stimme, als der der Vernunft und Besonnenheit, Gehör giebt. Napoleon's Continentalsystem, das den Engländern alle Häfen verschließen sollte, hat sie ihnen zuletzt wieder alle geöffnet.

Kein widernatürlicher Zustand, in der politischen wie in der physischen Welt, kann immer dauern; und hätte auch Napoleon die Catastrophe durch neue Gewaltthätigkeiten nicht selber beschleunigt; auf eine oder die andere Weise hätte sie, wenn auch später, erfolgen müssen. Die Entwürfe gegen die Pyrenäische Halbinsel waren die ersten, die gegen Rußland die zweyten Schritte dazu. Dort hatte England, wenn auch keinen Verbündeten, doch einen Freund an Portugal. War es gleich unmöglich, Portugal zu schützen, so feyerte doch hier die Brittische Continentalpolitik wieder ihren ersten Triumph; da es ihr gelang, indem sie den Hof zur Auswanderung nach Brasilien bewog *), ein neues Reich jenseit des Oceans zu gründen. Doch bald sollten ihr noch größere Triumphe bevorstehen, als das gemißhandelte Spanien sich erhob, und ein Bündniß neuer Art,

*) 30. Nov. 1807.

nicht mit einem Cabinet, sondern mit einer Nation geschlossen ward *), das bey öfterm Wechsel des Glücks dennoch nicht aufgelöst werden konnte. In Spanien eröffnete sich der erste Abgrund, der die Schätze und Heere Napoleon's verschlang; einen zweyten noch furchtbarern bereitete er sich selbst in Rußland vor. Es wäre überflüssig, an jene großen Weltbegebenheiten weiter zu erinnern, die es möglich machten, daß die Heere, vom Tajo und von der Wolga kommend, im Herzen von Frankreich sich endlich die Hände boten; daß der Gewalthaber von dem zusammenbrechenden Kayserthrone herunter stieg; und was Pitt als das Ziel seiner Wünsche, aber nicht mehr seiner Hoffnungen, angedeutet hatte, daß die alte Dynastie auf dem wiedererrichteten Königsthron ihren Platz einnahm. Dafür sey es uns erlaubt, mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Mitwirkung Englands zur Wiederherstellung des Europäischen Staatensystems, und seine jetzigen Verhältnisse zu dem Continent diesen Aufsatz zu beschließen.

Niemand wird nach der angestellten Untersuchung England den Ruhm streitig machen, den größten und wesentlichsten Antheil an der Befreyung Europas, und der Wiederherstellung eines freyen Staatensystems unsers Welttheils gehabt zu haben. Aber dieser Antheil ist, besonders von Britten, auch oft übertrieben worden. England hat viel gethan; aber Eng-

*) 14. Jan. 1809.

land hat es nicht allein gethan; und hätte es auch, wie die wiederholte Erfahrung gezeigt hat, nie allein vermocht. Nur durch die Verbindung mit seinen Bundesgenossen auf dem Continent, Spaniern und Portugiesen, Deutschen und Russen, ward es ihm möglich. Daß nach der Catastrophe in Rußland, die ohne Englands Theilnahme erfolgte, als die Unterdrückten anfingen ihre Bande zu zerreißen, sich die alten Verbindungen mit England bald der Reihe nach wieder anknüpften, war natürlich; und die Geschichte wird die fast unglaublichen Anstrengungen der Jahre 1813 bis 1815 nicht vergessen *); durch die es bewährt ward, daß man dort die Befreyung Europas nicht glaubte zu theuer bezahlen zu können. Selbst Pitt, hätte er den glorreichen Sieg seiner Grundsätze noch erlebt, hätte schwerlich mehr gethan! Aber gelingen konnte das Ganze doch nur durch vereinte Kräfte; denn nicht das Gold, wie unentbehrlich es auch war; sondern das Eisen mußte die Entscheidung bringen.

Mit Recht rühmt sich zwar England, in dem ganzen Lauf jener sturmvollen Periode allein seinen Nacken nie gebeugt zu haben; aber England soll auch nicht vergessen, daß es dieses zur Hälfte seiner insu-

*) Die Summe der in den drey Jahren gemachten Anleihen betrug nicht weniger als 142 Millionen nach dem Real- und 222 Millionen Pf. St. nach dem Nominalwerth. Nebenius über den Credit; Anhang S. 52.

larischen Lage verdankte. Sie allein konnte ihm während jener politischen Orkane, die gleichsam periodisch die Länder des Continents verwüsteten, jene innere Ruhe sichern, ohne welche das Gedeihen der Künste des Friedens, in denen es die Mittel zu seinen Anstrengungen suchen mußte, nie hätten fortdauern, und so beyspiellos wachsen können. Allerdings war es aber von der höchsten Wichtigkeit für Europa, daß nicht allein Ein Staat unerschüttert aufrecht stand; sondern daß dieß gerade der Staat war, der durch seine Verfassung diejenigen politischen Ideen lebendig erhielt, deren Untergang nie verderblicher und beklagenswerther gewesen wäre, als eben in diesem Zeitraum. Dadurch bereitete sich eben der unermeßliche Einfluß Englands für die Folge vor; als das Streben nach constitutionellen Einrichtungen in Europa allgemein wurde. Sein Vorbild leuchtete hier vor, nicht um seine Verfassung unbedingt als allgemeines Muster anzunehmen (wofür uns ein günstiges Geschick bewahren wolle!), aber doch aus ihr die Ideen jener Institute zu schöpfen, die wir jetzt in Frankreich, den Niederlanden, und mehrern Deutschen Staaten in die Wirklichkeit treten sahen.

England steht jetzt in der Reihe der fünf Hauptmächte, welche die Verhältnisse des Europäischen Staatensystems bestimmen. Es hat sich an sie angeschlossen, ohne sich ihnen doch ganz hinzugeben; es hat sich dadurch die Möglichkeit vorbehalten, als Vermittler aufzutreten, wo dieses nöthig seyn möchte. Eine Continentalpolitik wie die vorige war, auf An-

leihen und Subsidien gegründet, kann, wenigstens in gleichem Maaße, schwerlich wieder entstehen; wenn aber auch diese, wie wir glauben gezeigt zu haben, im Ganzen wohlthätig für Europa war; sind wir dann nicht berechtigt zu hoffen, daß die künftige, die vermittelnde, es noch mehr seyn werde? Und so dürfen wir, ohne uns dem Vorwurfe einer blinden Partheylichkeit auszusetzen, auch zum Besten des Continents und des eigenen Vaterlandes diesen Aufsatz mit dem Wunsche für Britannien enden; esto perpetua!

Anhang zu S. 320.

Erörterung der Fragen, die Forderungen der bewaffneten Neutralität betreffend.

Die Forderungen der bewaffneten Neutralität betrafen nicht Einen, sondern vier Puncte, die man von einander unterscheiden muß, wenn man die sich auf sie beziehenden Fragen beantworten will. Erstens: Den Grundsatz, ob frey Schiff frey Gut macht? Zweytens: Die Bestimmung der sogenannten Contrebande, oder verbotenen Waaren. Drittens: Die Frage, ob die Convoy vor Visitation schützt? Viertens: Wann sind Häfen für blockirt zu halten? — Wir werden von jedem einzeln sprechen.

I. Macht frey Schiff frey Gut?

Dieser berühmte Grundsatz, der gleichsam als die Basis des neuen See-Coder angesehen werden kann, den die bewaffnete Neutralität einführen wollte, schließt zweyerley in sich. Erstens, daß neutrale Schiffe ihre eigenen Waaren (insofern sie keine Contrebande sind, wovon unten) nach allen Häfen, sowohl neutralen, als auch denen der im Kriege begriffenen Mächte, wenn sie nicht blockirt sind, führen können. Vermöge dieses Grundsatzes also verlangten die neutralen Mächte freye Schifffahrt und Verführung ihrer eigenen Produkte (mit obigen Ausnahmen) nicht nur nach den Häfen aller neutralen Staaten, sondern auch nach denen von Frankreich, Spanien, Holland u. s. w. Allein was noch wichtiger ist, sie verlangten auch zweytens die Freyheit, daß sie nicht blos ihr Eigenthum dahin bringen, oder auch das dort erhandelte von dort abholen, sondern auch, daß sie das Eigenthum der im Kriege begriffenen Völker nach Gefallen verführen dürfen; und also zum Beyspiel Französische Waaren auch als Französisches Eigenthum, ohne deshalb von Brittischen Kriegsschiffen oder Kapern belästigt zu werden, so wie Brittische, ohne von den Feinden Englands Hindernisse zu erfahren, frey und nach Gefallen verladen können.

Die große practische Wichtigkeit dieses Grundsatzes wird nun Jedem, der etwas darüber nachdenken will, leicht einleuchten. Wäre er allgemein von

den Seemächten anerkannt, so würden die Seekriege auf den Handel und den Verkehr der Nationen keinen sehr bedeutenden Einfluß mehr äußern können. Sie würden nämlich die im Kriege begriffenen Völker, insofern sie nicht mächtig genug sind, ihre Kauffahrer durch zahlreiche Kriegsschiffe zu decken, zwar wohl verhindern, mit ihren eigenen Schiffen ihren Handel fortzuführen; allein diesem Uebel würde leicht abgeholfen seyn, da die neutralen Schiffe in desto größerer Menge ihren Häfen zueilen würden, um ihre Waaren abzuholen, und sie hinzuführen, wohin zu schicken es ihnen belieben würde. Statt daß also jetzt ein Seekrieg für die Neutralen, wegen der vielen Plackereyen, denen sie ausgesetzt sind, immer sehr schädlich wird, würde er alsdann für sie vortheilhaft werden, da es ihnen nicht fehlen könnte, die Waarenführer zu werden, und also einen großen Theil des Frachthandels an sich zu ziehen.

Nun wird man aber auch leicht einsehen, weßhalb England in seiner gegenwärtigen Lage so sehr dabey interessirt war, diesen Grundsatz nicht zuzugeben. England ist mächtig genug, seinen Handel durch seine Kriegsflotten zu decken, und ihn fast ohne merkliche Störung auch mitten im Kriege fortzuführen. Seine Feinde sind es bekanntlich nicht, und eben dadurch ist ihr Handel beinahe vernichtet. Erkennte England jenes Prinzip an, so würde also der Handel von Frankreich, Holland u. s. w. sogleich wieder aufleben, welches England, da es diesen als die Hauptquelle ihrer Macht ansicht, eben zu verhindern sucht.

Freylich würden diese Länder ihren Handel deßhalb nicht sogleich mit ihren eigenen Schiffen führen können; allein sie würden ihn durch die Schiffe der neutralen, oder unter neutraler Flagge, führen.

Der Umfang sowohl als die Wichtigkeit dieses Grundsatzes wird hierdurch deutlich genug seyn; es frägt sich nun, inwiefern ist etwas darüber ausgemacht? Sey es nun durch die Grundsätze des Naturrechts, oder durch die stillschweigende Uebereinkunft der civilisirten Völker, oder endlich durch ausdrückliche Verträge zwischen den jetzt streitenden Mächten.

Das Naturrecht auf den Krieg angewandt, oder das reine Kriegsrecht, erkennt keinen weitern Grundsatz an, als: ich schade meinem Feinde, wo ich kann; dieses schließt also auch in sich: ich nehme ihm sein Eigenthum, wo ich kann. Den Grundsatz, frey Schiff frey Gut, nach seinem ganzen Umfange, insofern auch feindliches Gut auf neutralen Schiffen frey seyn soll, erkennt also das reine Kriegsrecht nicht an. Es möchte also schwerlich aus dem Naturrecht bewiesen werden können, daß, wenn Engländer und Franzosen mit einander kriegen, sie sich dennoch schuldig seyen, sich ihr Eigenthum einander zu lassen. Freylich entspringt daraus, daß der Engländer auf einem neutralen Schiffe feindliches Gut findet, für ihn nicht sogleich das Recht, des Schiffs sich zu bemächtigen, weil die bloße Verführung feindlicher Waaren offenbar an sich keine feindliche Handlung ist; aber nimmermehr kann man nach dem Naturrecht behaupten,

daß er schuldig sey, das feindliche Eigenthum unangetastet zu lassen.

Allein was beruft man sich hier auf das Naturrecht? Es ist ja Gottlob! allgemein bekannt, daß dieses in unsern Kriegen nicht mehr als Regel gilt. Es ist eine der schönsten Früchte der Cultur, daß Staaten nur mit Staaten, aber nicht gegen Privatpersonen kriegen, woven leider nur noch die Kaperey, die doch, in ihrem günstigsten Lichte betrachtet, nichts weiter als beschränkte Seeräuberey ist, eine Ausnahme macht. Man sieht also leicht, daß nicht Naturrecht, sondern conventionelles Kriegsrecht, oder auch ausdrückliche Verträge hier die Auskunft geben müssen.

Es entsteht also zunächst die Frage: ob der Grundsatz, frey Schiff frey Gut, jemals allgemeine Observanz gewesen sey? dieses jemals beschränkt sich aber nur auf das, was unter den cultivirten Völkern Europas in den beyden letzten Jahrhunderten eingeführt war. Um dieses zu bestimmen, darf man nur einen Blick in die Geschichte der Kriege seit dem Westphälischen Frieden werfen, und man wird finden, daß die Frage insofern verneinend beantwortet werden muß, daß zwar die Neutralen gewöhnlich Ansprüche darauf gemacht haben, aber daß die kriegenden Mächte während des Kriegs sie nicht haben anerkennen wollen.

Bey dem großen Kriege, den Ludwig XIV. 1688 fast mit dem ganzen westlichen Europa anfing, ward das Recht der neutralen Flagge von englischer Seite

ausdrücklich verweigert, indem Wilhelm III. so weit ging, allen Verkehr mit Frankreich geradezu zu verbieten. Es war auch umsonst, daß die Niederländer, die dabey am mehrsten litten, ihm Vorstellungen dagegen machten. Er gab ihnen die passendste Antwort, die sich auf diese Vorstellungen geben ließ: "Es sey dieß das Kanonenrecht."

Im achtzehnten Jahrhundert kam die Frage über die Rechte der neutralen Flagge zuerst nach der Beendigung des Spanischen Successionskriegs durch den noch fortdauernden großen nordischen Krieg in Anregung. Daß es während des Spanischen Kriegs nicht geschah, daran waren die Umstände Schuld, weil es im westlichen Europa keine Neutralen gab, und die östlichen Mächte genug unter sich zu thun hatten. Vielmehr setzte während dieses Kriegs Holland seinen Handel mit Frankreich und Spanien, ob es gleich feindlich war, so ziemlich fort, und England konnte oder wollte es nicht verhindern. Allein der Handel, den die Niederländer als Neutrale nach der Ostsee trieben, brachte die Sache zur Sprache. Karl der Zwölfte wollte die Rechte der neutralen Flagge nicht anerkennen, die Schwedischen Kaper nahmen ohne Unterschied alle Schiffe weg, die nach feindlichen Häfen bestimmt waren; und dieß veranlaßte, daß Holland und England 1715 eine combinirte Kriegsflotte zur Beschützung ihres Handels nach der Ostsee schickten.

Bey dem Ausbruch des Spanisch-Englischen Kriegs 1739 und des Oesterreichischen Successions-

kriegs 1740, in dem die Holländer sich, so lange sie konnten, neutral hielten, lebte auch der Streit wieder auf. Die Engländer nahmen den Niederländern eine Menge Schiffe, die auf Spanien gingen. Diese beklagten sich darüber, und beriefen sich besonders auf den Handelsvertrag von 1674, in dem England den Grundsatz: frey Schiff frey Gut, gegen sie anerkannt hatte; allein sie richteten nichts Wesentliches damit aus.

Nicht besser ging es, als 1743 der Krieg zwischen Rußland und Schweden ausbrach. Die letztere Macht wollte auch damals die Rechte der neutralen Flagge den Niederländern nicht gestatten, welches Veranlassung ward, daß letztere, um sie zu unterstützen, wiederum eine Kriegsflotte nach der Ostsee schickten.

Kaum war 1756 der siebenjährige Krieg ausgebrochen, als von Seiten der Niederländer gleiche Klagen wieder gegen England erhoben wurden. Die Erstern wollten ihre neutralen Verhältnisse damals besonders dazu nutzen, den Handel Frankreichs mit seinen Colonien, besonders den westindischen Inseln, unter ihrer Flagge zu führen, indem sie sich wieder auf den Handelsvertrag von 1674 beriefen. Allein die Engländer gestanden es ihnen eben so wenig zu, und nahmen ihre Schiffe, sobald sie nach feindlichen Häfen bestimmt waren, oder feindliche Güter an Bord hatten.

So ging es bis auf die Zeiten des Amerikanischen Kriegs. Als während des Laufs desselben die

Klagen über die Bedrückungen der neutralen Schiff-fahrt wieder zu groß wurden, ward bekanntlich 1780 durch Catharina II. die bewaffnete Neutralität negoziirt, bey welcher der Grundsatz: frey Schiff frey Gut, als Basis angenommen ward. England erkannte zwar diese Forderung nicht förmlich an; allein es schwieg dazu still, weil es glaubte, sich in die Zeitumstände fügen zu müssen.

Aus dieser Uebersicht wird es klar, wie viel daran fehlt, daß jener Grundsatz durch eine stillschweigende Uebereinkunft jemals im Laufe der Kriege allgemein anerkannt sey. Freylich ist er es aber oft genug durch Tractate einzelner Völker, die meist in Friedenszeiten geschlossen wurden. Büsch, in seiner Geschichte der Zerrüttung des Seehandels, hat sich die Mühe gegeben, diese einzeln aufzuzählen, und auf diese Art 36 Tractate für, und nur 15 gegen diesen Grundsatz gefunden. Allein, was haben diese Tractate geholfen? Sobald ein Krieg ausbrach, hielten meist diejenigen sich nicht mehr daran gebunden, die sie vorher eingegangen waren, und machten einseitige Verfügungen nach ihrer Convenienz. Dieß ist nicht blos von England, sondern auch von den meisten Uebrigen geschehen, sobald sie sich stark genug dazu fühlten; und wer wird die Bürgschaft leisten, daß dieses künftig nicht wieder geschehen wird?

Nun zur zweyten Frage, die mit der ersten nahe verwandt ist:

II. Was ist Contrebande?

Wenn zwey Staaten mit einander in Krieg gerathen, so kann für den dritten in Rücksicht seines Handels an und für sich wohl schwerlich irgend eine Verbindlichkeit daraus entstehen, gewisse Gegenstände ihnen nicht zu verkaufen, sollten sie auch unmittelbar zur Führung des Kriegs dienen, so lange er sie nur dem Meistbietenden überläßt. Denn freylich wollte er sie dem einen Staat verkaufen, und sie dem andern verweigern, so würde dieses die ausdrückliche Begünstigung des einen gegen den andern zeigen, und die Neutralität wäre dadurch aufgehoben. Nach den Grundsätzen des Naturrechts scheint also gar keine Contrebande, unter der eben gegebenen Bedingung, zu existiren. Es ist aber nicht der Ort, dieß hier weiter zu untersuchen, und auch völlig gleichgültig, wie man darüber denkt, da das conventionelle Völkerrecht hierüber längst anders entschieden hat. Man legt hier nämlich den wichtigen Unterschied zum Grunde, zwischen Dingen, die 1. unmittelbar zum Gebrauch des Kriegs dienen, als Rüstungen und fertige Waffen jeder Art; und 2. solchen, die nur mittelbar dazu gebraucht werden, wie unverarbeitetes Eisen, Kupfer, Schiffbauholz u. s. w., wovon alsdann 3. noch wieder diejenigen unterschieden werden müssen, die auf den Krieg gar keine eigentliche Beziehung haben, als Nahrungsmittel, feine Leinen, Tücher u. s. w.

Alle Handelstractate ohne Ausnahme, die zwischen den Europäischen Staaten in den letzten Jahrhunder-

hunderten geschlossen sind, und Bestimmungen der Contrebande enthalten, stimmen darin überein, daß die Artikel Nro. 1. dafür erklärt sind. Diese Uebereinstimmung ist so allgemein, daß die genauere Bestimmung darüber, oder die Aufzählung der einzelnen Artikel, eine wahre Formel geworden ist, die man immer wörtlich wieder findet, wie man sie denn auch in der bekannt gemachten Neutralitätsacte gelesen hat. Mithin also ist es allgemein anerkannter Grundsatz des positiven Europäischen Völkerrechts, daß alle unmittelbare Kriegsbedürfnisse den im Kriege begriffenen Nationen von Neutralen nicht zugeführt werden dürfen, sondern Contrebande sind.

Allein so sehr man auch darin übereinstimmt, daß diese Artikel verboten sind, so wenig stimmt man darin überein, daß sie es allein sind. Vielmehr tritt auch hier wiederum der Fall ein, daß die Europäischen Mächte, besonders bey dem Ausbruch von Kriegen, was ihnen gut dünkte, also auch Nro. 2. und auch Nro. 3. blos nach ihrer Convenienz für Contrebande erklärt haben. Freylich sind die Engländer darin nicht zurückgeblieben; nur glaube man wiederum nicht, daß sie es allein gethan haben. Andere, wie zum Beyspiel die Schweden, sind darin eben so weit, ja noch weiter gegangen. Allein der Druck davon ward nicht so fühlbar, weil es ihnen an Macht fehlte, ihn auszuüben.

Zu dieser Erweiterung des Begriffs von Contrebande haben mehrere, und besonders folgende Umstände beygetragen: 1. Es liegt in der Natur der

Dinge, daß eine kriegführende Nation es sehr ungern sieht, daß ihren Feinden Artikel zugeführt werden, die, wenn sie auch noch nicht zu Waffen und Kriegsgeräthschaften verarbeitet sind, doch dazu verarbeitet werden können, und nach Wahrscheinlichkeit dazu bestimmt sind. 2. Bey der jetzigen Beschaffenheit von Europa können bekanntlich die westlichen Seemächte das Holz zu der Erbauung und Unterhaltung ihrer Flotten größtentheils nur aus den nördlichen und östlichen Ländern dieses Welttheils ziehen. Der Zweck in den Seekriegen ist aber schon sonst, und niemals mehr als jetzt, dahin gerichtet gewesen, die feindlichen Flotten nicht nur zu vernichten, sondern auch die Erbauung von neuen möglichst zu erschweren. Man weiß, mit welchem Eifer England dieses Ziel verfolgt hat. Daher also ist das Schiffbauholz einer von den Artikeln, die England unter die Contrebande gezählt haben will; wogegen die nordischen Mächte besonders dabey interessirt sind, es nicht dahin zu rechnen; da ihre Ausfuhr großentheils darin besteht. Kommt nun noch, wie es im Revolutionskriege der Fall war, hinzu: 3. daß man den Feind durch Verhinderung der Zufuhr von Lebensmitteln in Verlegenheit setzen, oder überhaupt durch gänzliche Vernichtung seines Handels, ohne Rücksicht auf den Schaden, den die Neutralen dadurch leiden mögen, schwächen will, so sieht man leicht, wie man am Ende unter Contrebande alles rechnen kann, was kein Ballast ist, und mithin aller Handel nach einem feindlichen Lande so gut wie gesperrt ist.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens mag man nun urtheilen wie man will, so ist doch jetzt folgendes klar: Einmal, nach dem allgemein anerkannten Völkerrecht von Europa können nur unmittelbare Kriegsbedürfnisse als Contrebande betrachtet werden; und sollen daher zweytens auch andere Artikel dafür erklärt werden, so muß dieses als Ausnahme von der Regel durch ausdrückliche Tractate zwischen den einzelnen Nationen bestimmt seyn, wofern statt des Rechts nicht bloße Gewalt gelten soll.

Diese Grundsätze scheint man auch wirklich von beyden Seiten gegenwärtig anzuerkennen. Denn nicht nur ist in der Neutralitätsacte bey der Bestimmung der Contrebande die Beschränkung, die bestehende Spezialtractate einzelner Mächte geben möchten, ausdrücklich anerkannt; sondern von der andern Seite berief sich in den Verhandlungen des Brittischen Parlaments der Minister auch ausdrücklich auf die mit den nordischen Mächten bestehenden Handelsverträge *). Die Analyse von diesen kann uns also allein eine tiefere Einsicht in die Sache gewähren.

Die in dem Parlamente angeführten Handelsverträge waren der mit Schweden 1661; der mit Dänemark von 1670; und der mit Rußland von 1793. Der fortdauernde Bestand von diesen ward ausdrücklich behauptet; ob er von der andern Seite aner-

*) Man sehe die Rede von Pitt Febr. 2. 1801. in *Speeches* III. p. 229.

kannt wird, ist hier gleichgültig, da es überhaupt nur die Frage gilt, was die Tractate enthielten?

Im Tractat mit Schweden *) sind folgende Artikel die hier in Betracht zu ziehenden:

Artikel 5. "Die Schiffe, Güter und Schiffsmannschaft beyder Nationen sollen in den beyderseitigen Häfen unter keinem Vorwande weder öffentlich noch privatim, weder durch General- noch Spezialbefehle mit einem Arrest belegt, zurückgehalten, oder irgend gewaltsam behandelt werden."

Artikel 11. "Wenn gleich zwischen beyden Mächten ausgemacht ist, daß keine dem Feinde der andern Beystand leisten soll, so darf dieß doch nicht so verstanden werden, daß aller Verkehr und Schifffahrt demjenigen Verbündeten, der neutral ist, mit dem Feinde des andern, der im Kriege begriffen ist, untersagt werde. Es soll nur ausgemacht seyn, daß keine Waaren, die Contrebande sind, und zwar namentlich kein Geld, kein Proviant, keine Waffen (nun folgt die gewöhnliche Formel), dem Feinde des andern zugeführt werden; widrigenfalls sie, wenn sie genommen würden, gute Prise seyn sollen. Keiner der Verbündeten soll die Feinde des andern unterstützen, indem er ihnen Schiffe verkauft oder leiht; doch soll es jedem der Verbündeten frey stehen, mit den Feinden des andern zu handeln, und ihnen alle

*) Man findet ihn vollständig, außer den andern bekannten Sammlungen, in *Schmaufs* Corpus Juris gentium Academicum p. 2302.

Waaren, nur mit Ausnahme der oben bemerkten, zuzuführen, ohne alles Hinderniß; ausgenommen nach blockirten Häfen und Plätzen."

Artikel 12. "Damit aber nicht unter neutralem Namen feindliche Güter verborgen werden können, so sollen die Schiffe wie die Frachtwagen mit den gehörigen Pässen und Certifikaten versehen seyn (wovon die Formel weitläuftig eingerückt ist). Sollten alsdann die Schiffe der neutralen Macht auf die Kriegsschiffe oder Kaper der andern stoßen, so sind erstere nur gehalten, ihre Papiere vorzuzeigen, ohne weitere Visitation oder Molest. Sollte es an den Papieren fehlen, oder sonst eine dringende Ursache des Verdachts da seyn, das Schiff zu visitiren (welches nur in diesen Fällen erlaubt seyn soll); so soll, wenn feindliches Gut gefunden wird, dieses gute Prise seyn; das übrige aber sogleich zurückgegeben werden."

Würde also dieser Tractat als Basis des Seerechts zwischen England und Schweden von beyden anerkannt, so würde daraus folgen:

1. Der Grundsatz frey Schiff frey Gut hat zwischen England und Schweden nicht den Umfang, der in der bewaffneten Neutralität ihm gegeben ward. Er gilt zwar insofern, daß den Schweden freyer Handel mit neutralem Eigenthum (mit Ausnahme von Contrebande) nach den feindlichen Häfen, die nicht blockirt sind, vergönnt ist; jedoch nicht die Verführung feindlichen Guts. Schweden würde nicht

den Französischen oder Holländischen Handel unter seiner Flagge führen dürfen.

2. Die Bestimmung der Contrebande leidet die Erweiterung, daß außer den unmittelbaren Kriegsbedürfnissen auch Geld und Lebensmittel darunter begriffen sind; aber nicht die mittelbaren Kriegsbedürfnisse, nicht die Hauptproducte von Schweden, Eisen, Kupfer und Schiffbauholz. Die eben bemerkte Erweiterung würde sich Schweden freylich jetzt gern gefallen lassen, da es seine Geldausfuhr möglichst verhindert, und nicht mehr im Besitz der reichen Getreideländer um die Ostsee ist, die es 1661 besaß.

So sind also die Verhältnisse zwischen England und Schweden nach jenen Tractaten. Nun folgen die zwischen England und Dänemark. Sie gründen sich zufolge der Rede des Ministers im Parlament auf den Tractat von 1670.

In jenem Handelstractat, der zwischen Karl II. und Christian V. geschlossen wurde, enthalten die Artikel 10, 11 die Bestimmung über das, was Contrebande ist. Wir brauchen aber nicht zu jener Quelle selbst zurückzugehen, denn durch eine spätere Convention, die den 4. Jul. 1780 (wenige Tage vorher, ehe Dänemark der ersten bewaffneten Neutralität beytrat) unterzeichnet wurde, ist eine Erklärung jener Artikel gegeben worden, die hier folgt*):

*) v. Martens Recueil etc. etc. II. p. 102.

— — — "Aber um keinen Zweifel zu lassen über das, was man unter Contrebande versteht, ist man übereingekommen, daß man unter dieser Benennung nichts begreift, als nur Waffen, wie Kanonen u. s. w. (hier folgt die gewöhnliche Formel); wie nicht weniger Bauholz, Pech, Kupfer in Platten, Segel, Hanf und Tauwerk, und überhaupt alles, was zur Equipirung eines Schiffs dient; jedoch mit Ausnahme von nicht verarbeitetem Eisen und Brettern. Im übrigen wird ausdrücklich erklärt, daß unter der Benennung von Contrebande nicht begriffen seyn sollen alle Arten von Nahrungsmitteln, wie Fische, Fleisch, Getreide u. s. w., die stets auch nach feindlichen Häfen sollen verführt werden dürfen, sobald sie nicht blockirt sind."

Ungeachtet nun Dänemark bereits am 9. Jul. 1780 der bewaffneten Neutralität beytrat, so wurde dadurch doch diese Acte nicht aufgehoben oder verletzt, indem in jener Convention die Bestimmung von Contrebande ausdrücklich auf die bestehenden Tractate zwischen den einzelnen Mächten verwiesen wurde; so wie auch der Beytritt zu der zweyten bewaffneten Neutralität sie nicht aufhebt, indem, ungeachtet der allgemeinen Beschränkung der Contrebande auf unmittelbare Kriegsbedürfnisse, doch der Zusatz: "unbeschadet der bestehenden Verträge einzelner Mächte", ihr ihre Gültigkeit läßt. Man sieht also, daß Dänemark durch seine Handelsverträge mit England in Rücksicht der Contrebande insofern mehr gebunden war, daß auch alles, was zur Erbauung und Aus-

rüstung von Schiffen gehört, darunter begriffen ist; dagegen aber keine Lebensmittel und Geld, welches Schweden dafür anerkannt hatte.

Was endlich Rußland betrifft, so bezog sich der Brittische Minister in seiner Rede auf die Convention von 1793. Diese Convention ist der Allianztractat, den Catharina II. damals mit England gegen Frankreich schloß *). Er enthält Art. 11. die Bestimmung: "daß nicht nur alle Arten von Zufuhr und Lebensmitteln als Contrebande angesehen werden sollen, sondern daß man auch von beyden Seiten überhaupt dem Französischen Handel den möglichsten Abbruch thun wolle"; wo also freylich der Begriff von Contrebande in seinem weitesten Umfange genommen ist.

Es bleiben nach dieser Erörterung also noch die beyden andern Puncte übrig, die Gegenstände des Streits ausmachten, nämlich:

III. Sind neutrale Schiffe unter Convoy der Visitation unterworfen, oder nicht?

Bekanntlich ward diese Frage von der Seite Englands bejaht, von der andern verneint; und wenn gleich Dänemark bey den letzten Streitigkeiten versprach, seine Schiffe vor jetzt nicht convoyiren zu lassen, so wollte es darum doch auf keine Weise den Grundsatz der Visitation anerkennen. Vielmehr zeigte

*) Politisches Journal 1793.

der ganze Ton der Verhandlung, daß die Dänische Regierung die Behauptung des gegenseitigen Prinzips als einen Hauptpunct, bey dem nicht blos das Handelsinteresse, sondern auch die Ehre der Flagge, ja selbst gewissermaßen die Unabhängigkeit des Staats compromittirt ist, betrachtete.

Um diesen Gegenstand aber in seinem wahren Lichte zu zeigen, muß man vorher etwas deutlicher entwickeln, was der Begriff von Convoy in dem Seewesen und Seerechte in sich schließt.

Eine Convoy ist bekanntlich eine Bedeckung von Einem oder mehreren Kriegsschiffen, welche der Staat einer Anzahl Handelsschiffe zu ihrer Sicherheit mitgiebt. Es ist also keine Privat-, sondern eine öffentliche Sache. Die Ertheilung einer Convoy schließt aber nach dem eingeführten Seerecht Folgendes in sich:

1. Da der Staat sie giebt, so können auch nur bewaffnete Schiffe, die im Dienste des Staats stehen, dazu gebraucht werden, wobey es indeß gleichgültig ist, von welchem Range sie sind. Kaper also, die man etwa dazu erkaufte, oder auch andere bewaffnete Schiffe, die Privatpersonen ausrüsten ließen, würden nicht auf die Vorrechte einer eigentlichen Convoy Ansprüche machen können.

2. Indem der neutrale Staat eine Convoy giebt, bürgt er zugleich dafür, daß die Kauffahrer keine Waaren, die nach dem allgemeinen Seerecht, oder nach den bestimmten Tractaten mit einzelnen Mächten Contrebande sind, mit sich führen. Zu dem

Ende müssen die Kauffahrer, ehe sie unter Convoy genommen werden, vorher sich einer genauen Untersuchung ihrer Papiere, die von dem die Convoy kommandirenden Offizier veranstaltet wird, unterwerfen. In Dänemark, vermuthlich auch in Schweden und Rußland, wird der kommandirende Offizier selbst sogar dafür verantwortlich gemacht.

3. Es kann sich daher auch nicht jedes Schiff unter Convoy begeben, welches dazu Lust hat, selbst wenn seine Papiere auch in völliger Ordnung wären. Für fremde Schiffe übernimmt der Staat nicht leicht die Bürgschaft. Es ist vielmehr in der Regel, daß jeder Staat nur seine eigenen Schiffe convoyiren läßt. Indessen können leicht, besonders wo mehrere Mächte sich zu einer bewaffneten Neutralität verbinden, Verabredungen zwischen ihnen getroffen werden, die Ausnahmen von dieser Regel veranlassen.

Hieraus wird nun erhellen, weswegen dieser streitige Punct von den Neutralen vorzüglich als eine Ehrensache betrachtet wird. Die Visitation einer Convoy verlangen, heißt nämlich so viel, als der geleisteten Bürgschaft und dem gegebenen Ehrenwort eines Staats seine Gültigkeit absprechen, und ihm ein Recht verweigern, welches bisher jedem unabhängigen Staat, als solchem, eingeräumt war. Die Schriften, welche zwischen der Dänischen Regierung und dem Großbritannischen Chargé d'Affaires in Kopenhagen gewechselt wurden, erschöpften wohl alles, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt.

Vielleicht werden einige Leser fragen, ob über diesen Punct nichts in den Handelstractaten bestimmt sey? Allein in keinem einzigen bekannten Tractat, selbst nicht einmal in der Acte der bewaffneten Neutralität von 1780, ist dessen auch nur Erwähnung geschehen; ohne Zweifel weil man in dem bisherigen europäischen Seerecht die Freyheit einer Convoy, als sich von selbst verstehend, betrachtete. Man sieht nämlich leicht, daß die gegenseitige Forderung von keiner europäischen Seemacht gemacht werden durfte, so lange sie nicht ein so entschiedenes Uebergewicht, wie gegenwärtig Großbritannien, sich in der Herrschaft der Meere erworben hatte.

IV. Wann sind Häfen für blockirt zu halten?

In den frühern Tractaten war darüber nichts bestimmt, weil die Frage sich von selbst dahin beantwortete: wenn sie wirklich blockirt sind. Allein England gab dem Satze die weitere Ausdehnung, die schwerlich jemand wird rechtfertigen wollen, daß die bloße Erklärung: ein Hafen sey blockirt, schon die Blockade ausmache. Ja! dieß ward sodann selbst auf ganze Küstenstriche ausgedehnt. Daher enthielt die Neutralitäts-Acte die gerechte Bestimmung Art. 3. "Daß der Nahme eines blockirten Hafens nur dem zukomme, welcher von einer Anzahl vorliegender, und zureichend nahe stationirter Kriegsschiffe so eingesperrt ist, daß das Einlaufen nicht ohne augenscheinliche Gefahr kann gewagt wer-

den; und daß das Fahrzeug, welches seinen Lauf dahin richtet, nicht eher als gegen die Convention handelnd angesehen werden kann, als wenn es, von dem Befehlshaber der Blockade über den Zustand des Hafens unterrichtet, dennoch mit List oder Gewalt in denselben einzulaufen versucht."

III.

Ueber
die Entstehung, die Ausbildung und den
praktischen Einfluß
der

politischen Theorieen

und
die Erhaltung
des

monarchischen Princips

in
dem neuern Europa.



Die Verfassungen der Staaten, welche das politische System des neuern Europas bildeten, waren, wenn man die Versuche seit dem letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts abrechnet, keineswegs auf allgemeine Theorieen gebaut. Sie gingen meistentheils aus dem Feudalsystem hervor; und formten sich nach den äußern Veranlassungen, welche die Zeitumstände und die Bedürfnisse herbeyführten. Vergeblich wäre es also gewesen, zu erwarten, daß sie, selbst die vollkommensten unter ihnen, einer politischen Theorie hätten entsprechen können. Indeß entstand in manchen dieser Staaten bey dem Fortgang der wissenschaftlichen Cultur auch politisches Raisonnement. Dieses Raisonnement führte zu Systemen und Theorieen über die Formen der Verfassungen. Diese Systeme und Theorieen fingen an, schon lange vor den letzten Ereignissen, einen praktischen Einfluß zu gewinnen; der endlich so groß ward, daß bey der Zertrümmerung mehrerer bestehender Staatsformen man diese gewaltsamen Revolutionen selbst aus jenen Theorieen großentheils hat ableiten wollen.

Wie lebte überhaupt in dem neuern Europa der Geist der Untersuchung über Staatsformen auf?

Wie bildete sich dadurch politisches Raisonnement? Wie führte dieses zu allgemeinen Theorieen? Welchen practischen Einfluß gewannen diese überhaupt? Und welchen besonders auf die neuesten Revolutionen? — Dieß sind die Fragen, deren Beantwortung der Zweck der gegenwärtigen Untersuchung ist; an welche sich alsdann noch eine andere, im höchsten Sinne practisch wichtige, von selbst anschließen wird; was zu der Aufrechthaltung des monarchischen Princips in constitutionellen Staaten erforderlich ist? Die Untersuchung wird sich also nur auf die Lehre von der Staatsverfassung, nicht auf die von der Staatsverwaltung, erstrecken. Keinem denkenden Menschen kann aber dieser Gegenstand gleichgültig seyn; möchte nur die Ausführung seiner Wichtigkeit entsprechen!

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß es hier überflüssig wäre, in die Geschichte selber zurückzugehen. Die Speculation, wird man vielleicht sagen, bestand für sich, und war unabhängig von der Wirklichkeit. Allein der Verfolg dieser Untersuchung wird deutlich genug zeigen, daß dieß keinesweges der Fall war. Wenn sich auch die politische Speculation über die Wirklichkeit erhob, so ging sie doch aus ihr hervor, und ist nicht nur in ihrer Entstehung, sondern auch in ihrem Fortgange immer in einem gewissen Grade von ihr abhängig geblieben. Es lassen sich jene Fragen also durchaus nicht anders als in Verbindung mit der Geschichte, und zum Theil aus der Geschichte, beantworten.

Wenn die politische Speculation unter einem Volke aufleben soll, so gehört dazu sowohl eine gewisse äußere Veranlassung, als auch ein beträchtlicher Grad von philosophischer Ausbildung. Da, wo Streitigkeiten über die Formen der Verfassungen entstehen; wo man Staaten von verschiedenen Verfassungen neben einander, und in Beziehung auf einander, erblickt; wo besonders durch Colonien neue Staaten sich bilden, giebt es äußere Veranlassungen, über die Formen ihrer Verfassungen nachzudenken. Kommt dazu ein gewisser höherer Grad von philosophischer Ausbildung, hat man sich schon gewöhnt, sich von dem Speciellen zu dem Allgemeinen zu erheben, so ist dadurch der Weg für die politische Speculation eröffnet. Auf diese Weise entstand sie, und bildete sie sich aus, unter den Griechen, wo der Veranlassungen so viele und so mannigfaltige waren! Auf der andern Seite erklärt es sich auch wohl daraus, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters unmöglich ähnliche Erscheinungen sich zeigen konnten. Die Feudalverfassungen, die, nach ihrer Strenge genommen, keinen freyen Bürgerstand kannten, und keine Verschiedenheit erlaubten; wo das, was man Freyheit nannte, gewöhnlich nur ein Kampf des Adels gegen die Fürsten war, der sich, wenn er mißlang, in Despotismus, im entgegengesetzten Fall in Anarchie und Faustrecht auflöste, konnten für die politische Speculation keinen Platz lassen, wenn auch der Mangel an philosophischer Cultur sie nicht unmöglich gemacht hätte.

Unter den Ländern Europas aber, wo man ihr Aufleben am frühesten hätte erwarten sollen, war unstreitig Italien das erste. Alles schien sich hier zu vereinigen, was sie veranlassen konnte. Viele kleine Staaten bildeten sich hier neben einander; es entstanden republikanische Verfassungen; allenthalben das Getreibe politischer Partheyen; und daneben zu gleicher Zeit das Aufblühen der Wissenschaft und Kunst! Der Anblick, den Italien im funfzehnten Jahrhundert darbot, mußte an das alte Griechenland erinnern. Und doch reiften hier keine Theorieen der Politik; wie sie dort in Menge reiften! Eine Erscheinung, die gewiß nicht so leicht zu erklären ist!

Aber doch erklärt sie sich meines Erachtens schon dadurch, wenn man weiß, daß nie ein philosophisches System von einiger Bedeutung und großer Wirkung unter Italienischem Himmel gedieh. Keine Nation des gebildeten Europas ist weniger Schöpferin von Systemen gewesen, als die Italienische; und hat überhaupt weniger Sinn dafür gehabt. Bereits die Geschichte der Philosophie unter den Römern, die nichts weiter als ein Wiederhall der Griechischen war, giebt davon den Beweis. In dem neuen Italien war es nicht anders. Als die Wissenschaften wieder auflebten, hielt man sich an Plato und Aristoteles; und auch als man von den Fesseln von diesen sich loszumachen strebte, trat kein Selbstdenker auf, der Epoche in der Geschichte der Philosophie gemacht hätte. Wenn aber die Speculation überhaupt hier nicht gedieh, wie hätte die politische gedeihen sol-

len; sie, die ihrer Natur nach erst einer der spätern Zweige seyn kann, welche dieser Stamm zu treiben pflegt?

Desto mehr hielt sich aber der Italiener in der Politik an das Praktische. Man hielt ihn in Europa für den feinsten und schlausten Politiker; und Politik ohne Arglist und Betrug war in seinen Augen ein Unding geworden. Gerade darin aber lag wieder ein Hauptgrund, daß keine wahre politische Speculation bey ihm gedeihen konnte. Das Höchste, was die Politik für ihn werden konnte, war eine Sammlung von Maximen; nie aber konnte sie bey ihm zur Wissenschaft reifen. Der einzige Schriftsteller jener Periode, der hier genannt werden muß, Macchiavelli, giebt den redendsten Beweis von der Wahrheit dieses Satzes. Sein Principe und seine Discorsi sopra Livio enthalten Raisonnements dieser Art, wie sie ihm theils aus dem Studio der Geschichte, theils aus seiner eigenen Erfahrung erwuchsen. Sie enthalten die Beweise, daß das pragmatische Studium der Historie hier gedieh, und man auf dem Wege war, große Geschichtschreiber, aber nicht Theoretiker, zu bekommen.

Noch in dem ersten Viertheil des sechzehnten Jahrhunderts brach die Reformation aus. Ich habe es versucht, in der ersten Abhandlung dieses Theils zu zeigen, daß sie, und wie sie eine politische Tendenz erhielt; und welches die Folgen davon in practischer Rücksicht waren. Daß sie durch die Wirkungen, die sie auf Deutschland, die Niederlande und England,

lange Zeit hindurch auch auf Frankreich hatte, die Schöpferin der politischen Freyheit in Europa wurde, kann nur von denjenigen bezweifelt werden, die mit sehenden Augen nicht sehen wollen. Sobald aber dieses erwiesen ist, so ist es auch nicht schwer zu erweisen, daß sie eben dadurch auch die Schöpferin der politischen Speculation ward.

Indessen lag es schon in ihrem Wesen, und den ersten Wirkungen die sie hervorbrachte, daß dieses nicht nur nicht unmittelbar geschah, sondern daß es auch geraume Zeit erforderte, bis es mittelbarer Weise geschehen konnte. Die Richtung, welche sie der Thätigkeit des menschlichen Geistes gab, war auf ganz andere als politisch-speculative Gegenstände gewandt, und blieb auch noch lange darauf gerichtet. Es ist hier nicht der Ort, dieß weiter zu zeigen; wer weiß nicht, wie lange Zeit hindurch religiöse Streitigkeiten die einzigen waren, welche ein allgemeines Interesse erregten? Mit allem dem aber kann es doch befremdend scheinen, daß bey dem großen praktischen Einfluß, den die Reformation auf die Staatsverfassungen hatte, sich die Theorie derselben so wenig und so langsam entwickelte.

Ich spreche nicht von Deutschland. Hier war das Verhältniß zwischen den Ständen und zwischen dem Kayser, und was damit in unmittelbarer Verbindung stand, das Verhältniß zwischen der protestantischen und katholischen Parthey der Hauptpunct, der zur Sprache kam, und durch das Schwerdt entschieden wurde. Aber derjenige Staat, wo man dieses

zuerst hätte erwarten dürfen, war die Republik der vereinigten Niederlande. Die Reformation schuf diesen Staat; das Panier der Freyheit wurde hier förmlich aufgesteckt; republikanische Grundsätze wurden und blieben die herrschenden; der neue Staat wurde auf das tiefste in das Gewebe der allgemeinen Politik verflochten; auch Wissenschaften blühten in ihm empor; und dennoch reiften für die Theorie der Politik hier keine Früchte!

Allein die Ursachen davon zeigen sich bald, wenn man die ganze Tendenz der Revolution kennt, durch welche die Republik geschaffen ward. Diese Tendenz gieng durchaus nicht auf Neuerungen in der Verfassung, sondern war diesen vielmehr geradezu entgegen. Man ging nicht darauf aus, eine neue Staatsform zu schaffen; sondern vielmehr die alten Rechte und Freyheiten der Stände aufrecht zu erhalten. Nur gezwungen kam man dahin, sich von der Herrschaft des Königs von Spanien los zu sagen; wiederholt suchte man sich andere Herren; und der Staat blieb nur eine Republik, weil sich keine solche fanden. Wie hätte hier, wo man auf Neuerungen in der Verfassung gar nicht dachte, sich der Keim von politischen Theorieen entwickeln sollen?

Indeß mußte die Republik einen langwierigen Kampf für ihre Unabhängigkeit bestehen. Sie kam in viele Verhältnisse mit fremden Mächten, und diese Periode war überhaupt der Zeitraum der großen Kriege. Ward also gleich die Frage von der Form der Verfassungen hier nicht zur Sprache gebracht; so

konnten doch die Fragen von den wechselseitigen Rechten und Verhältnissen der Staaten nicht unberührt bleiben. Die Republik besaß einen großen Bürger, der dieses Gegenstandes sich bemächtigte. Hugo Grotius schrieb sein berühmtes Werk de jure belli et pacis.

Für die Theorie der Staatsverfassungen war zwar durch dieses Werk, da es einem andern Gegenstande gewidmet war, nichts gewonnen. Auch selbst die Art und Weise, wie dieser Gegenstand behandelt ist, kann in unsern Tagen dem Buche nur noch wenig Leser verschaffen. Zwar wurde der Verfasser dadurch zu einigen Untersuchungen, besonders über das Naturrecht und dessen Grundlage, geführt, ohne welche er seinen Hauptgegenstand nicht glaubte behandeln zu können. Indeß war Grotius überhaupt weit mehr Gelehrter und Litterator als philosophischer Kopf; und die Ueberladung des Werks mit Gelehrsamkeit, besonders historischer und philologischer Gelehrsamkeit, konnte ihm unmöglich vortheilhaft seyn. Dennoch aber gehört es zu den erheblichsten Werken, nicht nur seiner, sondern auch der folgenden Zeit. Es war schon ein Gewinn, darauf aufmerksam zu machen, daß es ein Völkerrecht gebe, oder doch geben solle. Der große Nahme des Verfassers, der nicht blos als einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, sondern auch als Staatsmann bekannt war, und mit Fürsten und Höfen in Verbindung stand, verschaffte ihm auch selbst in diejenigen Kreise Eingang, wo es praktisch wirken konnte. Man konnte das ganze Werk als eine Blüthe

der Cultur der Zeitalters betrachten, die dereinst reifere Früchte versprach.

Die Religionsunruhen und Hugonottenkriege in Frankreich, gleichzeitig mit dem Ursprung der Republik der vereinigten Niederlande, schienen durch ihre Tendenz weit mehr dazu geschickt zu seyn, zum Nachdenken über die Theorieen von Staatsverfassungen aufzumuntern. Es war hier nicht blos von Erhaltung des Alten, sondern von Neuerungen die Rede. Die Hugonottenparthey, wenn sie gleich nie eine Republik gebildet hat, hatte doch gewiß eine viel stärkere Tendenz zum Republikanismus, als die Insurgenten in den Niederlanden. Allein die Zeiten der Bürgerkriege sind nicht die Zeiten des ruhigen Nachdenkens und der Speculation. Das Getümmel, das bald in bloßes Morden ausartete, war zu wild; die Litteratur ging beynahe gänzlich zu Grunde; und die Aufmerksamkeit, die man ihr noch schenkte, war fast ausschließend auf theologische Streitfragen gerichtet.

Dennoch trat mitten unter jenem Gewühl ein Schriftsteller auf, der damals zu viel Aufsehen erregte, als daß er hier mit Stillschweigen übergangen werden dürfte; Johann Bodin mit seinem Werke über den Staat *). Bodin war nicht blos

*) *Johannis Bodini* de Republica libr. VI. Das Werk erschien zuerst französisch 1576; wurde aber darauf verbessert und vermehrt von ihm selber lateinisch herausgegeben, 1584. Bodin war geboren 1529 und starb 1596.

Gelehrter, sondern nahm auch Antheil an den damaligen Streitigkeiten. Er sprach für die Hugonotten, deren Religion er auch anfangs zugethan war, auf dem Reichstage von Blois; genoß dennoch sehr des Wohlwollens von Heinrich III.; und kam besonders in engere Verhältnisse mit dessen jüngerem Bruder Franz von Alençon. Als politischer Schriftsteller gebührt ihm ein ausgezeichneter Platz; er vereinigt in sich den doppelten Vorzug einer großen Klarheit und Bestimmtheit der Ideen als speculativer Kopf; und eine ausgebreitete und genaue Kenntniß der ältern sowohl als neuern Staatsverfassungen. Wenn gleich der ganze Gang seiner Untersuchung einige Aehnlichkeit mit dem des Aristoteles hat; so ist er doch nichts weniger als blinder Nachbeter; und Niemand kann ihm das Verdienst absprechen, daß er die Wissenschaft weiter brachte. Einige der Hauptideen der Politik sind von ihm zuerst gefaßt, erläutert und bestimmt. Er geht aus von der Idee eines Staats, als "einer Anzahl von Familien, deren gemeinschaftliche Angelegenheiten durch eine „höchste Gewalt, aber rechtlich, verwaltet werden." Die höchste Gewalt besteht in dem Recht Gesetze zu geben, und sie ausführen zu lassen *). Man findet also schon bey ihm den Keim zu der Idee von der Verschiedenheit der Gewalten, den freylich erst spätere Schriftsteller sorgfältiger pflegten und ausbildeten. Er war der erste, der

*) De republica L. II. p. 275.

den Satz von der Untheilbarkeit der höchsten Gewalt oder Souveränität (majestas) aufstellte *); woraus er die Folgerung zieht, daß die gewöhnliche Lehre von den gemischten Verfassungen auf ganz falschen Grundsätzen beruhe, da diese ohne Trennung der Souveränität nicht denkbar seyen. Er hat die Grenze zwischen dem, was wir unumschränkte Monarchie nennen (regia potestas), und zwischen Despotismus und Tyranney schärfer gezogen, als seine Nachfolger **). Er hat endlich das große Verdienst, eine der wichtigsten Wahrheiten der Politik in ihr Licht gestellt zu haben, die einer seiner Lieblingssätze ist: "daß von der Form der Verfassung sich gar „nicht geradezu auf den Geist der Verwaltung zu„rückschließen lasse; und daß selbst in einem monar„chischen Staat dieser sehr republikanisch, so wie in „einer Republik sehr despotisch seyn könne ***)." Endlich war er der erste, der, weit entfernt Eine Verfassung als ein vollkommenes Ideal aufzustellen, das für alle paßte, ausführlich die Rücksichten entwickelte, die nach der Verschiedenheit des Climas, der körperlichen und geistigen Anlagen bey den verschiedenen Nationen, der Gesetzgeber zu beobachten habe ****). Ein Abschnitt reich an Bemerkungen, deren selbst Montesquieu sich nicht zu schämen hätte, dessen würdiger Vorläufer er war.

*) De republica L. II. p. 275.

**) L. II. p. 313 sq.

) L. II. p. 305 sq. *) L. V. p. 767 sq.

Ungeachtet dieser und anderer unleugbaren Vorzüge indeß, ungeachtet der hohen Achtung, deren das Werk von Bodin bey den Bessern seiner Zeitverwandten genoß *), hat es doch nicht die praktische Wichtigkeit erhalten, die es verdiente. Der Saame, den es ausstreute, fiel auf einen Boden, der noch zu wenig vorbereitet war, als daß er in demselben hätte aufgehen und gedeihen können. Die oben gemachte Bemerkung, daß die politische Speculation sich nur in Verbindung mit der Philosophie überhaupt erhalten kann, bestätigt sich hier auf eine merkwürdige Weise. Die Nation war noch nicht reif dafür.

Auch die zunächst folgende Periode des siebzehnten Jahrhunderts war in Frankreich nicht von der Art, daß sich eine solche Reife leicht erwarten ließ. Als einmal die Hugonotten unterdrückt, oder doch entwaffnet waren, gründete Richelieu die königliche Allgewalt, und Ludwig XIV. befestigte sie, ohne daß sie bey der Nation weiter Widerstand gefunden hätte. Wäre auch der Geist der politischen Untersuchung durch Zufälle bey Einzelnen aufgeweckt, wo hätte er hier seine Nahrung gefunden? Unmöglich war dieses bey einem Volke zu erwarten, das die Fesseln, die man ihm anlegte, nicht nur geduldig sich anlegen ließ, sondern — des Ruhms weit mehr als der Freyheit bedürftig — selbst stolz auf sie wurde.

*) Man findet die Zeugnisse von de Thou u. a. in dem Artikel Bodin gesammelt bey Bayle.

So werden wir also nach einem andern Lande geführt, wo unter einem Zusammenfluß günstigerer Umstände die Theorie der Politik nicht nur entwickelt ward, sondern auch einen großen praktischen, jedoch keineswegs zerstörenden, sondern vielmehr erhaltenden, Einfluß bekam, nach England. Es würde hier fast allein genannt werden müssen, hätte nicht einer der kleinsten Staaten Europas, hätte nicht Genf ihm in dieser Rücksicht gewissermaßen den Rang streitig gemacht.

Wenn in England für Ausbildung der Theorie der Politik mehr als anderswo geschah, so lagen die Gründe davon auch in den äußern Verhältnissen; und man muß, um sie zu entdecken, einige Blicke in die Geschichte der Verfassung dieses Landes werfen. Sie war so gut wie in den andern Europäischen Ländern in ihrem Ursprunge eine bloße Feudalverfassung, die von Wilhelm dem Eroberer, als er 1066 das Land einnahm, in ihrer ganzen Stärke hier eingeführt wurde. Diese Verfassung verfiel freylich auch hier, so wie sie in andern Ländern verfiel, indem die Vasallen, begünstigt von den Zeitumständen, schon unter den nächsten Nachfolgern von Wilhelm sich große Freyheiten bewilligen ließen, und auch nachmals jeden günstigen Zeitpunct dazu benutzten, bis sie (1213) das Hauptpalladium ihrer Freyheit, die magna charta erpreßten; aber in welchem andern Lande von Europa hätte sich nicht öfters der Adel seinem Könige mit den Waffen in der Hand widersetzt? Auch war es weder die Entstehung

eines Bürgerstandes, noch die bloße Zulassung seiner Deputirten zu dem Parlement, oder ständischen Versammlung, welche der Brittischen Verfassung ihre Eigenthümlichkeiten gab; denn alle jene Erscheinungen zeigen sich ja auch in Frankreich sowohl als den Spanischen Reichen. Die Ursachen lagen vielmehr in der verschiedenen Form, die der Adel hier erhielt, in den verschiedenen Verhältnissen desselben gegen den Bürgerstand, und die dadurch möglich gewordene Bildung des Unterhauses in seiner spätern Gestalt. Man sollte glauben, in einer, von so vielen und so großen Schriftstellern bearbeiteten, Geschichte würde alles dieses völlig im Klaren seyn; gleichwohl fehlt daran sehr viel, und es wird auch nie ganz ins Klare gebracht werden können. In der frühern Geschichte des Brittischen Parlements, besonders wie es im dreyzehnten Jahrhundert seine Form erhielt, läßt sich keineswegs alles so documentiren, wie man wünschen und glauben möchte. Allein man wird sich darüber nicht wundern, sobald man weiß, daß auch in England so wie in den andern Staaten des Mittelalters alle große Institute nicht auf einmal, nach einer vorgeschriebenen Norm, sondern allmählig, nach zufälligen Umständen und Bedürfnissen, sich formten; daß sehr viel daran fehlte, daß dasjenige, was späterhin höchst wichtig ward, gleich anfangs es gewesen wäre, oder zu seyn geschienen hätte; und daß also auch die gleichzeitigen Annalisten es unmöglich der Mühe werth halten konnten, es aufzuzeichnen. So wie mit vielen andern Einrichtungen

des Mittelalters, ist es also auch mit der Geschichte des Brittischen Adels und des Parlements. Die Absonderung des höhern Adels (der Peers), von dem niedern, geschah auch in andern Ländern Europas; aber in keinem andern Lande dieses Welttheils verschmolz sich so der niedere Adel mit dem Bürgerstande, daß er in der Versammlung der Stände des Reichs von jenem sich abgesondert, und mit diesem sich zu Einem Hause verbunden hätte. Wenn aber die Fragen aufgeworfen werden: wie denn die Trennung des hohen und niedern Adels eigentlich geschah? Wie es kam, daß der niedere Adel, statt persönlich zu erscheinen, Deputirte schickte, die nach den Grafschaften gewählt wurden? Wann dieses Sitte wurde? Wann die Städtedeputirte zuerst anfingen zu erscheinen (nicht wann dieß zuerst von den Annalisten erwähnt wird?) Und endlich: wie und wann die Deputirten der Grafschaften mit den Städtedeputirten sich zu Einem Corps vereinigten? — so können selbst die sorgfältigsten Forscher der Brittischen Geschichte darüber nicht viel mehr als wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen; wobey aber sehr viel fehlt, daß sie ihre Meinungen historisch documentiren könnten. Man braucht auch nur die sehr verschiedenen Vorstellungsarten, die sich bey den Brittischen Geschichtforschern selber über die ältere Geschichte ihrer Verfassung finden, zu kennen, um sich von der hier herrschenden Ungewißheit zu überzeugen. Hat es doch Schriftsteller vom ersten Range gegeben, die in allem

Ernst sagen konnten, die Britten hätten ihre Freyheit schon mit aus den Wäldern gebracht!

Ohne über diese Gegenstände hier in tiefere Untersuchungen hineinzugehen, die hier nicht an ihrem Platze seyn würden, reicht es hin, zu bemerken, daß die Brittische Constitution nach ihren Hauptformen sich schon lange gebildet hatte, ohne daß deswegen England sich eines höhern Grades von politischer Freyheit, als andere Staaten Europas, hätte rühmen können. Es gab ein Oberhaus, bestehend aus den geistlichen und weltlichen Peers, und ein Unterhaus, bestehend aus den Deputirten der Grafschaften und Städte; aber was war dieses Parlement, nicht nur vor den Zeiten der Tudors, sondern auch noch selbst unter diesen, gewöhnlich mehr, als ein Instrument in den Händen der Regierung, dessen sich ein Heinrich VII., der VIII. und auch Elisabeth, vortrefflich zu bedienen wußten, um zu thun was sie wollten? So zeigte es sich auch hier, wie wenig man von der Form einer Verfassung auf ihren Geist zurückschließen darf! Indessen war doch diese Form hier besser, fester und bestimmter, als anderswo; es bedurfte nur eines Zusammenflusses günstiger Umstände, um sie zu beleben, und der Nation selber einen Geist der Freyheit einzuhauchen.

Dieß geschah durch die Reformation. Durch sie ward nicht nur die Lehre geändert, sondern auch unter und durch Elisabeth die politische Größe Englands gegründet; und eben dadurch der National-

geist geweckt *). Aber da diese Größe nicht aus der Constitution unmittelbar hervorging, so bedurfte es auch noch innerer Stürme, wodurch diese nicht nur erschüttert, sondern auf einige Zeit selbst zertrümmert ward, bis man ihren ganzen Werth fühlen lernte, und seit ihrer Wiederherstellung, indem man sie durch ein unauflösliches Band an die Religion knüpfte, als das Palladium der Freyheit betrachtete.

Die Geschichte jener Unruhen, die den Bürgerkrieg herbeyführten, den Thron stürzten, und mit seiner Wiederaufrichtung endigten, ist bekannt genug, und braucht hier blos angedeutet zu werden. Sie interessiren hier nur aus dem einzigen Gesichtspuncte, die Ursachen aufzufinden, weshalb sie mehr als die ähnlichen Unruhen in andern Ländern das Aufkeimen der politischen Speculation begünstigten; so daß einige ihrer edelsten Früchte hier reifen konnten?

Dieser Grund liegt meines Erachtens offenbar in dem Umstande, daß die innern Unruhen und Kriege in England nicht blos so wie in andern Ländern durch praktische Veranlassungen herbeygeführt, sondern gleich vom Anfang an durch einen theoretischen Streitpunct veranlaßt wurden, der nothwendig zu weiterer Untersuchung leiten mußte.

*) Ich beziehe mich hier auf das, was ich hierüber in meiner Abhandlung: über die politischen Folgen der Reformation gesagt habe.

Als die Stuarts nämlich den Brittischen Thron bestiegen (1603), brachten sie einen Grundsatz mit auf denselben, der so gut wie erblich und unausrottbar in ihrem Hause blieb, und den Jacob I. unvorsichtig genug war, bey jeder Gelegenheit, und selbst öffentlich im Parlement aufzustellen. Nämlich den Grundsatz: "daß die königliche Gewalt von Gott „herstamme; daß sie eben deshalb an sich unumschränkt sey, oder doch seyn solle; daß das, was „man Rechte des Volks und des Parlements nenne, „gar keine eigenthümlichen Rechte, sondern nur Bewilligungen, nur Privilegien seyen, die ihm von den „Königen seyen ertheilt worden; daß es daher auch „in der Macht der Könige stehe, diese Privilegien „wieder zurück zu nehmen, so wie sie sie gegeben „hätten." Diese Grundsätze standen aber in einem geraden Widerspruche mit denjenigen Ideen, die durch die Reformation in Umlauf gesetzt waren, und die bey derjenigen Parthey, die eben damals anfing sich in England so sehr auszubreiten, der Presbyterianer oder der strengen Reformirten (Puritaner), die bey ihrer Religionsverfassung an republikanischen und selbst democratischen Grundsätzen hingen, und daher sehr geneigt waren, diese auch auf die politische Verfassung zu übertragen, den meisten Eingang gefunden hatten. Elisabeth hatte von ihrer Gewalt wohl keine geringern Begriffe gehabt, als die beyden ersten Stuarts; sie hatte praktisch unumschränkter geherrscht, wie sie; sie hatte aber nicht die Thorheit begangen, solche Lehrsätze zur Schau zu stellen, wie der pedantische

tische Jacob I. es that; und Dinge zur Sprache zu bringen, welche die Herrscher, ihrem eigenen Interesse gemäß, als Geheimnisse, als die arcana dominationis, behandeln sollten.

Diese Grundsätze, und die dadurch entstehenden Collisionen zwischen König und Parlement, waren der Zunder zu der Flamme der innern Unruhen und Bürgerkriege, welche jetzt in England ausbrachen. Sie führten Karl auf das Blutgerüst, und stürzten den Thron um. Aber auch selbst als dieser wieder aufgerichtet wurde, glimmte deswegen doch das Feuer unter der Asche fort. Diese Wiederaufrichtung des Throns war mehr ein Werk des Partheygeistes, und der durch den Druck der herrschenden Anarchie und des militärischen Despotismus veränderten Stimmung der Nation, als der ruhigen Vernunft. Der Augenblick, den man hätte nutzen sollen, den Mängeln in der Form der Constitution abzuhelfen, blieb ungenutzt: und Karl II. bekam die königliche Gewalt ohne weitere Bestimmung, so wie seine Vorfahren sie gehabt hatten. Aber leider! war er derselben um vieles weniger würdig, als sein unglücklicher Vater! Auch Er hing jenen Grundsätzen an, die diesem das Leben gekostet hatten; und sein Hang zum praktischen Despotismus war um vieles größer, als der seines Vaters. Aber wozu bedürfte es hier einer weitern Auseinandersetzung jener Versuche zur Einführung des Papismus und der Tyranney, die seinem Bruder den Thron kosteten, deren Erzählung man in jeder Geschichte findet?

Indem nun aber unter solchen Umständen die innere Gährung fortdauerte; indem das bisherige Gewühl der Factionen in die Partheyen der Whigs und Torys sich auflöste; indem zugleich unter Karl II. ein Zeitalter eintrat, wo die Litteratur aufblühte, und des Bücherschreibens in England viel mehr wurde, war es kaum anders zu erwarten, als daß auch die politische Speculation, in einem Lande und in einem Zeitalter, wo sie so viele Nahrung fand, gedeihen würde; und diese Erwartung ward auch keineswegs getäuscht.

Aber da diese Speculation unmittelbar aus dem praktischen Leben hervorging, so war es auch unvermeidlich, daß sie davon die Spuren an sich tragen mußte. Man debattirte über diejenigen Fragen, auf welche man durch die Zeitumstände geführt ward; und die also eine unmittelbare praktische Wichtigkeit hatten. Und diese Fragen lassen sich im Grunde alle auf eine einzige zurückführen: ob die königliche Gewalt unumschränkt seyn solle, oder nicht? Oder, was man damit für gleichbedeutend hielt: ob die höchste Gewalt bey dem Könige, oder bey der Nation sey? — Bey Fragen von so hoher praktischer Wichtigkeit konnte Niemand leicht gleichgültig bleiben, der einige Liebe für sein Vaterland hatte; und die Heftigkeit, mit der dieser Streit geführt wurde, darf uns also nicht wundern!

Es ist, wenn man mit den Schriftstellern der damaligen Zeit nicht bekannt ist, kaum zu glauben, wie weit die Verfechter der königlichen Autorität ihre

Behauptungen trieben, und mit welchen Gründen sie sie unterstützten! Es muß hier zunächst einer von ihnen erwähnt werden, der zwar längst der verdienten Vergessenheit übergeben ist, aber der hier deshalb nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil seine Schrift unter dem Titel: Patriarcha, or the natural power of Kings *) den größten Schriftstellern von der andern Seite gleichsam zum Wetzstein diente, an dem sie ihr Genie schärften. Gerade das Uebertriebene, und zum Theil Lächerliche, der Behauptungen von Filmer und seines Gleichen trug am meisten dazu bey, die Sache, welche sie vertheidigten, fallen zu machen. Da sie die königliche Gewalt unmittelbar von Gott ableiteten, so kam es darauf an, dieß historisch zu deduciren. Sie nahmen also zu der Geschichte des Volks Gottes ihre Zuflucht; da aber unglücklicherweise die königliche Gewalt auch bey diesem nur bis zu einem gewissen Zeitpunct reichte, so gingen sie zu den Patriarchen zurück, und behaupteten, daß bereits Abraham, also auch Noah, und endlich Adam Könige gewesen seyen. Und um dieses darzuthun, suchten sie zu zeigen, daß die königliche Gewalt aus der väterlichen entstanden oder hervorgegangen sey; und demnach die Könige, als Väter ihrer Völker, auch eine eben so unumschränkte Herrschaft über ihre Unterthanen, als jene

*) Sie macht einen Theil aus seiner Abhandlungen: Political discourses of *Rob. Filmer*, Baronet, Lond. 1682.

über ihre Kinder, ausüben könnten. Da aber alle Kinder durch ihre Geburt schon in der väterlichen Gewalt stehen, so folge daraus, daß kein Mensch frey geboren werde; und da also die väterliche Gewalt auf die Könige übergegangen sey, so stehen auch die Menschen durch ihre Geburt unter dieser ihrer Gewalt, und zwar ohne alle Beschränkung, so daß sie als ihr Eigenthum geboren würden. Auf diesem Wege gelangte Filmer zu der Folgerung, daß er den unbeschränktesten Despotismus als rechtmäßig vertheidigte; so daß sowohl die Personen als auch die Güter der Unterthanen nichts weiter als Eigenthum der Könige seyen, worüber sie nach Belieben schalten und walten könnten; eben deshalb also jede Widersetzung der Unterthanen Rebellion sey; und in keinem Falle ein König seiner Herrschaft entsetzt werden könne.

Die Absurditäten in diesen Behauptungen, die unvermeidlich waren, sobald man die Ableitung der königlichen Gewalt von Gott historisch deduciren wollte, würden vielleicht auch ohne die Gegner diese Theorie bald haben fallen machen. Aber unter den Vertheidigern der unumschränkten Gewalt trat noch ein anderer Mann auf, der seinen Platz unter den ersten Denkern durch alle Jahrhunderte behaupten wird; und der seine Meinung mit ganz andern Waffen verfocht als Filmer, Thomas Hobbes. Von seinen Schriften, die das Gebiet der Philosophie umfaßten, gehören hierher sein Buch de cive und sein Leviathan *).

*) Das Buch de cive macht den dritten Abschnitt seiner

Wenn Hobbes als der Vertheidiger der unumschränkten königlichen Gewalt auftrat, so mochte allerdings in seinen äußern Verhältnissen dazu einige Veranlassung liegen. Er war nicht nur der königlichen Parthey ergeben, sondern war auch der Lehrer von Karl II., als dieser unter Cromwell sich in Frankreich im Exil befand. Indeß ging dieser äußere Einfluß gewiß nicht weiter, als daß seiner ganzen Art, die Dinge anzusehen, durch die Begebenheiten der Zeit und seine eigenen Schicksale eine gewisse Richtung gegeben war; großes Unrecht aber würde man ihm thun, wenn man ihn der Schmeicheley und Gleißnerey verdächtig halten wollte. Er erscheint vielmehr als einer der consequentesten Denker, der nie eine Behauptung aufstellte, die er nicht mit aller der Schärfe glaubte beweisen zu können, die zu ihrer Gewißheit erforderlich war.

Hobbes machte in der Theorie der Politik schon dadurch Epoche, daß er der erste war, der sie auf das Naturrecht, und dem sogenannten Naturstand, zu gründen suchte. Diese Idee von einem Naturstande (wie verschieden er auch geschildert wurde), aus dem heraus die Menschen zu einem rechtlichen

Elementa philosophiae aus. — Der Leviathan, sive de materia, forma et potestate civitatis ist nur eine weitere Ausführung davon. Hobbes war geboren 1588 und starb erst 1679. Seine Elementa erschienen zuerst 1650, und der Leviathan 1651; also in der Periode von Cromwell. — Gesammelt erschienen seine Werke zuerst 1668.

Zustande in der Gesellschaft fortgegangen seyen, lag bey allen den nachfolgenden Theoretikern, bis auf Rousseau herunter, zum Grunde; und hat, durch das Willkührliche, das man in die Idee hineintrug, nicht wenig dazu beygetragen, die Theorie zu verwirren.

Will man unter dem Naturstande sich den Zustand der Menschen außer dem Staat, oder der bürgerlichen Gesellschaft, denken, so ist es allerdings keineswegs zu leugnen, daß es Völker gegeben hat, und noch giebt, die sich in einem solchen Stande, also wenn man es so nennen will, im Naturstande, befinden. Aber um hier die Grenzlinie zwischen Staat und Naturstand zu ziehen, ist, wie jeder leicht sieht, durchaus erforderlich, daß man sich darüber verständigt, was der wesentliche Character des Staats sey, und wann also Menschen in bürgerlicher Gesellschaft leben. Die Theoretiker suchen diesen gewöhnlich in dem Besitze der Souveränität, sey es, daß diese entweder von dem Volke selber ausgeübt wird, oder daß die Ausübung an Einen oder Einige übertragen ist. Allein mit dieser Bestimmung reicht man praktisch bey dem Studio der Geschichte gar nicht aus. Es giebt eine Menge Völker, auf welche jener Charakter paßt; und von denen doch kein Mensch sagen kann, daß sie einen Staat bilden, und in bürgerlicher Gesellschaft leben. Alle große Hirtenvölker sind, oder waren wenigstens, im Besitz der Souveränität, als unabhängige Völker, und hatten in ihrer Mitte Stammhäupter als Beherrscher, denen die Ausübung

übertragen war; und doch wird Niemand behaupten wollen, daß die Kalmücken, die Kirgisen und Arabischen Beduinen einen Staat (civitas) bilden. Ein solcher kann in dem Sinne, wie wir in der Geschichte diesen Ausdruck brauchen, nur von einem Volke (gleichviel wie groß oder klein) gebildet werden, das Eigenthümer und Bewohner (letzteres im eigentlichen Sinne des Worts) eines bestimmten Landes ist. Oder mit andern Worten: feste Wohnsitze und Landeigenthum bilden den zweyten nothwendigen Character jedes Staats, in der praktischen Bedeutung des Worts. Der Grund davon liegt darin, weil das ganze Institut, das wir Staat nennen, erst durch Grundeigenthum seine Ausbildung erhält, und praktisch möglich wird. Der erste (wenn gleich nicht der alleinige) Zweck des Staats ist Sicherheit des Eigenthums. Nun können zwar so gut bewegliche als unbewegliche Güter Eigenthum seyn; aber erst da, wo die letztern es sind, erscheint das Eigenthumsrecht nicht nur in seiner vollen Wichtigkeit, sondern wird auch erst das Bedürfniß recht fühlbar, die Formen desselben durch Gesetze zu bestimmen, weil erst hier ein seiner Natur nach immer dauernder Gegenstand des Eigenthums statt findet. Mag also auch in der Theorie ein Staat gedenkbar seyn ohne Landeigenthum, so wird sich doch in der Wirklichkeit nimmermehr ein solcher ohne dasselbe bilden können. Die Vernachlässigung dieser Wahrheit hat aber am meisten dazu beygetragen, die politischen Theorieen

zu leeren Hirngespinsten zu machen; denn was ist eine Theorie anders, sobald man diejenigen Bedingungen übersieht, ohne welche keine praktische Anwendung derselben statt finden kann?

Einen Beweis davon sieht man bey der Idee von dem Naturstande, und den Anwendungen, die davon gemacht werden. Soll dieser Naturstand dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft entgegengesetzt werden, und kann dieser letztere Stand erst da entstehen, wo es Landeigenthum und feste Wohnsitze giebt; so werden wir unstreitig annehmen müssen, daß alle diejenigen Völker im Naturstande leben, denen jene Einrichtungen noch fehlen. Allein es folgt alsdann auch unmittelbar daraus, daß dieser Naturstand alle die verschiedenen Zustände umfaßt, die vor der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft da seyn können. Zwischen diesen findet aber schon eine gewaltige Abstufung statt, wie jeder weiß, der nur einige Blicke in die Geschichte der Menschheit geworfen hat. Also mit andern Worten: der Begriff eines Naturstandes ist ein blos negativer Begriff, insofern er das Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft ausschließt; aber gar kein positiver Begriff, insofern er als solcher einen bestimmten Zustand bezeichnen sollte.

Allein darauf nahmen die Theoretiker keine Rücksicht. Jeder betrachtete seinen Naturstand als etwas Positives, und entwarf also ein Bild davon — nach Belieben. Kein Wunder, daß diese Bilder sich

so unähnlich sehen! Hobbes machte damit den Anfang. Nach ihm leben die Menschen im Naturstande in einer beständigen Feindschaft. Die Menschen sind in diesem Zustande sich alle einander gleich, da sie wechselseitig eine Macht haben, nicht nur sich zu befehden, sondern auch sich umzubringen. Sie alle haben den Willen sich zu beleidigen, und werden sich also beleidigen. Es wird also ein Krieg Aller gegen Alle entstehen; sie schweben alle in beständigen Gefahren; da der Schwächere dem Stärkern unterliegen muß. Es ist indessen natürlich, daß man gegen diese Gefahren sich zu schützen sucht; ja es fällt in die Augen, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern daß auch das Menschengeschlecht überhaupt nicht erhalten werden könne bey einem allgemeinen Kriege, der ein ewiger Krieg bleiben muß. Weil die Menschen dieses einsahen, so gingen sie aus diesem Zustande heraus, und errichteten einen rechtlichen Zustand, die bürgerliche Gesellschaft; die also eine Tochter der Furcht war.

Auf diese Hypothese, deren Unbestimmtheit und Grundlosigkeit aus den oben gemachten Bemerkungen erhellen wird, bauete Hobbes seine politische Theorie. Der zweyte Schritt führte zu einer neuen Hypothese. Aus diesem Naturstande konnte man in den rechtlichen Zustand nur durch einen Vertrag übergehen; und daher der seitdem so wichtig gewordene Satz: der Staat ist auf einen Vertrag gegründet. Dieser Vertrag nämlich bestand

darin *), daß Alle übereinkamen: ihren Privatwillen dem Willen von Einem (sey es der Wille eines Individuums, oder einer Versammlung) zu unterwerfen, dessen Wille also allgemeiner Wille wird. Derjenige also, sey es Einer oder eine Versammlung, die diesen ausübt, hat die höchste Gewalt, oder die Majestät; er ist Oberherr oder Regent; die andern Unterthanen. Sobald einmal an einen Regenten die höchste Gewalt übertragen ist, sind ihm eben dadurch alle Privatwillen untergeordnet; er ist nicht an die Gesetze, die diese machen möchten, gebunden; er vereinigt in sich die höchste ausübende, richterliche, und gesetzgebende Gewalt; er ist also durchaus unumschränkt **), und zugleich unverletzlich und unstrafbar. Auch kann die ihm ertheilte Gewalt ihm nicht wieder genommen werden; denn sobald das Volk sie übertragen hat, bleibt es keine moralische Person mehr, sondern nur ein Aggregat von Individuen. Zwar kann diese höchste Gewalt Einem, oder Einigen, oder dem größten Theile übertragen werden; und mit der Theorie von Hobbes können also Aristocratie und Democratie so gut wie die Monarchie, jede dieser Staatsformen aber nur unumschränkt, bestehen; allein Hob-

*) De cive V, 6. Submissio voluntatum omnium unius voluntati.

**) Imperium absolutum. De cive, Cap. VI, 13. Für die ausübende Gewalt hat Hobbes noch keinen allgemeinen Ausdruck, sondern characterisirt sie nur nach einzelnen Hauptacten der Regierung.

des sucht alsdann darzuthun, daß die Monarchie bey weitem vorzuziehen sey; und ward also auf diesem Wege nicht nur der Vertheidiger von dieser überhaupt, sondern von ihr insofern sie unumschränkt ist. Denn da die höchste Gewalt nicht getheilt werden kann, ohne in einen Widerspruch zu verfallen, so kann es auch keine sogenannte gemischte Verfassung geben; es ist aber weit besser, daß sie bey Einem als bey Mehrern ruht, wie Hobbes theils aus historischen, theils aus Vernunftgründen darzuthun sich bestrebt.

Dies sind die Hauptsätze des Systems von Hobbes. Er ist ohne allen Zweifel der Vater der politischen Speculation unter den Neuern. Kein anderer hatte vor ihm so scharf, so consequent über diese Gegenstände räsonnirt wie Er. Er erhob sich über die Erfahrung, setzte einen Begriff des Staats fest, und folgerte aus diesem. Sein System ruhte auf den drey Sätzen: 1) Die höchste Gewalt ist untheilbar. 2) Die höchste Gewalt kann übertragen werden. 3) Sie kann aber nur ungetheilt übertragen werden. Das Gegentheil von dem zweyten Satze, nämlich daß die höchste Gewalt nicht übertragen werden könne, sondern unveräußerlich sey, behauptete späterhin Rousseau. Ihn mußte deshalb sein Weg schlechterdings zu der Democratie, als der einzigen rechtlichen Verfassung, führen; wegegen Hobbes auf dem seinigen, wie schon gezeigt ist, zu der unumschränkten Monarchie und Aristocratie gelangte, ohne jedoch die Democratie auszuschließen; aber als

rechtliche Verfassung mußte nach seinen Grundsätzen jede derselben nothwendig unumschränkt seyn.

Wenn sich Hobbes als Denker so weit über andere politische Schriftsteller seiner Zeit erhob, so hätte man wohl erwarten dürfen, daß er auch den größten praktischen Einfluß erhalten haben würde. Allein dies geschah keineswegs. Freylich hätte seine Autorität von selbst fallen müssen, da die Verfassung seines Vaterlandes eine ganz andere Ausbildung erhielt, als seine Grundsätze sie forderten. Aber auch selbst von den Vertheidigern der unumschränkten königlichen Gewalt wurde er gewöhnlich nicht zuerst genannt und obenangesetzt. Der vorher erwähnte Filmer, so unermeßlich tief er auch unter Hobbes stand, erhielt doch eine viel größere Autorität; so daß selbst die ersten Köpfe der Gegenparthey gegen ihn, und nicht gegen Hobbes, schrieben. Der Grund davon scheint mir darin zu liegen, daß das Werk von Filmer weit mehr mit dem damals herrschenden Geiste des Zeitalters harmonirte, als das von Hobbes. Der letztere ragt als Denker so weit über sein Zeitalter hervor, daß er allein stand; man war an ein solches abstractes Denken und Deduciren aus Begriffen gar nicht gewöhnt. Dagegen hatte Filmer Politik und Religion mit einander in Verbindung gesetzt; und seine Autoritäten aus der Bibel und der Geschichte des alten Testaments hergenommen. Dies war aber der damals allgemein herrschende Ton. Und so konnte sein Geschwätz weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als das philosophische Räsonnement von Hobbes.

Ich halte es für überflüssig, mich bey andern weniger bekannten Schriftstellern, die als Vertheidiger der unumschränkten Gewalt erschienen, aufzuhalten, da die Theorie keine wesentliche Fortschritte durch sie machte; und ich nichts weniger als eine Litteratur der Politik zu geben Willens bin. Vielmehr gehe ich von den Vertheidigern der unumschränkten Monarchie in jenen Zeiten in England jetzt zu den Vertheidigern der freyen Verfassung fort; unter denen gleichfalls vorzugsweise zwey hier genannt werden müssen: Algernon Sidney, und John Locke. Beyde schrieben zunächst gegen Filmer; aber beyde blieben auch nicht dabey stehen, ihn zu widerlegen.

Algernon Sidney war einer der stark ausgedrückten Charactere, wie sie aus den Stürmen der Revolutionen nicht selten hervor zu gehen pflegen*). Seit seinen Jünglingsjahren enthusiastischer Verehrer der republikanischen Freyheit, fand er in den Begebenheiten der Zeit reichliche Nahrung für seinen Geist; durch die Verfolgungen, die ihn trafen, ward er in seinen Grundsätzen nur noch mehr bestärkt. Viele Jahre mußte er im Exil herumirren; und als er endlich in sein Vaterland zurückkehren durfte, fand

*) Er war geboren 1622, und ward, des Hochverraths angeklagt, 1683 enthauptet, ohne daß man ihm irgend etwas hätte beweisen können. Unter Wilhelm III. ist das Urtheil cassirt, und er feierlich gerechtfertigt worden.

er bald, anerkannt unschuldig, seinen Tod auf dem Blutgerüste. Sein oft wiederholter Wahlspruch:

— — Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placidam sub libertate quietem,

drückt seine Grundsätze und seinen Character wahrer und lebendiger aus, als eine lange Schilderung es vermöchte.

Sidney schrieb seine berühmten Discourses on government zunächst um Filmer'n zu widerlegen, und diese polemische Tendenz läßt also schon im Voraus erwarten, daß sein Werk kein System der Politik werden konnte. Er war überhaupt kein wissenschaftlicher Kopf, der für die tiefere Speculation geschaffen gewesen wäre. Seine Politik drehte sich um eine Anzahl Lieblingssätze, die er bald durch Vernunftgründe, bald aus der Geschichte zu beweisen suchte. Er widerlegt daher zuerst die Behauptung Filmer's, daß die königliche Gewalt von Gott abstamme. Vielmehr überließ Gott zugleich den Menschen die Wahl ihrer Staatseinrichtungen. Es ist also der Natur gemäß, daß Völker sich selber regieren, oder auch Regierer sich wählen. Alle Gewalt der Obrigkeit (magistratical power), wenn sie rechtlich seyn soll, kommt daher von dem Volke; und die Regierung wird nicht zum Besten des Regierenden, sondern der Regierten errichtet. Wie groß aber die Macht der Obrigkeiten ist, hängt von den Gesetzen jeder Nation ab, die sie sich selber giebt. So wie jedes Volk aber das Recht hat, sich eine Staatsform zu geben, so kann es auch dieselbe wieder abändern

oder aufheben. Es versteht sich also von selber, daß er nach diesen Grundsätzen zwar wohl eine Monarchie, als eine rechtliche Verfassung, anerkennen konnte. Allein wenn er gleich die monarchische Form nicht verwirft; so verhehlt er es doch im mindesten nicht, daß er sie der republikanischen weit nachsetzt; deren Vortheile er ausführlich, wiewohl zum Theil mit schwachen Gründen, darzuthun sich bemüht.

Die Theorie der Politik hat, wie man aus dieser kurzen Darstellung leicht sieht, durch Sidney keine irgend erhebliche Fortschritte gemacht. Er gehörte aber zu den muthvollsten Vertheidigern der Freyheit; und da er schuldlos auf dem Blutgerüste starb, so wurde sein Andenken unvergeßlich. Was sein Werk betrifft, das erst nach seinem Tode unter Wilhelm III. gedruckt werden konnte, so kann man wohl mit Wahrheit sagen, daß hier mehr der Nahme das Werk, als das Werk den Nahmen verewigt hat. Es ist nie vergessen worden; aber nie zählte man es doch zu den classischen Werken der Nation. Die Form erlaubte dieß nicht; theils war es die polemische Tendenz, die, als Filmer in Vergessenheit gerieth, auch ihm das Interesse rauben mußte; theils verrieth aber auch die Weitschweifigkeit und der Mangel philosophischer Ordnung den wenig geübten Denker und Schriftsteller. Hat Algernon Sidney also dazu beygetragen, den Freyheitsgeist seiner Nation zu erhalten, so hat er es mehr durch sein Leben und seinen Tod, als durch seine Schriften gethan.

Aber ganz anders verhielt es sich mit dem Manne, auf den wir jetzt kommen, und dessen Nahme schon oben genannt ist, John Locke *). Er gehört zu denen, die den größten praktischen Einfluß auf die Bildung der Nation gehabt haben, und selbst noch fortdauernd haben. Denn, wie man auch über ihn als Denker urtheilen mag, so ist es doch gar nicht zu leugnen, daß er es war, der der philosophischen Cultur der Engländer ihre Richtung gab.

Von seinen Schriften gehören hier seine two Treatises of government her **). Die erste dieser beyden Schriften ist, wie schon der Titel es aussagt, gleichfalls eine Widerlegung von Filmer. Indeß blieb Locke nicht dabey stehen, sondern suchte in dem zweyten Theile eine Theorie des allgemeinen Staatsrechts aufzustellen; und dieser zweyte Theil ist es daher auch, der uns der wichtigste seyn muß.

Auch Locke geht hier von dem Naturstande aus, so wie Hobbes es gethan hatte. Allein das Willkührliche, das man, wie oben gezeigt ist, in diesen Begriff hineingelegt hatte, zeigte sich jetzt schon deutlich dadurch, daß Locke ein ganz anderes Bild von

*) Er war geboren 1632, brachte einen Theil seines Lebens im Auslande, besonders in Frankreich, zu; und starb 1704.

**) Two treatises of government. In the former the false principles and foundation of Sir *Rob. Filmer*, and his followers are detected and overthrown. The latter is an essay concerning the true original, extent, and end of civil government.

von jenem Stande entwarf, als Hobbes. Wenn diesem der Naturstand ein beständiger Krieg Aller gegen Alle war, so unterwirft dagegen Locke in diesem Stande die Menschen dem Naturgesetze, das jedem nicht nur befiehlt, sich selber zu erhalten, sondern auch jeden verhindert, Andern Schaden zuzufügen, oder gar sie des Lebens zu berauben; das endlich dem Beleidigten das Recht giebt, zu seiner Erhaltung sich zu vertheidigen, und den Beleidiger insoweit zu strafen, daß er sich Ersatz verschafft, und dieser seine Beleidigungen nicht wiederholen kann, oder daß man vor denselben gesichert ist. Ungeachtet also im Naturstande alle Menschen frey, und alle sich gleich sind, wie er gegen Filmer und Hobbes darthut, so hat doch insofern Jeder über den Andern eine ursprüngliche Gewalt, als erfordert wird, um die Uebertreter des Naturgesetzes zu der Beobachtung desselben zu nöthigen, und also das Naturgesetz selber aufrecht zu erhalten. Der Naturstand war also ihm zu Folge der Stand, wo die Menschen unter keiner andern Herrschaft als der der Vernunft leben. Gedenkbar ist ein solcher Zustand allerdings; allein so lange die Menschen keine rein vernünftige Wesen sind, sondern ihren Leidenschaften eben so oft als der Stimme der Vernunft gehorchen, kann er unmöglich wirklich werden; und wenn er es wäre, wozu bedürfte man denn überhaupt eines Staats? Das Bedürfniß von diesem entspringt indeß nach Locke hauptsächlich daraus; weil in dem Naturstande Jeder Richter in seiner eigenen Sache ist; und deswegen

diejenige Unpartheylichkeit hier nicht zu erwarten steht, welche die ruhige Vernunft fordert.

Der wichtigste Gewinn, der aus Locke's Untersuchungen hervorging, war unstreitig der Beweis der ursprünglichen Freyheit und Gleichheit der Menschen durch Geburt, gegen die widersinnige Behauptung von Filmer und seinen Anhängern über die Sclaverey und Abhängigkeit durch die väterliche Gewalt, und was daraus weiter gefolgert ward. Durch Locke wurde also zuerst die Lehre von den Menschenrechten ausgebildet, insofern diese in der persönlichen Freyheit, und der Sicherheit des Eigenthums bestehen, wovon er den Begriff viel sorgfältiger als einer seiner Vorgänger abzuleiten und festzustellen bemüht war.

Indem Locke nun den Staat auf den Naturstand folgen ließ, so daß die Menschen aus diesem in jenen übergingen, indem sie sich einer Regierung unterwarfen, d. i. daß jeder Einzelne sein Recht zur Ausübung des Naturgesetzes gegen Andere, die es übertraten, aufgiebt, und einer äußern öffentlichen Gewalt überträgt; so mußte der Staat auch nothwendig eine Vereinigung freyer Menschen nach seinen Grundsätzen seyn; und die persönliche Freyheit blieb eine wesentliche Bedingung der Mitglieder der Gesellschaft, die zusammen den Staat bilden. Allein der Zweck seiner ganzen Schrift ging noch weiter. Sie hatte überhaupt die Tendenz, die Brittische Verfassung durch eine Entwickelung der Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts als eine diesem entsprechende, und

also rechtmäßige, Verfassung darzustellen. Dazu gehörte denn nicht blos die Bedingung der persönlichen, sondern auch der bürgerlichen Freyheit, oder der Theilnahme an der Gesetzgebung. Die Entstehung eines Staats setzt ihm zu Folge immer eine freywillige Uebereinkunft derjenigen voraus; die sich zu der Gesellschaft vereinigen. Durch diese Vereinigung bildet sie ein politisches Corps; in diesem Corps muß aber die Mehrheit der Stimmen die Entscheidung geben, weil es sonst seine eigene Thätigkeit hemmen würde; und jeder Einzelne muß also seinen Willen dem der Mehrzahl unterwerfen. Dieser Wille der Mehrzahl ist also die gesetzgebende Macht; welche durchaus die höchste im Staat ist; die dann entweder vom Volke selbst ausgeübt, oder auch an Einen oder Mehrere übertragen werden kann; woraus die verschiedenen Staatsformen entspringen. Von dieser muß man die ausübende Gewalt unterscheiden; welche der erstern untergeordnet werden soll, und welche die Vollziehung der Gesetze zu ihrem Zweck hat.

Auf diesem Wege mußte Locke zu den genauern Untersuchungen über das Wesen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt kommen; und darin liegt eigentlich sein Hauptverdienst um die Theorie der Politik. Kein anderer Schriftsteller vor ihm hatte diese einzelnen Elemente der Staatsconstitution so bestimmt von einander getrennt, so genau jedes für sich untersucht, und ihr Verhältniß gegen einander festzustellen sich bemüht. Indem aber Locke

die gesetzgebende Gewalt als die höchste festsetzte, indem er diese dem Volke oder dessen Stellvertretern ganz oder doch zum Theil vorbehalten wissen wollte; so bahnte er sich dadurch den Weg zu dem Satze, daß nur eine Verfassung, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt getrennt sind, als rechtliche Verfassung betrachtet werden könne; da hingegen in einer unumschränkten Monarchie, in der die gesetzgebende und ausübende Gewalt unbedingt in den Händen des Regenten vereinigt sind, dieses rechtliche Verhältniß gar nicht statt finde, weil vielmehr der Regent gegen seine Unterthanen sich eigentlich hier auch immer nur im Verhältniß des Naturstandes befinde.

Diese Entwickelung der Lehre von den verschiedenen Gewalten im Staate war allerdings durchaus nothwendig, wenn man die Theorie der Politik vervollkommnen wollte; und dieses Verdienst überhaupt sowohl, als daß er die Vorzüge einer freyen Verfassung entwickelte, kann Locke nicht abgesprochen werden. Er bereitete dadurch den Grund, auf dem auch die Gebäude seiner Nachfolger, wie verschieden sie auch sonst von den seinigen seyn mochten, erbaut wurden. Auf der andern Seite sah er aber auch nicht die Folgen voraus, zu denen seine Sätze führen konnten. Unstreitig müssen gesetzgebende und ausübende Gewalt in der Theorie als verschieden betrachtet werden. Wie weit sie aber in der Praxis getrennt werden sollen; ist eine ganz verschiedene Frage. Eine gänzliche Trennung derselben ist, wie

bereits oben bemerkt worden, in der praktischen Politik eine Chimäre. Allerdings verlangte auch Locke diese nicht; er räumte dem Regenten einen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt ein; und schied sich also dadurch von Hobbes, indem er sich so den Weg zur gemischten Verfassung bahnte; statt daß Hobbes, der alle Theilung der höchsten Gewalt verwarf, nur die reinen Verfassungen zuließ. Allein sobald aus jener Trennung in der Theorie auch nur der Grundsatz gezogen wurde, daß man beyde in der Praxis möglichst trennen solle, so war dadurch schon der Weg für höchst gefährliche Irrthümer gebahnt. Leider! hat die neuere Erfahrung gelehrt, daß diese Besorgnisse nichts weniger als ungegründet waren; und wenn man die unglücklichen Folgen übersieht, die aus dem Grundsatz, diese Trennung so weit zu treiben wie möglich, entsprungen sind, so kann nicht geleugnet werden, daß die daraus entsprungenen Irrthümer die verderblichsten sind, die vielleicht je aus einer mißverstandenen Theorie abgeleitet worden.

Für England indeß konnte aus der Theorie von Locke nicht nur keine Gefahr entstehen, sondern es ist auch sehr begreiflich, wie sie hier gleichsam das Evangelium der Nation werden konnte. Diejenige Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt, die Locke wollte, fand hier bereits wirklich statt; wenn gleich der König auch seinen Antheil an der erstern hatte, so war sie doch zunächst in den Händen des Parlements. Diejenigen Grundsätze, welche man als die wichtigsten und heiligsten ansah, keine

Besteurung als mit Einwilligung der Repräsentanten der Nation; die Gleichheit der Rechte vor dem Gesetz u. s. w. waren von Locke ausdrücklich gelehrt; seine Theorie paßte also in allen wesentlichen Stücken mit der Wirklichkeit. Diese Uebereinstimmung allein würde schon hingereicht haben, Locke eine hohe Autorität zuzusichern. Nun kam aber noch hinzu, daß er zugleich als der erste Philosoph, und als classischer Schriftsteller unter seinem Volke allgemein anerkannt war. Seine Werke blieben also in den Händen, wenn auch nicht eigentlich des großen Haufens, doch des gebildeten Theils der Nation. Dazu kam noch, daß einige der ersten praktischen Staatsmänner Großbritanniens, — es reicht hin unter ihnen blos einen Chatham zu nennen — seine Grundsätze bey jeder Gelegenheit anerkannten, in ihren Reden im Parlement auf seine Autorität sich beriefen, und ihm dadurch gleichsam das Ansehen eines untrüglichen Weltweisen gaben.

Die allgemeine Stimme einer großen und aufgeklärten Nation, die so viele der tiefsten Denker und der ersten Staatsmänner besaß, hat immer ein großes Gewicht; und fern sey es, die unsterblichen Verdienste von Locke schmälern zu wollen. Indeß trug doch die fast blinde Verehrung, die man für Locke hegte, viel dazu bey, in England einen Stillstand der politischen Speculation in gewisser Rücksicht zu bewirken, der nicht wieder aufgehört hat. Gegen Locke sprechen hieß auch beinahe unausbleiblich gegen die Constitution sprechen. Allerdings hat England seit Locke

viele politische Schriftsteller, und unter diesen einige vom ersten Range, gehabt. Allein die politische Speculation nahm in England seitdem eine andere Richtung. Sie beschäftigte sich nicht sowohl mit den Untersuchungen über allgemeines Staatsrecht und Staatsverfassung, als vielmehr über Staatswirthschaft. Ueber Staatsverfassung hatten sich die Ideen, insofern sie für die Nation praktische Wichtigkeit haben konnten, durch die Constitution selbst, und durch Locke einmal fixirt; allein die öffentlichen Verhältnisse und wachsenden Bedürfnisse mußten desto mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Staatswirthschaft richten; und so wie einstens nach den Zeiten der Revolution unter den Stuarts die Theorie der Staatsverfassung aus den Zeitumständen hervorgegangen war, so ging jetzt auch aus ihnen die der Staatswirthschaft hervor. Es liegt nicht in unserm Plane, die classiischen Schriftsteller zu characterisiren, die in diesem Fache auftraten. Sie sind bereits die Lehrer von Europa geworden, und ihr Wirkungskreis kann nicht abnehmen, sondern muß wachsen.

Wie groß man aber auch immer die Verdienste von Locke um allgemeines Staatsrecht anschlagen mag, so mußte doch wohl unausbleiblich eine Theorie, die mit Beziehung auf einen gewissen Staat gemacht war, Einseitigkeit und Lücken haben. Man wird dieses am deutlichsten wahrnehmen, wenn man seine Grundsätze auf andere Staaten anwenden will, die wir zum Theil zu den am besten eingerichteten Staaten zählen. In allen Staaten, wo die Gewalt

des Regenten unumschränkt ist, d. i. wo sich die gesetzgebende und ausübende Macht in ihm vereinigt finden, giebt es nach ihm nicht einmal eine Art von bürgerlicher Gesellschaft, giebt es nur Sclaverey *). Man muß es freylich jedem freystellen, Ausdrücke zu bestimmen wie er will; aber eine Theorie, in der dem Begriff des Staats ein so enger Umfang gegeben wird, paßt nicht mehr für die Geschichte. Wenn Staaten, wie Dänemark, wie Preußen, nicht einmal diesen Namen verdienen; wenn ihre Verfassungen gar nicht als rechtliche Verfassungen betrachtet werden dürfen, so hat man den größten Grund zu vermuthen, daß die Schuld davon wohl weniger an den Staaten, als an den Theorieen liegen möchte. Und so ist es auch. Locke gieng, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger bis auf Kant, in der Lehre von der Staatsverfassung, von der Eintheilung in Monarchieen, Aristokratieen und Demokratieen, aus. So lange man aber diese Eintheilung zur Grundlage von den Staatsformen macht, muß diese ganze Lehre höchst schwankend und unbestimmt bleiben. Vorzüglich aber läßt sich alsdann die so wichtige Grenzlinie zwischen unumschränkter Monarchie, insofern sie aus der Vereinigung der gesetzgebenden und ausübenden Macht in derselben Person entspringt, oder, wie man sie besser nennt, der Autokratie, und der Despotie keineswegs ziehen; und daher die beständigen Verwechselungen dieser Staatsformen, die doch wesentlich von

*) Man sehe C. XIV.

einander verschieden sind, wie ich bereits an einer andern Stelle diese ganze Lehre weiter entwickelt habe *).

Wenn auf diese Weise in England, unter der Einwirkung der äußern Umstände, die Theorie der Politik sich fortbildete; so zeigte der oben erwähnte kleine Staat, so zeigte Genf eine ähnliche, wenn gleich anders gestaltete, Erscheinung. Gewiß gehört dieser kleine Staat zu den merkwürdigsten Plätzen von Europa, der durch seinen unermeßlichen praktischen Einfluß auf Politik die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers mehr als manches große Reich auf sich zieht. Durch einen sonderbaren Zusammenfluß von Umständen entstand hier ein Brennpunct der politischen Speculation, wie nirgend anderswo in Europa, von wo aus bald wohlthätige und erwärmende, aber leider! auch verderbliche und verbrennende Stralen ausgingen. Die Namen von Calvin und Servetus, von Voltaire, von Rousseau und Necker, welche Erinnerungen rufen sie nicht ins Gedächtniß zurück! Es ist aber, um diesen Gegenstand zu beurtheilen, durchaus nothwendig, einige Blicke in die Lage und Geschichte dieses kleinen Freystaats zu werfen.

*) Ich muß mich, um mich nicht zu wiederholen, hier auf den Aufsatz: über den Character der despotischen Verfassung und der Staatsverfassungen überhaupt berufen, den man unter den Beylagen meiner Ideen über die Politik rc. zum Ersten Theile S. 653. der 3ten Ausgabe findet.

Die geographische Lage dieser Stadt trug unstreitig vieles dazu bey, hier eine Reibung der Ideen zu erzeugen, wie sie nicht leicht anderswo entstehen konnte. An der Grenze von Frankreich, Italien und der Schweiz, und besucht von so vielen Fremden auch anderer Länder, konnte hier eine Cultur reifen, die von der von allen diesen Ländern etwas annahm; aber doch durch die Entwickelung der innern politischen Verhältnisse einen eigenthümlichen Character behielt. Den Grund zu dem, was Genf geworden ist, legte die Reformation. Als diese dort Eingang fand, entledigte sich die Stadt ihres Bischofs (1533), der bis dahin gewissermaßen ihr Oberherr gewesen war, wenn sich gleich ihm zur Seite, wie in so manchen andern Städten, eine Municipalverfassung bereits gebildet hatte. Sie behauptete seit dieser Zeit ihre Unabhängigkeit, welche die Herzöge von Savoyen ihr wiederholt zu entreissen suchten; und die eingezogenen Güter der Geistlichkeit wurden zum Theil zu der Stiftung einer Universität angewandt, die so manche der berühmtesten Männer nachmals unter ihren Mitgliedern gezählt hat. Indeß war es damals Einem Manne aufbehalten, der als Reformator hier seinen Sitz aufschlug, Joh. Calvin, Genf durch die Reformation eine politische Wichtigkeit zu geben, die es ohne ihn nicht erhalten haben würde. Dieser außerordentliche Mann, von eben so vieler Kraft und Thätigkeit als Gelehrsamkeit, ein Franzose von Geburt, wurde hier als Lehrer aufgestellt; und hatte nicht blos den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse,

indem er bey der Durchführung der Reformation auch zugleich eine strenge Kirchendisciplin gründete, welche ihm und der Geistlichkeit fortdauernd ein großes Ansehen sicherte, sondern er ward auch allgemeiner Reformator, und das Haupt derjenigen Parthey, welche von ihm den Namen trug. Genf wurde also der Hauptsitz derselben, von wo aus sie sich, besonders nach Frankreich, verbreitete, und unter dem Namen der Hugonotten hier jene großen Bewegungen verursachte, die zu den blutigsten Bürgerkriegen führten. Auch war diese religiöse Wichtigkeit von Genf nicht blos an der Person von Calvin geknüpft; sondern ein anderer Umstand trug auch dazu bey, sie dauernd zu machen. Genf war der einzige Staat, in welchem die neue Lehre herrschend wurde, wo man Französisch sprach. Eben dadurch mußte diese Stadt also auch fast unausbleiblich die große Bildungsschule für die Französisch-Reformirte Geistlichkeit werden; und durch diesen, so sehr erweiterten, Wirkungskreis auch eine universalhistorische Wichtigkeit erhalten.

Gleichwohl war es dieser Umstand gar nicht allein, wodurch Genf sein eigenthümlicher Character aufgedrückt wurde; die Art und Weise, wie die innern Verhältnisse sich entwickelten, trug dazu nicht weniger bey. In demselben Jahre, in welchem Calvin in Genf sich niederließ (1536), ward hier eine Veränderung in der innern Verfassung dieses kleinen Freystaats gemacht, welche der fruchtbare Keim wurde, aus dem die ganze Reihe der innern Ver-

hältnisse sich entwickelte. Die Municipalverfassung von Genf, insofern sie schon unter den Bischöfen sich gebildet hatte, war eine demokratische Verfassung. Die Bürgerversammlung (conseil general), welche alle Hausväter umfaßte, die das Bürgerrecht hatten, berathschlagte über alle wichtige Angelegenheiten; und wählte jährlich aus ihrer Mitte 4 Vorsteher oder Syndics, die aber gehalten waren, der Versammlung Rechenschaft abzulegen. Schon seit geraumer Zeit war es Sitte geworden, diesen Syndicis Beysitzer zu geben, deren Anzahl auf 25 gestiegen war, und die zusammen den kleinen Rath (petit conseil) ausmachten. Es war aber auch dabey nicht geblieben, sondern aus Ursachen, die sich nicht genau historisch entwickeln lassen, waren auch diesen Mitgliedern des kleinen Raths andere Beysitzer gegeben worden, deren Zahl bereits 1526 auf 200 festgesetzt war, und nachmals auf 250 stieg, welche den großen Rath (grand conseil) *), ausmachten, und von dem der kleine Rath, dessen Mitglieder sämmtlich auch darin Sitz und Stimme hatten, einen engern Ausschuß bildete.

Es lag in der Natur der Dinge, daß, als nach der Entfernung des Bischofs die Stadt völlig frey wurde, diese Institute nicht nur fortdauerten, sondern auch eine viel größere Wichtigkeit erhalten mußten.

*) Man muß also den großen Rath, grand conseil, nicht mit dem Conseil general, oder der Bürgerversammlung, verwechseln.

Aber bis dahin waren jene beyden Räthe so wie die Syndics jährlich von der Bürgerversammlung gewählt worden, und konnten also nur als Ausschüsse von dieser betrachtet werden. In eben jenem Jahre aber, in einem Zeitpunct, wo die allgemeine Aufmerksamkeit aufs die religiösen Gegenstände gerichtet war, ward es eingeführt, daß jene beyden Räthe, der große und kleine, jährlich sich selber neu wählen sollten, indem sie ihre Mitglieder die Censur passiren ließen.

Schwerlich mochten um diese Zeit die Wichtigkeit und die Folgen dieser Veränderung von den Bürgern eingesehen werden. Sie mußten sich aber von selbst entwickeln. In die Demokratie war ein fruchtbarer Keim zu einer Aristokratie gelegt, dessen Wachsthum und Gedeihen schwerlich mehr zu verhindern stand. Die beyden Räthe hatten ein gemeinschaftliches Interesse; sie wurden jetzt sehr natürlich bleibende Corps; denn was war natürlicher, als daß die jedesmalige, ihnen selbst überlassene, Wahl bald eine leere Ceremonie ward? Man braucht auch nur den gewöhnlichen Gang der Dinge in solchen kleinen Staaten zu kennen, um es voraus zu erwarten, daß diese Aristokratie eine Familien-Aristokratie werden mußte. Indeß dauerte es eine geraume Zeit, bis sie Streitigkeiten veranlaßte; und eben deshalb konnte sie sich desto mehr befestigen. Außerdem trug das beständige Streben der Herzöge von Savoyen, sich Genf zu unterwerfen, sehr dazu bey, die Aufmerksamkeit auf diese Seite zu lenken,

und zugleich einen Geist der Einigkeit zu erzeugen, der besonders durch den letzten fehlgeschlagenen Versuch dieser Art im Jahr 1603, die bekannte Escalade, seine volle Stärke erhielt. So lange überhaupt noch keine große Ungleichheit der Glücksgüter entstand; so lange man Fremden die Erhaltung des vollen Bürgerrechts nicht erschwerte; und so lange zwischen der niedern und höhern Classe Verhältnisse, durch die Pathenschaft gebildet, statt fanden, die man nicht übel mit dem Patronatrecht der Römer vergleichen kann, waren Unruhen nicht so leicht zu besorgen. Allein alles dieses fing an sich zu ändern, als seit der Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) eine Menge Hugonotten ihre Zuflucht nach Genf aus Frankreich nahmen. Seit diesen Zeiten fing man an, die Ertheilung des Bürgerrechts zu erschweren, und es bildeten sich die verschiedenen Classen der Einwohner, indem man unter den Bürgern selbst die Citoyens oder alten Bürger, die es schon seit vier Generationen waren, von den neuen, oder Bourgeois, und unter den bloßen Einwohnern wieder die Habitans von dieser ihren Nachkommen, den Natifs, unterschied; und an diese Unterschiede auch zugleich Verschiedenheiten der Rechte knüpfte. Mit den neuen Gewerben, die jene Auswanderer mitbrachten, und der daraus entstehenden Wohlhabenheit, wachte auch bald der Geist des politischen Raisonnements auf, und bereits 1707 kam der Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie zum Ausbruch, der seit der Zeit gleichsam periodisch erneuert wurde,

und den lehrreichsten Commentar zu dem Kampfe der Patricier und Plebejer in Rom gab, mit dem er auch darin übereinkam, daß er an einem Fatio, Micheli und andern, so gut wie jener, seine Märtyrer zählte. Das Detail der Geschichte desselben gehört hier nicht her; aber gar sehr verdient es bemerkt zu werden, daß er öfters über Fragen geführt ward, welche mit der zugleich weiter umgebildeten Theorie der Politik in unmittelbarer Verbindung standen. In welchem andern der größern Staaten von Europa wären wohl die Fragen über Volkssouveränität, über die Grenze der gesetzgebenden und ausübenden Macht u. s. w. praktisch so discutirt worden als in Genf? Gewiß es gewährt einen höchst auffallenden Anblick, mitten zwischen den großen Monarchieen Europas einen der kleinsten Freystaaten zu sehen, der so lebhaft an die Republiken des Alterthums erinnerte, daß man auf der ganzen Oberfläche von Europa vergeblich einen solchen Commentar dazu gesucht hätte! Aber was billig noch mehr in Verwunderung setzt, war der Antheil, den mehrere der großen Staaten Europas, vorzüglich aber Frankreich, an den innern Händeln dieses kleinen Freystaats nahmen, und die Art, wie sie ihn nahmen. Fast alle Französische Minister, welche die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hatten, unter Ludwig XV. Fleury und Choiseul, unter Ludwig XVI. Vergennes und Necker, interessirten sich auf das lebhafteste und thätigste für die Angelegenheiten dieses kleinen Staats; aber unerachtet des unermeßlichen Abstandes der Macht,

wurde er doch mit einer Schonung und Achtung behandelt, wie nur große Staaten sie fordern konnten; und wenn man auch, um die eine oder die andere Parthey zu unterstützen, zum Aeußersten kam, Truppen anrücken zu lassen, so respektirte man doch die Unabhängigkeit des Staats. Gewiß es ist ein Anblick, der das achtzehnte Jahrhundert charakterisirt, vor den Thoren einer Stadt die Truppen von drey Mächten, von Frankreich, Sardinien und der Schweiz, vereinigt zu erblicken, nicht um dieselbe zu erobern, sondern nur durch bewaffnete Vermittelung ihre innere Ruhe herzustellen. Nur ein Staatensystem, dessen Grundlagen Heiligkeit des Besitzstandes und Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts sind, kann solche Erscheinungen zeigen!

Wenn diese oft wiederholten Unruhen, und diese achtungsvolle Theilnahme der großen Mächte an denselben, Genf eine politische Wichtigkeit in den Augen von Europa verschafften, wie kein anderer kleiner Staat dieser Art sich deren rühmen konnte, so machten sie denselben auch zum wahren Brennpunct der Speculation über die Theorieen der Politik. Genf gab gewiß ein höchst auffallendes Beyspiel, wie durch die öffentliche Verfassung in einem republikanischen Staate überhaupt der Geist des Raisonnements geweckt wird, der sehr natürlich alsdann der politischen Gegenstände sich vorzüglich bemächtigt, wenn ihm diese am nächsten liegen. Auf Genf aber wirkte zu gleicher Zeit durch die Gemeinschaft der Sprache auch die Französische Cultur in ihrer gan-

ganzen Stärke zurück; alle in Frankreich aufgeregten Ideen kamen auch sehr schnell hier in Umlauf; und ehe wir auf den, für die Theorie der Politik so wichtig gewordenen, Bürger von Genf kommen dürfen, müssen wir vorher unsere Blicke auf Frankreich zurückwerfen, und den Gang der politischen Speculation hier kennen lernen.

Das Zeitalter von Ludwig XIV. war dieser auf keine Weise günstig gewesen; erst unter seinem Nachfolger änderte es sich. Ein einziger Mann gab hier dem Geist der Nation plötzlich einen mächtigen Stoß, und wurde für die Französische Nation in Rücksicht der Aufmerksamkeit, die er erregte, ungefähr das, was Locke für die Englische ward; denn im übrigen waren die Verhältnisse der Ideen des Einen und des Andern gegen die bestehende Verfassung ihres Vaterlandes zu heterogen, als daß sich diese Vergleichung weiter durchführen ließe. Vor Montesquieu besaß die Französische Nation keinen einzigen Schriftsteller, der in dem Fache der Politik als classischer Schriftsteller von ihr selber betrachtet wäre; aber kaum war der Esprit des Loix *) erschienen, so erhielt er auch bereits eine so große Autorität, daß selbst die Versuche, ihn zu widerlegen, dieselbe nur noch vergrößerten. Worin liegt nun aber der wahre Werth dieses Werks, was ist dadurch geleistet?

*) Zuerst 1748.

Das ganze Werk von Montesquieu war erwachsen aus dem Studio der Geschichte. Man kann ihm zwar keineswegs das Lob beylegen, daß er durch den Umfang seiner historischen Studien den Namen eines Universalhistorikers verdiente; sie blieben dazu viel zu beschränkt. Er hatte ein tiefes Studium aus der Römischen Geschichte gemacht; viel weniger aus der Griechischen; nach der der andern alten Völker darf man kaum fragen. Seine Kenntnisse des Orients, — ein so wichtiger Gegenstand für seine Untersuchungen, — waren fast blos aus einigen Reisebeschreibungen geschöpft. Von der mittlern und neuern Geschichte Europas hatte ihn die Französische Geschichte am meisten; nächst dieser die Deutsche und Englische beschäftigt. Der Umfang seiner historischen Studien war also allerdings begrenzt; aber doch nicht ohne die Mannigfaltigkeit, welche seine Zwecke erforderten; und er hatte diese Studien mit einem Geiste gemacht wie keiner vor ihm, selbst Macchiavelli nicht ausgenommen, der als der Schöpfer des historischen Pragmatismus unter den Neuern sonst wohl neben ihm genannt werden kann.

Der Zweck von Montesquieu war, aus der Geschichte das Wesen der Staaten und der Staatsverfassungen kennen zu lernen; ihre Eigenthümlichkeiten zu bestimmen; und daraus alsdann die Maximen für die verschiedenen Zweige der Gesetzgebung in den verschiedenen Verfassungen abzuziehen. Der Gesichtskreis war also von unermeßlichem Um=

fange; und der Reichthum der Gegenstände, auf welche sich die Untersuchung ausdehnen mußte, nicht weniger. Es waren aber Alles Gegenstände, die an und für sich schon das höchste praktische Interesse hatten; und wenn sie zum erstenmal in einem solchen Umfange auch nur mittelmäßig behandelt wurden, die Leser fesseln mußten. Wie viel mehr, wenn ein Mann von so vielem Geiste sie behandelte! Gleichwohl waren es gewiß viel weniger die Gegenstände selbst, als die Methode der Behandlung, wodurch die große und bleibende Sensation erregt wurde, die sein Werk machte. Die Manier, nichts in einem zusammenhängenden Vortrage auszuführen, sondern Alles nur in Umrissen anzudeuten; keinen Gegenstand zu erschöpfen, und doch mit Wenigem so viel darüber zu sagen; nicht blos den Verstand durch philosophisches Raisonnement und Definitionen, sondern statt dessen oft die Imagination durch Bilder zu beschäftigen; überhaupt jenes beständige Blitzen und — Wetterleuchten des Genies, das vielleicht eben so oft blendet als erhellt, — Alles dieses war wohl dazu gemacht, dem Schriftsteller gerade bey einer solchen Nation, als die seinige war, Beyfall und Bewunderung zu verschaffen. Sein Werk enthielt einen unendlich reichen Stoff zum Denken für Den, der denken wollte; und wer selbst zum Denken zu bequem war, konnte wenigstens glauben, Gedanken, und noch dazu glänzende Gedanken, in Menge eingesammelt zu haben.

Allein dieser Reichthum von Genie war bey ihm mit einem Mangel an eigentlich philosophischem Geiste verbunden. Er war dazu gemacht, scharfsinnige Bemerkungen aus der Erfahrung zu abstrahiren; aber dafür auch zu der Speculation, insofern sie, unabhängig von der Erfahrung, in der Bestimmung und Zerlegung von Begriffen besteht, so gut wie gänzlich unfähig. Ja! er scheint auch gar nicht einmal das Bedürfniß davon gefühlt zu haben. Gleich die ersten Zeilen seines Werks zeigen, — wie man ihm auch schon sonst mit Recht vorgeworfen hat, — daß der Verfasser des Geistes der Gesetze nicht im Stande war, eine Definition der Gesetze zu geben. Allein auch der Fortgang des Werks beweist, daß Montesquieu mit den ersten Grundbegriffen der Politik nicht im Reinen war. Wem diese Aeußerung zu hart scheinen möchte, der versuche es, aus seinem Werke die Begriffe von den wesentlichen Characteren der Staatsverfassungen, der Despotie, Aristokratie, Demokratie rc. zu abstrahiren! Gleichwohl wurde doch dadurch die Grundlage seines ganzen Werks gebildet; und das Schwankende und Unbestimmte, worauf man fast bey jedem Schritte stößt, erklärt sich daraus hinreichend *).

*) Gewiß nicht ohne reife Ueberlegung habe ich das obige Urtheil über einen Schriftsteller von so hoher Autorität, und dessen wirkliche Verdienste ich nicht verkenne, zuerst niedergeschrieben. Ich wiederhole es jetzt mit größerer Zuversicht, da sein neuester Französischer Beurtheiler in einem ausgezeichneten Werke es

Aber wenn gleich die allgemeine Theorie der Politik durch Montesquieu so wenig gewann, wenn gleich sein Werk nicht mehr werden konnte, als eine reichhaltige Sammlung von Maximen, deren Richtigkeit und Anwendbarkeit dem Leser zu erforschen überlassen blieb; so wirkte es darum nicht weniger. Es enthielt erstlich einen unermeßlichen Schatz für das pragmatische Studium der Geschichte; und wenn man auch über noch so viele einzelne Sätze und Behauptungen mit Montesquieu nicht einverstanden seyn mag, so diente sein Werk darum doch nicht weniger dazu, zu zeigen, welcher praktische Gewinn aus dem Studio der Geschichte gezogen werden könne, und wie man diese Wissenschaft in dieser Rücksicht studiren solle. Es wirkte aber außerdem auf den Geist und die Denkungsart seiner Nation auch viel stärker durch die Zeitumstände zurück, unter denen es erschien. Unter der Regentschaft sowohl des Herzogs von Orleans, als unter der Selbstregierung Lud-

vollkommen bestätigt: Commentaire critique sur l'Esprit des loix, par le Comte *Destuth de Tracy*, 1812; übersetzt und glossirt vom Professor Morstadt in Heidelberg 1820. — Der Französische Uebersetzer meiner Abhandlung in meinen Melanges historiques. Paris 1820, hat in einer Note mein Urtheil dahin zu mildern gesucht — was ich gern zugeben will — daß ich nur auf die Wissenschaft, nicht aber auf die Zeitumstände Rücksicht genommen habe. Bey dem Urtheil über die Fortschritte der Theorie schienen mir diese jedoch nicht sehr in Betracht zu kommen.

wig's XV. sah man die höchste Corruptel der Staatsverwaltung in Frankreich. Man war sehr geneigt, die Hauptursache davon in der Ausartung der Staatsverfassung durch die Unterdrückung der Nationalfreyheit, von der sich doch in den Streitigkeiten mit den Parlementen noch immer die Ueberreste zeigten, zu suchen, wenn sie gleich weit mehr in der Ausartung der Moralität, besonders in den höhern Ständen, lag; der keine Form der Verfassung einen Damm würde haben entgegensetzen können. Die herrschenden Ideen von Montesquieu griffen hier also in den Geist des Zeitalters auf das tiefste ein. Seine unverholne Vorliebe für gemischte Verfassungen, besonders die Brittische, mußte ihm eine Menge Freunde verschaffen. Er kam der schon herrschenden Stimmung entgegen; war es ein Wunder, daß er mit so großem Beyfall empfangen wurde? Der Geist des politischen Raisonnements wurde durch ihn unter seiner Nation recht laut geweckt, um nicht wieder zu ersterben; und die Gesetzgebung, und die Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, wurde seit der Zeit einer der Hauptgegenstände, auf welchen die Aufmerksamkeit der denkenden Köpfe gerichtet war. Montesquieu trug also viel dazu bey, sie zum Gegenstande der Philosophie zu machen; seine eignen Untersuchungen gingen aber keineswegs aus der Philosophie des Zeitalters, sondern ganz aus der Geschichte, hervor. Von denjenigen Männern, die man nachher mit dem Namen der Philosophen in Frankreich anfangs ehrte, so wie man sie jetzt damit zu brandmarken glaubt, hatte noch keiner

einen großen Namen erhalten, als Montesquieu schon lange mit seinem Geist der Gesetze beschäftigt war *).

Bey allen Unvollkommenheiten und Mängeln also, welche dieses Werk drücken, hatte Montesquieu die Untersuchung doch auf den Weg der Erfahrung geleitet; und wenn seine Grundsätze herrschend blieben, und eine praktische Anwendung erhielten, so ließen sich zwar wohl Reformen, aber kein gänzlicher Umsturz des Bestehenden, davon erwarten. War er gleich der erklärte Freund der beschränkten monarchischen Verfassung, so hatte er darum doch keine von den Grundsäulen zu erschüttern versucht, auf denen die bestehende Ordnung der Dinge, selbst in Frankreich, von alter Zeit her, ruhte. Er verlangte keineswegs die politische Gleichheit aller Staatsbürger, sondern war der erklärte Vertheidiger des Adels, den er in einer Monarchie, in der nach ihm das Princip der Ehre das herrschende seyn muß, wenn sie nicht in Volksherrschaft oder Despotie ausarten soll, für einen nothwendigen Bestandtheil hielt; auch die Geistlichkeit als Stand verwarf er nicht; wenn er gleich Beschränkungen ihrer Privilegien, besonders ihrer Gerichtsbarkeit, wünschte **). Wenn also die Idee einer durch eine Nationalrepräsenta-

*) Nach seinem eigenen Geständniß hatte Montesquieu 20 Jahre an dem Werke gearbeitet. S. das Ende seiner Vorrede.

**) Esprit des Loix II. cap. 4.

tion beschränkten Monarchie die Lieblingsidee des größern Theils der Nation in Frankreich ward; — wie das Resultat der ersten Nationalversammlung davon den Beweis gab; — so hat allerdings, außer dem Beyspiel, das England gab, das Werk von Montesquieu daran den größten Antheil. Aber wie weit auch schon eben diese erste Nationalversammlung durch den aufgestellten und durchgesetzten Grundsatz der politischen Gleichheit über die Ideen von Montesquieu hinausging, bedarf nach dem, was eben gesagt worden ist, keines weitern Beweises.

Und so kommen wir denn von selbst auf denjenigen Schriftsteller zurück, dessen Werk gleichsam das Evangelium der Revolutionärs wurde. Inwiefern es dazu paßte, inwiefern die praktisch gemachten Grundsätze darin enthalten waren, verdient allerdings eine genauere Bestimmung. Allein wenn man den Contrat social gehörig würdigen will, so muß man zuerst einen Blick auf seine Entstehung werfen.

Der Contrat social entstand allerdings gerade auf dem entgegengesetzten Wege, als der Esprit des Loix. Wenn dieser eine Frucht der Erfahrung war, wie die Geschichte sie darbot, so war jener eine Frucht der bloßen Speculation, die bey Rousseau durch seine frühern Untersuchungen über die Entstehung der Ungleichheit unter den Menschen auf die Politik sich gewandt hatte. Allein, wie sehr auch immer Rousseau von aller Erfahrung abstrahirte, so ist es doch deshalb nicht minder gewiß, daß die ganze politische Speculation, so wie sie

in Rousseau's Kopfe sich ausbildete, nur in dem Kopfe des Bürgers von Genf sich ausbilden konnte. Freylich sind die von ihm aufgestellten Grundsätze keineswegs diejenigen, welche in Genf praktisch herrschten; aber wenn ein speculativer Kopf diejenigen, welche die demokratische Oppositionspartey dort herrschend machen wollte, philosophisch zu begründen, und als politisches System aufzustellen versuchte, so mußte ein Werk, wie der Contrat social, das Resultat davon seyn. Man braucht nur einige Bekanntschaft mit dieser Schrift zu haben, um es einzusehen, daß Rousseau'n dabey immer ein kleiner Freystaat vor Augen schwebte, in dem seine Grundsätze in ihrem ganzen Umfange allein möglicherweise ihre Anwendung finden können. Mit Recht kann man also sagen, daß ohne die politische Cultur, wie sie in Genf sich gebildet hatte, niemals ein Contrat social hätte geschrieben werden können; und der große, wenn gleich nur mittelbare, Einfluß dieser kleinen Republik auf die praktische Politik von Europa, ist dadurch unermeßlich geworden.

Rousseau wollte in seinem Werk nicht etwa, wie Montesquieu, eine reiche Sammlung politischer Regeln und Maximen, wissenschaftlich geordnet, darlegen, er wollte vielmehr die Politik oder das allgemeine Staatsrecht wissenschaftlich begründen. Dem Zweck der gegenwärtigen Untersuchung gemäß muß gezeigt werden, wie er dieß that; und besonders wo sein Weg von dem seiner Vorgän-

ger sich trennte, und ihn daher zu einem andern Ziele führen mußte.

Auch Rousseau ging von einem Naturstande aus in dessen Schilderung jedoch er weder mit Hobbes noch Locke übereinstimmt), aus welchem die Menschen durch einen freyen Vertrag in die bürgerliche Gesellschaft traten. Dieser Vertrag wird aber nicht zwischen dem Volke und den Herrschern, sondern zwischen den Mitgliedern des Volks selber geschlossen; und kann, da Niemand ein natürliches Recht über seines Gleichen hat, auch nur Frucht einer freywilligen Uebereinkunft seyn. Der Zweck dieses Vertrags (pacte social) ist kein anderer, als eine gesellschaftliche Form zu finden, wo die allgemeine Macht die Personen und das Eigenthum der Einzelnen schützt; wo jeder Einzelne, indem er sich mit Allen vereinigt, doch nur sich selber gehorcht, und so frey bleibt wie zuvor. Alle Clauseln bey diesem Contracte reduciren sich auf die einzige: daß jeder sich selbst mit allen seinen Rechten ohne Vorbehalt der Gesellschaft hingiebt; oder mit andern Worten, daß er sich und seine Person unter der Direction des allgemeinen Willens setzt. Auf diese Weise erwächst die Gesellschaft zu einer moralischen Person, oder einem Corps, das als solches den Souverän bildet, oder im Besitz der Souveränität ist. Diese Souveränität ist aber nichts anders, als Ausübung des allgemeinen Willens; sie ist als solche nicht nur unveräußerlich, und kann also von und an Niemand übertragen werden; sondern, was daraus von

selber folgt, auch untheilbar. Die Ausübung des allgemeinen Willens aber geschicht durch Gesetze; und die gesetzgebende Macht muß also nothwendig in den Händen des Volks bleiben. Das Volk also ist der Souverän; und kann nicht aufhören dieses zu seyn, weil seine Souveränität unveräußerlich ist. Sie kann aber nicht anders geübt werden, als in Volksversammlungen; in denen jeder seine Stimme giebt, und die Stimme des Einen so viel gilt als die des Andern. Eine Volksrepräsentation in dem Sinne, daß diese die Souveränität des Volks ausübte, ist aber ein Unding; da die Souveränität nicht übertragen werden kann. Jene sogenannten Repräsentanten können nichts weiter als bloße Commissionärs seyn, deren Schlüsse immer der Ratification des Volks unterworfen bleiben müssen. Bey der Errichtung des gesellschaftlichen Vertrags waren Alle, die daran Antheil nahmen, frey und sich gleich an Rechten. Die Erhaltung dieser Freyheit und Gleichheit ist aber der nothwendige Zweck aller Gesetzgebung, weil die Gesellschaft ohne sie nicht würde bestehen können. Diese Gleichheit setzt indeß nicht absolute Gleichheit der Macht und des Vermögens voraus; sondern nur, daß die Macht von Niemand zur Gewaltthätigkeit wird; und daß keiner so reich sey, den andern zu kaufen, so wie keiner so arm, sich verkaufen zu lassen. Da der Staat als Corps aber nicht blos will, sondern auch handelt, so entsteht daraus neben der gesetzgebenden die ausübende Macht. Diese letzte erfordert eine Regierung, d. i. ein

Zwischencorps zwischen den Unterthanen und dem Souverän *). Diese Regierung ist aber nichts weiter, als eine vom souveränen Volke ernannte Commission, deren Errichtung daher auch gar keinen Vertrag erfordert, oder auch nur zuläßt, da sie immer abhängig von dem Souverän bleibt. Uebrigens kann diese Commission entweder aus Einem, oder Mehrern, oder Allen bestehen, woraus die drey Formen der Monarchie, Aristokratie, und Demokratie sich ergeben; wiewohl die letzte Form, in diesem Sinne als Form der Regierung betrachtet, ein Unding ist **). Es scheint zwar am besten zu seyn, daß die Regierung in den Händen von Einem sey, aber große Monarchieen sind unmöglich gut zu regieren; und eine erbliche Monarchie hat die größten Nachtheile.

*) Nämlich insofern das Volk als Souverän, und doch auch als Unterthan (seinen eigenen Gesetzen gehorchend) betrachtet werden kann. Unterthan und Souverän sind hier also Eine und dieselbe Person, nur in verschiedener Beziehung.

**) Rousseau war der erste mir bekannte Schriftsteller, der die Zweydeutigkeit des Ausdrucks Demokratie, indem man darunter bald eine Staatsform, bald eine bloße Regierungsform versteht, fühlte, aber ohne sie deutlich zu machen. Ich verweise deshalb auf meine, oben angeführte, Abhandlung. Als Regierungsform nennt Rousseau die Demokratie mit Recht ein Unding: als Staatsform war sie aber gerade das, was er zu begründen suchte.

Dies sind die Grundideen des allgemeinen Staatsrechts, so wie Rousseau es aufstellte. Es werden sich jetzt die Puncte, wo er von seinen Vorgängern, Hobbes und Locke, sich schied, leicht nachweisen lassen.

Mit Hobbes kam zwar Rousseau darin überein, daß er den Staat auf einen Vertrag gründete: allein Hobbes ließ diesen Vertrag zwischen der Gesellschaft und der von ihr constituirten Regierung als einen Unterwerfungsvertrag, und zwar als einen absoluten Unterwerfungsvertrag, schließen, durch den sie ohne allen Vorbehalt die Souveränität auf die Regierung übertrug. Dagegen wird der Grundvertrag bey Rousseau nur zwischen Individuen, welche die bürgerliche Gesellschaft errichten, geschlossen; zwischen dieser und der Regierung aber findet gar kein Vertrag statt, da diese nichts weiter als eine von dem souveränen Volke niedergesetzte Commission seyn soll. Die Wege von Hobbes und Rousseau scheiden sich also gleich bey dem ersten Schritt, und konnten nie wieder zusammentreffen, da sie zu ganz entgegengesetzten Zielen führten, der von Hobbes zu unumschränkter Regentengewalt, der von Rousseau zu unumschränkter Volksgewalt. Nur insofern beyde gleich leicht in Despotismus ausarten können, sind beyde sich ähnlich, wenn gleich bey Rousseau der Despotismus eines von Leidenschaften verblendeten und tobenden Volks noch immer ungehindert unter dem ehrwürdigen Namen der Freyheit gehen kann. Es wäre überflüssig, die Vergleichung zwischen beyden noch

weiter fortzusetzen, da die Verschiedenheiten zwischen ihnen sich von selber ergeben.

Mit Locke hingegen ging Rousseau noch einige Schritte weiter, ehe er sich von ihm trennte. Er behauptete mit ihm die ursprüngliche Freyheit und Gleichheit, welche die Vertheidiger der unumschränkten Gewalt leugneten. Er ließ also auch mit Locke den Grundvertrag zwischen den freyen Menschen schließen, welche sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigten; er machte mit Locke die Sicherheit der Person und des Eigenthums zum Hauptzwecke des bürgerlichen Vereins; er setzte endlich mit ihm den Character der Souveränität in die gesetzgebende Macht, und eignete gleichfalls diese mit ihm dem Volke oder der Gesellschaft zu. Allein nach Locke konnte diese Souveränität übertragen werden, nach Rousseau war sie durchaus unveräußerlich; nach Locke konnte sie getheilt werden zwischen Mehrern; nach Rousseau mußte sie durchaus ungetheilt dem Volke bleiben. Hier war also der Punkt, wo die Wege von beyden sich trennten; und es ist leicht, die Ziele zu zeigen, zu denen jeden von ihnen der seinige führen mußte. Locke gelangte so zu dem repräsentativen System, und der beschränkten Monarchie; in der die gesetzgebende Macht entweder ganz oder doch der Hauptsache nach in den Händen der Volksrepräsentation blieb, wenn auch der Regent einen Antheil daran erhielt; Rosseau mußte auf seinem Wege durchaus zu dem Ziele einer reinen Demokratie gelangen, insofern man den Character von dieser darin

setzt, daß die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in den Händen der ganzen Volksgemeinde bleibt, ohne Uebertragung auf Repräsentanten, oder Theilnahme der Regierung an derselben.

Ich hoffe, daß diese Bemerkungen hinreichen werden, die wesentlichen Charactere der politischen Systeme dieser Männer, und zugleich die Puncte zu bezeichnen, bis zu denen sie unter einander übereinstimmen, und alsdann von einander abweichen und verschiedene Wege einschlagen. Was die bloße Speculation über die Begründung der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer rechtlichen Einrichtung sagen kann, scheint der Hauptsache nach durch sie erschöpft; da Hobbes und Rousseau jeder eines der beyden Extreme, der erste das Princip der gänzlichen Uebertragung der gesetzgebenden Gewalt, oder der Souveränität, in die Hände des Regenten; der andere das Princip der gänzlichen Unveräußerlichkeit der gesetzgebenden Gewalt oder der Souveränität in den Händen des Volks aufstellte; Locke aber den Mittelweg zwischen beyden hielt.

Es bleibt übrig, diese Systeme, besonders das von Rousseau, in Rücksicht ihrer praktischen Anwendbarkeit zu betrachten. Alle drey gehen aus von einem Vertrage, der, so wie er supponirt wird, d. i. bey einem Volke, das bisher noch gar keinen Staat bildete, niemals in der Wirklichkeit geschlossen worden ist, noch geschlossen werden konnte. Alle drey entfernten sich also dadurch von der Wirklichkeit, und geriethen auf Wege, die, wenn sie im=

mer weiter davon ableiteten, zu gefährlichen Irrthümern führen konnten. Die politischen Grundsätze von Hobbes konnten dieß indeß darum weniger, weil die unumschränkte Gewalt der Regenten, die er rechtlich zu begründen suchte, um eine solche rechtliche Begründung sich wenig bekümmert, und auch ohne sie sich befestigt; in seinem Vaterlande aber der dortige Gang der Begebenheiten ihnen ihre Autorität, und zugleich ihre praktische Anwendbarkeit, völlig raubte. Die Grundsätze von Locke dagegen waren in England schon der Hauptsache nach geltend gemacht; und trugen in andern Ländern nur dazu bey, jene Vorliebe für Brittische Verfassung, die vor den neuern politischen Revolutionen sich fast durch ganz Europa verbreitet hatte, philosophisch zu begründen. Dagegen aber schwebte das System von Rousseau, ohne alle Stütze in der Wirklichkeit, — ähnlich dem Staate der Vögel in den Wolken beym Aristophanes, — gleichsam ganz frey in der Luft. Denn wenn Rousseau behauptet, daß der allgemeine Wille immer recht ist, und stets auf das allgemeine Beste zielt; so hat er darin zwar allerdings insoweit Recht, daß dieser allgemeine Wille, insofern er das Resultat der reinen Vernunft ist, immer auf das allgemeine Beste gerichtet seyn muß. Aber dieser allgemeine Wille bleibt in praktischer Rücksicht eine gänzlich leere Idee, so lange er kein Organ hat, durch das er rein und sicher sich ausspricht. Rousseau will die Stimme des Volks selbst, seine Versammlungen, zu diesem Organ machen: allein er kann es

selber

selber nicht leugnen und leugnet es auch nicht, daß dieses Organ oft sehr trügerisch ist; oder — in seiner Sprache zu reden — daß der Wille Aller gar nicht immer der allgemeine Wille ist. Das Volk kann irre geleitet, kann verführt werden; und Rousseau weiß dagegen keinen Rath, als — daß man sich davor in Acht nehmen soll *).

Durch alle jene politisch-metaphysischen Speculationen war also im Grunde, sobald von praktischer Anwendbarkeit die Rede war, noch wenig oder nichts gewonnen. Wollte man aber die Hauptfrage: Welches das Organ des allgemeinen Willens seyn solle? auch übereinstimmend mit Rousseau beantworten, so konnte auch nicht viel dadurch geschadet werden, weil in jedem irgend beträchtlichen Staat sein System durchaus unausführbar seyn mußte. Da er keine Uebertragung des souveränen Willens auf Repräsentanten zugiebt, so setzt er nothwendig allgemeine Volksversammlungen voraus, die bey jeder Gelegenheit zusammengerufen werden; die wohl in mäßigen Städten mit ihrem Gebiet, aber nicht in großen Reichen möglich sind. Auch sagt Rousseau selber, daß große Staaten sich nur durch Föderationen vieler kleinen bilden sollten. Hätte also die Parthey, welche in Frankreich seine Schrift zu ihrem Evangelium machte, consequent handeln wollen, so sieht man leicht, welches sein Schicksal hätte seyn müssen, wofern er noch am Leben gewesen wäre. Als Gegner des repräs

*) Man sehe das wichtige Capitel Contrat social II, 3.

sentativen Systems, das sie in seinem ganzen Umfange aufstellte, und als Vertheidiger der föderativen Republik, welches nach ihren Grundsätzen Todesverbrechen war, wäre er doppelt reif für die Guillotine gewesen!

Dennoch aber ward Rousseau's Einfluß auf die Revolution unermeßlich groß. Nicht in dem Sinne des Worts, als wenn er der Urheber derselben gewesen wäre; — nur Kurzsichtige können so etwas behaupten! — sondern insofern, weil die Richtung, welche die Revolution nahm, großentheils durch ihn bestimmt wurde. Man bedurfte eines großen Namens; einer hohen Autorität; man griff also einzelne seiner Ideen auf; die der Volkssouveränität; die der Freyheit und Gleichheit; die der gänzlichen oder möglichsten Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt; und machte diese zur Grundlage des neuen Systems. Allerdings war es Rousseau, der diese Ideen, — wenn auch nicht zuerst aufgestellt, — doch am meisten ausgebildet und verbreitet hatte; aber wenn er auch je eine gänzliche Zertrümmerung der bestehenden Ordnung der Dinge gewollt hätte, um sein System praktisch zu machen (und nie hat Rousseau Veranlassung gegeben, dieß von ihm zu glauben); so hätte er doch nimmermehr jene partielle Anwendung billigen können. Dieß war Mißbrauch, und es ist ungerecht, ihn dafür verantwortlich machen zu wollen.

So bereitwillig wir nun aber auch sind, Rousseau von dem Vorwurf frey zu sprechen, daß er po=

litische Umwälzungen bezweckt habe; so wenig kann es doch geleugnet werden, daß nicht nur diejenigen, die Europa seitdem erfahren hat, sondern auch die, von denen es noch bedroht wird, durch die Hauptidee herbeygeführt sind, welche die Grundlage seines Systems ausmacht. Diese Hauptidee ist die der Volkssouveränität. Das Gefährliche dieser Idee für die praktische Politik lag aber nicht sowohl in ihr selbst; denn allerdings kann die Souveränität bey dem Volke seyn; als vielmehr darin, daß Rousseau glaubte, dieselbe mit der Monarchie vereinigen zu können. Es wurde dadurch die Grenzlinie zwischen der Monarchie und der Republik gänzlich verwischt; und sofort der Weg zu Irrthümern gebahnt, deren Gefahren Europa nur zu theuer gebüßt hat; und zum Theil noch gegenwärtig büßt. Nachdem Jahrhunderte hindurch über Politik geschrieben worden; nachdem Monarchie und Republik unzähligemal als sich entgegen stehende Staatsformen geschildert worden; sollte man doch wohl glauben, daß der unterscheidende Character von beyden längst bestimmt, die feste Grenzlinie längst gezogen sey. Wenn aber ein Denker, wie Rousseau, diese nicht kennt oder verwischt, wenn in der praktischen Politik von ganzen Nationen und ihren Stellvertretern dasselbe geschieht, sind wir dann nicht berechtigt zu schließen, daß sie entweder noch gar nicht bestimmt gezogen, oder — was für die praktische Politik dasselbe ist — daß sie wieder in Vergessenheit gerathen sey? Gleichwohl gab es noch gewiß keinen Zeitpunct, in dem dieser

Irrthum so gefährlich geworden wäre, als der jetzige. Es handelt sich nicht mehr von bloßen Speculationen der Theoretiker; es ist die Rede von dem, was mit furchtbarer Gewalt in die Wirklichkeit tritt. Europa, nachdem es den Gefahren der demokratischen Stürme entgangen zu seyn schien, steht auf dem Punct, in seiner Mitte monarchische Republiken, oder Republiken unter dem Namen von Monarchieen, entstehen zu sehn. Wir halten diese Gefahren für noch größer als die überstandenen. Ueber den Vorzug von Monarchieen und Republiken läßt sich nichts im Allgemeinen sagen; man kann glücklich oder unglücklich, je nachdem die Umstände sind, in den einen oder den andern leben; aber ein Volk (von Einzelnen ist nicht die Rede) kann nie in einer Pseudo-Monarchie oder Pseudo-Republik glücklich seyn; weil ein solcher Staat stets im Widerspruch mit sich selber steht. Das vormalige Polen mag zum Beyspiel und zur Warnung dienen!

Wir verlangen also *wirkliche* Monarchieen, oder *wirkliche* Republiken. Das Europäische Staatensystem war aber seit Jahrhunderten ein monarchisches System. Alle Hauptstaaten waren und hießen Monarchieen; die Freystaaten, die zu demselben gehörten, waren vom zweyten oder dritten Range. Sollte dieser Character in den entgegengesetzten umgewandelt werden, so könnte es nicht ohne die größten Erschütterungen geschehen. Wo ist nun aber die Grenzlinie zwischen beyden? Wir kennen nur Eine: *die des Besitzes der Souveränität oder höchsten Gewalt.* Der wesentliche Character der Monarchie

besteht darin, daß diese bey dem Fürsten; der wesentliche Character der Republik, daß diese bey dem Volke, oder gewissen Abtheilungen des Volks ist. Eine Republik so gut wie eine Monarchie kann ein einzelnes Oberhaupt haben. Aber das Verhältniß dieses Oberhaupts zum Volk ist verschieden. In der Monarchie steht es über dem Volke; in der Republik unter demselben. Im erstern Fall ist dieser Obere Fürst, Souverän (welchen Titel er sonst führen mag); im andern Fall ist er Magistrat *). Der gemeine Sprachgebrauch, das stete Echo des gesunden Menschenverstandes, hatte auch längst darüber entschieden; nur die Sophismen der Theoretiker ha=

*) Wir haben hier scheinbar eine hohe Autorität gegen uns, die Friedrich's des Großen, der sich selber einen Diener des Staats nannte, der seine Pflicht wie Andere thun müsse. Gewiß war indeß Friedrich Herr in seinem Staate, und man kann nicht in demselben Verhältnisse Herr und Diener zugleich seyn. Hätte es ihm gefallen, jenen Gedanken weiter zu entwickeln, so würde das Wahre und Falsche darin sich leicht ergeben haben. Allerdings war er Diener im moralischen Sinn, insofern er als Mensch dem Sittengesetz unterworfen war, das dem Fürsten wie dem untersten Diener vorschreibt, seine Pflicht zu thun; aber nicht im politischen Sinn, im Verhältniß gegen den Staat; den er nicht bediente, sondern beherrschte. Uebrigens wußte auch Friedrich recht wohl, daß, und was für ein Unterschied zwischen ihm, dem König, und Washington, dem Präsidenten, sey.

ben die Sache verwirrt. Die Könige von Frankreich und England heißen und sind Souveräns. Der Präsident von Amerika, der Landammann der Schweiz heißt so nicht, und ist es nicht.

Aber dieses über dem Volke stehen, diese Souveränität in Monarchieen, was schließt sie wesentlich in sich? was nicht? Nur die bestimmte Beantwortung dieser Frage kann uns in den Stand setzen, darüber zu urtheilen, was zu der Erhaltung des monarchischen Princips in bestehenden Staaten wesentlich erforderlich ist.

Sie schließt zuerst in sich: daß dem Fürsten der Besitz seiner Würde unabhängig vom Volk ist; mit andern Worten, daß er erblich und unverletzlich ist. Wahlreiche sind keine wahre Monarchieen, wenn die Wahl nur persönlich, ohne Erblichkeit, ist. Der nur für seine Person Gewählte bleibt durch den Act der Wahl stets dem Volke untergeordnet; welche Vorrechte man ihm auch der Form nach geben mag. Wer nur für seine Person gewählt ist, kann auch von den Wählern wieder abgesetzt werden; mag das Gegentheil auf dem Papier stehen oder nicht. Anders ist es mit dem mit Erblichkeit Gewählten. Solche Fälle können eintreten durch das wirkliche Erlöschen des regierenden Hauses, oder Abdankung u. s. w., wenn keiner da ist, der als Erbe Ansprüche machen könnte. Es sind Unfälle, denen menschliche Kraft und Weisheit nicht vorbeugen kann; wo man sich hilft so gut man es vermag, und wo dann Wahl das einzige, oder doch das vernünftigste Mittel bleibt. Aber die

Wahl mit Erblichkeit erhebt den Gewählten auch so- fort über das Volk, oder die Wähler; weil der Besitz des Throns ein nicht mehr blos persönliches Vorrecht, sondern Vorrecht der Dynastie bleibt. Man begreift unter Wahlreichen daher sehr richtig auch nur diejenigen, welche bey jeder Thronerledigung die Besetzung des Throns durch Wahl vorschreiben. Daß solche Wahlreiche nicht nur die unglücklichsten von allen in Beziehung auf sich selbst, sondern auch in Beziehung auf andere, als Mitglieder eines Staatensystems sind, lehrt die Geschichte auf allen Seiten. Zum Glück für das Europäische Staatensystem sind die Wahlreiche aus demselben gänzlich verschwunden (den Kirchenstaat wird man schon wegen der Art der Wahl schwerlich dahin rechnen wollen); und mit ihnen die Gefahr, daß bey der Erledigung des Polnischen Königs- oder Deutschen Kayserthrons Kriege entstehen, die mehr wie halb Europa in Flammen setzen. Die Unverletzlichkeit, d. i. daß der Fürst für seine Person nicht zur Verantwortung und also auch nicht zur Strafe gezogen werden kann, versteht sich in der ächten Monarchie, wo der Fürst über dem Volk steht, ganz von selbst; denn wer könnte ihn hier rechtlich zur Verantwortung ziehen? Wird dieses dennoch als Artikel in unsern neuen Constitutionen aufgenommen, so ist es entweder überflüssig, oder ungereimt. Ueberflüssig in der ächten Monarchie; ungereimt in der unächten; wo dem Volk die Souveränität beygelegt wird; denn es ist widersprechend, einem Untergeordneten die Nichtverantwortlichkeit gegen den Höhern beyzulegen. Auch wissen wir,

daß in solchen Staaten, trotz aller Erklärungen auf dem Papier, der Weg zur Absetzung, zum Kerker, und selbst zum Blutgerüst, den Fürsten zu jeder Zeit offen steht.

Der Begriff der Souveränität schließt ferner nothwendig in sich, daß in den Angelegenheiten des Staats nichts ohne und gegen den Willen des Souveräns geschehen darf. Wo dieß geschehen kann, bleibt er nicht der Höchste; er hört auf Souverän (supremus) zu seyn. Aus dieser Grundbestimmung, die aus der Natur der Dinge hervorgeht, ergiebt sich das Verhältniß, in welchem in constitutionellen Monarchieen der Souverän gegen das Volk oder dessen Bevollmächtigte stehen muß; und die Grenzlinie läßt sich ziehen, die nicht überschritten werden darf, wenn er Souverän bleiben soll.

Das Wesen dieser Monarchieen besteht darin, daß es in ihnen eine Volksbehörde giebt, man pflegt sie gewöhnlich Kammern zu nennen, welche das Volk bey dem Fürsten (nicht, wie man nur zu häufig annimmt, gegen den Fürsten, als wenn beyde ein verschiedenes Interesse hätten, das ja nur das Wohl des Staats seyn kann) vertritt; die zwar allerdings eine nicht blos berathende, sondern mit beschließende Behörde ist; aber doch in einer gewissen Abhängigkeit von dem Fürsten stehen muß, wenn er Souverän bleiben, wenn er Fürst seyn, und nicht blos so heißen soll. Auf das Verhältniß, in welches der Fürst gegen die Kammern gestellt ist, wird bey der Aufrechthaltung des monarchischen Princips das Meiste an-

kommen; es frägt sich also, welche Rechte in dieser Rücksicht ihm bleiben müssen?

Wenn wir hier von Kammern sprechen, so setzen wir dabey voraus, daß beyde, oder wenigstens Eine derselben, aus gewählten Volksdeputirten besteht. Daß die Versammlung aus zwey Kammern bestehe, wovon die eine aus nicht gewählten Mitgliedern zusammengesetzt ist, die entweder durch die Geburt, oder durch die Ernennung des Fürsten ihre Plätze erhalten, scheint für die Erhaltung des monarchischen Princips allerdings vortheilhafter, wenn man auch nicht behaupten kann, daß es durchaus nothwendig sey. Adelskammern sind nicht nothwendig und zu jeder Zeit Stützen des Throns; daß sich auch in ihnen eine mächtige Opposition bilden kann, hat noch kürzlich das Beyspiel von Frankreich gezeigt. Die Theilung in zwey Kammern sichert aber allerdings mehr vor übereilten Beschlüssen; und verhindert es, daß sich so leicht eine Faction bilden kann, die ihrem Interesse das Interesse des Staats unterzuordnen bereit ist. Die Theilung in zwey Kammern setzt übrigens voraus, daß sie kein getheiltes Interesse haben; und die Mitglieder der Einen keine der andern lästige Vorrechte genießen; wie wäre sonst Einigkeit zwischen ihnen zu erwarten?

Die Rechte des Fürsten im Verhältniß gegen die Kammern, insoweit sie aus dem Begriff der Souveränität fließen, lassen sich unter drey Classen bringen: Rechte in Beziehung auf die äußere Form; in Beziehung auf die zu verhandelnden Gegenstände;

endlich in Beziehung auf den Antheil des Fürsten an der Berathung, und seinen Einfluß auf dieselbe.

In Beziehung auf die äußere Form liegt es in dem Begriff der Souveränität, daß die Kammern dem Fürsten streng untergeordnet sind. Diese äußern Formen sind die Schranken, welche die Souveränität gegen die Eingriffe der Kammern schützen sollen; sie müssen durch die Verfassungsurkunde bestimmt seyn; dem Fürsten liegt es ob, sie aufrecht zu erhalten. Die Kammern dürfen sich also nicht ohne und gegen seinen Willen versammeln; sondern in Folge seiner Aufforderung; sie werden durch ihn eröffnet, prorogirt, von ihm geschlossen; und zu jeder Zeit muß ihm das Recht zustehen, die Kammer der gewählten Deputirten aufzulösen, und eine andere an ihre Stelle wählen zu lassen. Wo Kammern sich aus eigener Autorität versammeln, prorogiren und aufheben können, geschieht schon die Versammlung ohne den Willen des Fürsten, was mit der Souveränität unverträglich ist; und gewiß auch bald gegen denselben. Eine von dem Fürsten unauflösliche Kammer steht aber schon an und für sich über dem Fürsten. Er hat kein Mittel, sich ihrer Tyranney zu entziehen, wenn sie in eine Faction ausartet; kein Mittel, sich zu überzeugen, inwiefern sie dem Willen ihrer Committenten entspricht, oder mit diesem im Widerspruch steht. Nur eine neue Wahl kann ihm davon die Gewißheit geben. Nicht also blos das Interesse des Fürsten, sondern auch das Interesse des Volks er=

fordert es, daß eine gewählte Kammer stets von dem Fürsten auflöslich ist.

In Beziehung auf die in den Kammern zu verhandelnden Gegenstände bemerken wir vor Allem, daß alle äußern Verhältnisse des Staats ihnen völlig fremd bleiben, und gänzlich in den Händen des Fürsten bleiben müssen. Der Fürst muß in den Verhandlungen mit andern Staaten von diesen als Repräsentant seines Staats betrachtet werden; sonst können sie nicht mit ihm mit Sicherheit unterhandeln. Geschieht dieses nur sub spe rati, so wird er von ihnen nicht mehr als Souverän betrachtet, sondern als einem höhern untergeordnet. Die Erhaltung des monarchischen Princips erfordert also nach unserer Ansicht unbedingt, daß nicht nur alle Handels- und Allianzverträge durch ihn geschlossen werden; sondern Kriegserklärungen und Friedensschlüsse blos von ihm abhängen. Dieß schließt aber keineswegs aus, daß in den Kammern nicht über auswärtige Verhältnisse gesprochen, daß geschlossene Verträge u. s. w. nicht beurtheilt, nicht billigend oder mißbilligend erwähnt werden dürften. Inwiefern dieß rathsam seyn mag oder nicht, ist eine Frage, die die Politik auszumachen hat; sie liegt hier außer unserm Gesichtskreise, da sie keine Beziehung auf die Erhaltung des monarchischen Princips hat.

Der Wirkungskreis der Kammern, als mitbeschließende Behörde, beschränkt sich also nur auf die innern Angelegenheiten, Gesetzgebung und Besteuerung. Bey diesen findet keine Verhandlung

mit einem Dritten statt; in den gemeinschaftlichen Verhandlungen zwischen beyden bleibt aber das monarchische Princip durch das Veto aufrecht, das unbedingt dem Fürsten zustehen muß. Man hat, der beliebten Volkssouveränität zu Gefallen, neuerlich wiederholt versucht, dieß Veto dahin zu beschränken, daß der Fürst ein oder auch zweymal seine Bestätigung abschlagen darf; alsdann aber auch das Gesetz ohne dieselbe gilt. Es fällt in die Augen, daß diese Einrichtung mit dem monarchischen Princip durchaus unverträglich, und außerdem widersinnig ist. Unverträglich damit, weil sie annimmt, daß etwas ohne und wider den Willen des Fürsten Gesetz werden kann; widersinnig, weil man keinen Grund einsieht, weßhalb das monarchische Princip nicht lieber sogleich, als erst nach zwey oder drey Jahren aufgehoben werden soll. Allerdings ist der Gebrauch des Veto in jedem einzelnen Fall ein Uebel, da es einen Zwist zwischen dem Fürsten und den Kammern voraussetzt; wenn es aber auch, wie in England, zu einer bloßen Form wird, so ist es doch von Wichtigkeit, daß dem Fürsten das Recht erhalten werde, da Zeitumstände es wichtig machen können.

Es bleiben die Verhältnisse des Fürsten zu den Kammern übrig in Beziehung seines Einflusses auf dieselben. Das monarchische Princip setzt voraus, daß dem Fürsten das Recht zustehe, Anträge und Gesetzvorschläge an die Kammern zu bringen; er besitzt, nach der Kunstsprache, das Recht der Initiative. Aber die Frage entsteht, ob dieses

Recht ihm allein und ausschließend zukommt; er also die alleinige Quelle der Gesetzgebung ist; oder ob es auch den Mitgliedern der Kammern eingeräumt werden müsse? Unter der Voraussetzung, daß dem Fürsten das Recht der Annahme oder Verwerfung bleibt, scheint die ausschließliche Initiative kein nothwendiges Element der Souveränität zu seyn; sie völlig den Kammern zu verweigern, wäre selbst zweckwidrig, da es ihnen frey stehen muß, Bedürfnisse der Nation zur Sprache zu bringen. Aber dieser Zweck kann auch erreicht werden, wenn es den Kammern nur eingeräumt ist, unter bestimmten Formen die Regierung um einen Gesetzvorschlag zu ersuchen; so daß dieser dennoch allein die förmliche Initiative verbleibt. Es scheint diese Einrichtung schon deßhalb vorzuziehen, weil dadurch ein Streit zwischen den Fürsten und Kammern, wo nicht gänzlich verhindert, doch sehr erschwert wird. Was aber bey einzelnen Völkern aus besondern Ursachen rathsam seyn mag, ist nicht der Gegenstand dieser Untersuchung.

Wenn das monarchische Princip es erfordert, daß der Fürst Vorschläge an die Kammern bringen darf; so folgt daraus von selbst, daß er auch die Mittel haben muß, die Kammern von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Vorschläge zu überzeugen, und sie zu der Annahme derselben zu bewegen. Er muß also Einfluß auf die Kammern haben; da die Gesetzvorschläge motivirt, und in den Debatten vertheidigt werden müssen. Durch wen kann er aber diesen Einfluß besser ausüben, als durch

die Minister? Sind sie nicht das natürliche Organ des Fürsten? Die Minister also sollen Sitz und Vortrag in den Kammern haben; ob als Minister, oder als gewählte Mitglieder ist wesentlich nicht verschieden. Nichts ist widersinniger als die Beschränkung, oder gar Ausschließung der Minister von den Kammern, um, wie man sagt, den zu großen Einfluß der Regierungen zu hindern. Nur jene falsche Ansicht, daß Regierung und Kammern sich feindlich einander gegenüber stehen, hat solche Maaßregeln herbeyführen können. Wenn aber Fürst und Kammern sich mit einander verständigen sollen, durch wen kann es besser als durch die Minister geschehen, die am besten die Gründe der Vorschläge kennen müssen, die von ihnen herkommen?

Bedarf es übrigens noch der Erinnerung, daß das monarchische Princip voraussetzt (was schon jedem Privatmann zusteht), daß der Fürst sich seine Diener und Rathgeber, seine Minister und seinen Staatsrath nach eigenem Ermessen wählen, und sie wiederum entlassen kann? Fast scheint es unglaublich, daß man dieses Recht ihm hat streitig machen können. Kammern, die sich das Recht anmaßen, ihrem Fürsten seine Diener oder Räthe vorzuschreiben, greifen dadurch nicht blos in die Sphäre der Regierung ein; sondern erklären auch ihren Fürsten auf immer für unmündig; sich selber aber für eine Faction, die jede andere Stimme, als die ihrige, schon im voraus verstummen machen will.

Es war nur unsere Absicht, in allgemeinen Umrissen die Verhältnisse anzudeuten, in welchen Fürsten gegen ihre Kammern stehen müssen, wenn das monarchische Princip aufrecht erhalten werden soll. Es bleibt den Politikern überlassen, diese Umrisse weiter auszuführen. Denjenigen, welche glauben, daß den Regenten hier zu viel eingeräumt seyn möchte, zeigt das Beyspiel Großbritanniens, wo alle diese Bedingungen erfüllt sind, daß mit jenen Rechten des Souveräns Nationalfreyheit vollkommen bestehen kann; vorausgesetzt, daß man eine wirkliche Monarchie, und keine Republik will *). In diesem Staat hat durch einen günstigen Zusammenfluß von Umständen in dem langen Laufe der Zeit sich diese Verfassung

*) Hoffentlich wird man dem Verfasser deßhalb nicht sofort das Project beylegen wollen, die ganze Brittische Verfassung auf die Staaten des Continents übertragen zu wollen. Er weiß so gut wie Andere, daß dieß, und warum es unmöglich ist. Ja! selbst wenn es möglich wäre, würde er es gar nicht für wünschenswerth ansehen. Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Verfassungen ist die unerlaßliche Bedingung unserer politischen Cultur, und damit unserer Cultur überhaupt. Aber kann uns dieß hindern, einzelne practische Ideen aus einem großen uns aufgestellten Muster zu entlehnen; sobald es nur mit der gehörigen Rücksicht auf unsere Verhältnisse geschieht? Zu behaupten, daß Nichts von dort bey uns anwendbar sey, ist eben so verkehrt, als daß Alles anwendbar sey.

von selbst gebildet. Er ist nicht in dem Fall der Staaten des Continents, sich erst eine Constitution geben zu müssen, und so kann also dort auch nicht die Frage entstehen, die hier entstanden ist: von wem diese Constitution ausgehen müsse? Sie scheint an sich sehr leicht zu beantworten: von dem Souverän; also in monarchischen Staaten von dem Fürsten; in Republiken von dem Volk oder dessen Stellvertretern. Die Antwort ist nur dadurch erschwert worden, daß man die Ideen der oben erwähnten Schriftsteller von dem Ursprung der Staaten auf die jetzigen Zeiten hat anwenden wollen; wo doch eine solche Anwendung durchaus nicht statt finden kann. Alle jene Schriftsteller nehmen einen Naturstand an, aus dem das Volk in die Staatsverbindung tritt. Ein solcher Naturstand aber ist in keinem der neuern Staaten vorhanden, die sich constitutionelle Einrichtungen geben wollen. In jedem derselben ist schon ein Souverän; wem anders als ihm kann es zukommen, die Quelle der veränderten Einrichtungen zu seyn? Nur wenn man annimmt, was Rousseau annahm, daß auch in der Monarchie neben dem Fürsten eine schlafende Volkssouveränität fortläuft, die bey jeder Gelegenheit geweckt ins Leben treten kann, ist eine solche Annahme möglich. Wenn aber nach unserer Ansicht in schon vorhandenen Staaten nicht blos die Convenienz, sondern auch das Recht es fordert, daß eine neue Verfassungsurkunde von oben her kommt; so schließt dieß keineswegs aus, daß eine berathende Behörde,

selbst

selbst eine berathende Volksbehörde, dem Fürsten bey Entwerfung derselben zur Seite stehe. Nur das aber, glauben wir, erfordert nothwendig die Aufrechthaltung des monarchischen Princips, daß jene Behörde nicht mehr als berathende Behörde sey. Wohin das Gegentheil führt, haben mehrere Erfahrungen der neuern Zeit gezeigt. Die allgemeine Annahme einer Constitution durch Volksstimmen kann nie mehr als eine leere Form seyn; die förmliche Bestätigung durch Stände erzeugt leicht größere Gefahren, als die man von einer Ertheilung von oben befürchtet. Wäre es möglich, wenn auch etwa nur in den Deutschen Bundesstaaten, über die Grenzlinie überein zu kommen, welche bey der Einführung ständischer Verfassungen zwischen den fürstlichen und ständischen Rechten gezogen bleiben muß; würden etwa die oben angegebenen Puncte als vorläufige, sich von selbst verstehende, Puncte angenommen, so würde das Weitere meist in örtlichen Modificationen bestehen, die durch gemeinschaftliche Berathung sich leicht bestimmen ließen.

Die Stimme der Völker, welche constitutionelle Einrichtungen fordert, ist zu laut geworden, als daß sie sich allenthalben ohne Gefahr ersticken ließe. Aber eben so gewiß ist es auch, daß man von jenen veränderten Staatsformen viel mehr erwartet, als sie an und für sich leisten können. Diejenigen, die über die Formen der Staatsverfassungen speculirten, und neue Grundsätze darüber aufstellten, hätten zugleich versuchen sollen, die wahre Wichtigkeit der

Staatsformen zu würdigen; sie hätten zeigen sollen, was eine Staatsform überhaupt seyn und leisten kann. Aber indem sie dieses übersahen, indem sie sich ihren metaphysischen Speculationen ohne allen Rückhalt überließen, verursachten und befestigten sie immer mehr den Wahn, daß auf diese Formen Alles ankomme; und eigentlich von ihnen, nicht aber von dem Geist der Regierung und der Administration, das Wohl oder Weh der Staaten abhange. So gewöhnte man sich immer mehr, den Staat als eine Maschine zu betrachten; und indem man nun von Staatsmaschinen sprach, entstand daraus der verderbliche Wahn, daß man diese Maschinen, so wie jede andere, aus einander nehmen und wieder zusammensetzen könne. Man vergaß also, daß hier nicht blos mechanische, sondern geistige Kräfte wirken! Was ist aber jede Staatsform an und für sich weiter, als eine leere Form? Was ist sie weiter — um mich eines, für einen solchen Gegenstand vielleicht zu wenig edlen, aber gewiß passenden, Gleichnisses zu bedienen, — als das Gleis, worin der Wagen gehen soll? Freylich ist es gar nicht gleichgültig, wie dieses Gleis beschaffen ist. Ist es eben und bequem, so wird die Fahrt auch leichter und bequemer seyn; ist es uneben, so wird man öfters anstoßen; es wird eine Ausbesserung nöthig seyn; ja! ist es unbrauchbar, so muß man es gänzlich verlassen; aber sey es auch noch so vortrefflich, — wird daraus folgen, daß der Wagen gewiß darin bleiben wird? Würde das Gleis ihn dazu zwin-

gen können? Dieß hängt von dem Gespann und von dem Lenker ab! Ohne Bild! Mit allen Staatsformen an und für sich ist wenig gethan, wenn nicht Moralität und Aufklärung der Regierung und der Nation hinzukommen. Eine Staatsform aber zu bilden, die in sich selbst die Garantie ihrer Dauer trägt, ist eine noch viel größere Ungereimtheit, als ein perpetuum mobile erfinden zu wollen, das sich ewig durch sich selber bewegt!



